Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

	6 fl.	— kr.
Für ein halbes Jahr mit . .	3 fl.	— kr.
Für einen Monat mit . . .	— fl.	45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . .	— fl.	2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt

	9 fl.	— kr.
Für ein halbes Jahr . . .	5 fl.	— kr.
Für einen Monat	1 fl.	— kr.
Für 1 Band per Tag	— fl.	3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

<366202078600014

Ein Glückskind.

Zweiter Theil.

Ein Glückskind.

Roman

von

Rudolf von Kendell.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1859.

XIII.

Felix war von Raudon auf wenig betretenen Waldwegen oder auch zu Wasser längs dem Strome hinab nach der Oberförsterei Birkenhorst gebracht worden, nach der Flur, auf welcher er als Knabe gespielt. Der alte Freiherr hatte ihm das Wort abgenommen, nirgends öffentlich sich zu zeigen, ehe er den vaterländischen Boden verlassen, auch auf demselben nirgends länger zu verweilen, als es durchaus nothwendig sein würde. Demgemäß blieb Felix nur so lange in Birkenhorst, bis er daselbst einige Stunden mit seinem aus Tillstadt herübergeholten Vater verlebt hatte und bis die nöthigen Vorkehrungen zu seiner Weiterreise nach Windenburg getroffen waren. Der Vater schüttelte den Kopf zu des Jünglings Plane, nach Algier zu gehen, und meinte, er solle die von seinem Gönner ihm freundlich gereichten Mittel lieber zu musikalischen Studien in Paris oder Italien verwenden; aber Oheim

Friedrich war sehr dafür, daß Felix sich im Kriege versuchen solle. Der alte Jägersmann hatte selbst die Befreiungskriege mitgemacht und erinnerte sich seiner vielfachen Abenteuer aus jener Zeit stets mit großer Lust und Befriedigung; er meinte, nichts sei bildender für den Charakter und die Fähigkeiten eines jungen Menschen als einige Kriegsjahre, und was die Gefahren beträfe, so sei das nur reine Einbildung; der Mensch sei hinterm Ofen nicht sicherer vor dem Tode als im Kartätschenfeuer; überall stehe er in Gottes Hand, und wenn er selbst die Wahl habe, so wolle er gewiß lieber auf dem Schlachtfelde sterben, von Kanonen umdonnert, als im Bette von alten Weibern umwinselt. Daß Felix überall in Gottes Hand stehen werde und daß ohne des Höchsten Willen kein Sperling vom Dache falle, das mußte der Cantor seinem Bruder zugeben und sich endlich mit diesem Troste dem dringenden Wunsche des Jünglings fügen. Als vor dem Scheiden Vater und Sohn noch eine Weile allein waren, konnte Felix nicht unterlassen zu fragen: ob der Vater wol den Rittmeister Julius von Rudau gekannt habe, dem er, Felix, so sehr ähnlich sehen solle?

Der kleine Alte blickte auf diese Frage schweigend in die Höhe, bis in seinen hellen Augen Thränen zitterten; dann antwortete er: Gekannt? — geliebt hab'

ich ihn, wie dich und deine Mutter! — aber ich darf nicht davon reden; ein Schwur, durch den ich deiner Mutter und dein eigenes Leben retten mußte, bindet mir die Zunge; drum frage mich nicht weiter, lieber, lieber Sohn meines Herzens!

Und er faltete die Hände über des Jünglings Haupte, der, ihn umfassend, vor seinem Sessel kniete, und betete Segen vom Himmel auf ihn herab, bis sie voneinander schieden.

Der Oberförster brachte selbst seinen Neffen bis zu einem Fischerdorfe am Litauischen Haff; von da schiffte Felix allein nach der Nehrung hinüber, überschritt dieselbe zu Fuß und nahm am Meeresufer wieder ein Fischerboot, welches ihn glücklich nach Windenburg zu dem uns schon bekannten Herrn von Meerheim brachte, an welchen er durch den alten Freiherrn empfohlen war.

Die Sonne war schon im Untergehen, als Felix mit dem Schiffer, der sein Gepäck trug, die steilen Lehmberge, welche hier das Seeufer bildeten, hinanstieg. Oben angekommen wendete er athemschöpfend den Blick zurück und freute sich der unendlich freien Aussicht. Er war schon in den Pfingstferien des vergangenen Jahres hier gewesen, als er mit einigen Commilitonen von der Universitätsstadt aus den hiesigen Ostseestrand bereist hatte. Damals war diese achttägige

Strandreise, um die See kennen zu lernen, ein großes Ereigniß für ihn gewesen; wie hatte seitdem sein Leben sich reich entfaltet, welch andern Ereignissen ging er nun entgegen! Damals meinte er als fröhlicher Knabe der reinen glänzenden, in ewiger Bewegung ruhenden Fläche entgegengejauchzt zu haben, jetzt als entschlossener Mann mit erweiterter Brust den mächtigen Meeresathem als ein gleichartiges oder doch befreundetes, verstandenes Element in sich hineinzuziehen. Und wie es zu Gefahren lockte, zu Kämpfen stählte, zu himmlischer Ferne hinzog, so grüßte das gewaltige Meeresauge ihn doch zugleich innig vertraut, wie Maria's reiner tiefblauer Liebesblick. Er mußte sich gewaltsam abwenden, um endlich sein heutiges Reiseziel zu erreichen. So schritt er denn rasch längs der Laubholzpflanzung über die kurzberaste Weidefläche zum Wirthschaftshofe von Windenburg hin, an dessen anderm Ende das Wohnhaus Meerheim's lag. Mitten auf dem Hofe wurde er durch sanfte Tonschwingungen in seinem raschen Gange gehemmt; sie kamen von einer Aeolsharfe, die aus dem wenig geöffneten Fenster herüberklang; das war für ein musikalisches Ohr wahrlich ein freundlicher Gruß. Und innen im Hause wurde er auch mit freundlichem Händedruck begrüßt von Meerheim und Heinrich, dem Vater Maria's, welcher

vor seiner Abreise nach Waldhausen dem nachbarlichen Freunde noch einen Besuch machte; Birkenuikken lag ja nur eine starke Meile von Windenburg entfernt.

Nachdem Meerheim Felix begrüßt hatte, schloß er sogleich das Fenster und ließ dadurch die Aeolsharfe verstummen. Felix bedauerte die ätherische Musik gestört zu haben und bat, dieselbe forttönen zu lassen; Meerheim aber entgegnete: Nein, das geht nicht; entweder Musik oder Gerede; und da wir doch miteinander sprechen wollen, so muß vorläufig die Aeolsharfe schweigen.

Sie sehen, Freund Marin hält die Sonderung des Verschiedenartigen rücksichtslos fest, sagte Heinrich lächelnd zu Felix.

Nun ich denke, ihr werdet mir als Musiker beide beistimmen, wenn ich Gespräch und Musikhören für unverträglich miteinander halte, entgegnete Meerheim. Aber sagen Sie, wie geht es in Waldhausen?

Felix übergab nun die Briefe von dort und berichtete über das Befinden aller daselbst verweilenden Freunde, wovon er nur Gutes zu sagen hatte. Bald wurde das Gespräch durch den Eintritt zweier Knaben unterbrochen, welche Heinrich als seinen Sohn Leopold und Fritz Eberwehr, den Bruder von Hans, vorstellte; man schritt zur Abendmahlzeit, nach welcher die Knaben,

ermüdet vom Umhertummeln zu Fuß und zu Roß im Freien, ihr Lager suchten. Meerheim öffnete nun, nachdem man ins Wohnzimmer zurückgegangen war, ein Tasteninstrument, welches einem Positiv ähnlich gebaut war, von demselben aber sich dadurch unterschied, daß der Spieler es in seiner Gewalt hatte, die darauf angegebenen Töne wie bei Streichinstrumenten oder menschlicher Stimme anschwellen und abnehmen zu lassen. Meerheim hatte es unter dem Namen Aeolodicon gekauft und spielte nun, um Felix mit dem Mechanismus desselben bekannt zu machen, eine langsame feierliche Melodie darauf. Zu raschern Tempos war das Instrument unbrauchbar, aber einfache Melodien, von sanft verhallenden Accorden getragen, klangen auf demselben sehr rein und schön, weit lebensvoller als etwa auf einer Orgel. Nun mußte Felix, nachdem er vorher genau instruirt und auf alles, was dem Instrumente schaden könne, sehr eindringlich aufmerksam gemacht worden war, sich daran niedersetzen und es zu spielen versuchen, was ihm in kurzem so wohl gelang, daß die beiden Männer, die ihm zuhörten, sich leise auf das Sofa zurückzogen und von da lautlos den sanft, wie auf Schwanenfittichen über Meere hinschwebenden Harmonien lauschten, welche der junge Musiker aus den reichen Quellen seiner liebenden

Seele in den Organismus des leblosen Menschenwerks strömen ließ, sodaß es, davon erfüllt, selbst ein beseeltes Wesen schien, welches ein hohes Lied von überirdischer Schönheit und Liebe sang.

Felix ließ den letzten Accord aushallen und stand dann auf; er konnte sein eigenes Spiel nicht länger ertragen. Marin, der sogleich mit ihm das Bedürfniß fühlte, die weich gerührte Stimmung abzubrechen, stand auf und bot Cigarren an. Heinrich begann das Gespräch, indem er sagte: Ich weiß wahrlich nicht, ob ich den Klang dieses Instruments, wenn es so gespielt wird, wie wir es eben hörten, nicht über jeden andern, der auf Instrumenten hervorgebracht werden kann, stellen möchte. Nur etwa den Klang der Aeolsharfe, die aber freilich auch nicht von Menschenhänden gespielt wird, möchte ich für feiner und poetischer halten.

Es fehlt nur bei der Aeolsharfe, sagte Marin, indem er Felix prüfend anblickte, die menschliche Seele, welche uns die Töne der von Menschenhand gespielten Instrumente verständlich macht.

Sollte das ein Mangel sein? fragte Felix. Dieses willenlose Aufgeben seiner selbst in die Naturtöne ist ja gerade so wunderschön, wenn die Aeolsharfe wie aus einer andern Welt herüberklingt. Zuerst hört man

einen weichen Grundton, wie mitten aus dem fernen stillen Meere der Ewigkeit aufsteigend, dann gesellt sich liebend die hell lobsingende Terz dazu, auch wol Quint und Septime, die letztere klingt aber nicht klagend, sondern, ich möchte sagen, zärtlich rufend, Sehnsucht erzeugend — dann verstummt alles, nur der tiefe Grundton summt leise weiter, beruhigend wie eine fromme Sage aus alten Zeiten: „Es ist alles wahr, was du gern glaubst, doch nicht erkennen kannst" — bis dann wieder mit einem male der volle Accord aufrauscht, wie ein ferner Engelchor — o, es gibt keine schönere Musik als die der Aeolsharfe!

Es freut mich, daß Sie so fühlen! rief Marin, für dessen Urtheil Felix eben unbewußt eine weite Stufe höher gestiegen war. Ich will nur wünschen, fügte er kälter hinzu, daß Sie dasselbe Gefühl behalten mögen, wenn Sie die ganze musikalische Gelehrsamkeit in sich gesogen haben.

Und wie sollte das mir schaden? entgegnete Felix lebhaft; wenn irgendeiner der dagewesenen Menschen diese Gelehrsamkeit erschöpft hat, so ist es Beethoven gewesen, und der gerade hat in seiner herrlichsten, in seiner letzten, der neunten Symphonie die wunderbarsten Harmonien unmittelbar der Aeolsharfe abgelauscht, ja ich möchte sagen, von ihr abgeschrieben.

Ja, ja, sagte Heinrich, das ist wahr; es fiel mir auch auf, als ich noch vor kurzem diese Symphonie in Dresden vortrefflich aufführen hörte. Man kann überhaupt wol annehmen, daß unter allen künstlerischen Leistungen diejenige die beste sein wird, welche ein Naturbild wiedergibt, aber so potenzirt, wie sich dasselbe in der Seele des Künstlers spiegelt.

Marin hatte unterdessen die Stimmung der Aeolsharfe berichtigt und dieselbe im Nebenzimmer an dem dazu vorgerichteten Fenster aufgestellt; jetzt kam er zurück und öffnete, um die nöthige Zugluft herzustellen, das entsprechende Fenster auch im Wohnzimmer; da kam der Wind weich vom Meere her und rührte die Saiten zu wunderbaren Tönen — die drei Männer saßen schweigend da und wurden nicht müde den für manches Ohr so monotonen Schwingungen zu lauschen, bis endlich Marin — es war fast eine Stunde vergangen — das Fenster wieder schloß, indem er laut sagte: Es ist Zeit, schlafen zu gehen. Heinrich und Felix sprachen sich gegeneinander noch darüber aus, daß die Aeolsharfe trotz ihrer sanft auflösenden Macht doch zugleich etwas Erfrischendes habe, und folgten dann ihrem Wirthe, der sie zu den Ruhestätten führte.

Am andern Morgen war man zeitig wieder beisammen zum Frühstücken, wonach Heinrich mit den

beiden Knaben abfuhr. Felix gab ihm dankbare Grüße nach Waldhausen mit, welche allerdings noch weit inniger gemeint waren, als er es aussprechen durfte. Während er noch dem fortrollenden Wagen nachblickte, forderte Meerheim ihn schon auf, gleichfalls zur Abreise sich anzuschicken, da er selbst, dem Wunsche des alten Freiherrn zufolge, ihn nach der nächsten Hafenstadt bringen und dort eine Schiffsgelegenheit für ihn suchen wolle. Felix ordnete schnell sein Gepäck und stieg dann zu Meerheim in den leichten offenen Wagen, welchen zwei große starke Pferde, ohne sich anzustrengen, längs dem Meeresstrande rasch fortzogen. Unterwegs fragte Meerheim nach Felix' Reiseplanen und äußerte einiges Staunen über seine Begierde nach Kriegsabenteuern.

Wie Teufel! rief er aus; kann ein guter Musiker von solchem Zerstörungstriebe besessen sein, der ja seiner harmoniefreudigen Natur ganz fremd sein muß! Das ist ja ganz gegen alle Weltordnung! Oder können Sie mir etwa einen Raubvogel nennen, der zugleich singt?

Aber sollte nicht der Mensch die Fähigkeit haben, die Gaben verschiedener Thiergattungen vereinigt zu zeigen? In der Mythenzeit aller germanischen Volksstämme waren die besten Sänger doch zugleich ge-

waltige Recken, und sogar noch in dem geschichtlichen Mittelalter zur Zeit der Hohenstaufen —

Ach, Sie sind ein Romantiker? unterbrach Meerheim den warm werdenden Jüngling in sehr abkühlendem Tone; doch wagte derselbe noch schüchtern die Frage: Und hat nicht Theodor Körner noch vor wenigen Jahrzehnden Leier und Schwert zugleich geführt?

Ei, der war ja ein Schwärmer für Freiheit und Vaterland, aber kein Musikant,

Dem die ew'gen Melodien
Harmonisch durch die Glieder ziehen.

Und nicht einmal Theodor Körner würde nach Algier gezogen sein, um dort Kriegsabenteuer zu erleben, wenn er auch gern mit Leier und Schwert dem Vaterlande sich hingab. Glauben Sie, daß der alte Homer mit vor Troja gezogen wäre? — nimmermehr, obwol er ein Grieche war; nein, seine Lust war's, als Demodokos die Thaten der Helden vor Troja zu besingen; Held und Dichter in einer Person ist ein Unding; der Mensch kann nur eines von beiden recht sein.

Aber Ossian war doch wahrlich ein Held und zugleich ein echter Dichter?

Ach was, romantischer Nebelunsinn!

Napoleon soll ihn doch über alle andern Dichter gestellt haben.

Napoleon hat aber nie selbst ein erträgliches Gedicht gemacht, ebenso wenig als Goethe jemals eine Schlacht gewonnen hat. Nein, nein, beides zusammen geht nicht; da wird dann solch ein sonderbares unbrauchbares Gemisch daraus, wie z. B. bei meinem Vetter Hans Eberwehr, den Sie ja wol in Waldhausen gesehen haben. Liebenswürdig können solche Menschen wol stellenweise sein, aber etwas Tüchtiges leisten werden sie in keiner Weise. Der Mensch kann Gott danken, wenn er in einem Fach zu Bedeutendem befähigt ist, und soll dann diese Anlage nicht durch Dilettiren in allen möglichen Fächern verderben. Gestern, muß ich Ihnen aufrichtig gestehen, erschienen Sie mir als ein bedeutender Musikant, heute dagegen muß ich Sie auch für einen solchen traurigen romantischen Mischling erklären wie Hans Eberwehr, dem der richtige Zug des Genies fehlt, der nämlich: von Kindesbeinen an nach demselben Ziele zu drängen und deshalb bei der Stange zu bleiben. Gehen Sie meinetwegen nach Algier, wenn Sie müssen, aber dann, fürchte ich, wird es mit Ihrem musikalischen Fortschreiten zu Ende sein. Es ist schon sehr bedenklich, daß ein solcher Exceß Ihnen nur irgend in den Sinn kommen konnte; auch scheinen Sie mir freilich bei näherer Ueberlegung viel zu robust gebaut, um ein

anderer Mozart werden zu können. Von einem tüchtigen Tondichter mit athletischem Körper habe ich noch nie gehört; das mag auch wol nicht gemeinschaftlich in dieser Welt vorkommen können.

Felix mußte lachen und fühlte sich gar nicht etwa gekränkt, sondern vielmehr in diesem Moment ganz außer sich heraus als eine Sache, über welche gelegentlich auf originelle Weise philosophisch abgehandelt wurde. Als Meerheim schwieg, sagte er: Wenn ich denn doch zum Musiker zu robust bin, so ist es ja wol gerade recht gut, daß ich mich als Soldat versuchen will; dabei kann mein kräftiger Körper mir gute Dienste thun.

Das wohl, aber Ihre immer nicht unbedeutende musikalische Anlage wird Sie doch stets hindern, sowol an der mathematischen Auffassung und Durchschauung der Kriegsverhältnisse wie an der consequenten Durchführung eines etwa richtig concipirten Planes. Ihr Auge ist nicht kalt und scharf genug —

O! ich sehe sehr scharf und weit.

Materiell mag das sein; aber wer so warm und träumerisch in die Welt blicken kann, der hat nicht das nöthige dreifache Erz um die Brust, das dem großen Soldaten nicht fehlen darf. Sie haben höchstens die Fähigkeit, wenn Sie gegen den Feind reiten, die Masse sich nachzuziehen, nicht aber die Kraft, selbst

als Feldherr feststehend, die Massen kaltblütig gegen das Feuer zu schleudern. Sie werden vielleicht gut ein Cavalerieregiment in das Feuer führen, aber nie eine schwierige Schlacht ohne ungeheures Glück gewinnen können.

Nun, ich bin auch schon zufrieden, wenn ich mich nur zum tüchtigen Cavalerieführer aufschwinge, da ich ja doch als gemeiner Reiter meinen Lauf beginnen will.

So? als Reiter? Sind Sie nicht auch Jäger, oder doch ein guter Büchsenschütz?

O ja, leidenschaftlicher Jäger und ziemlich firmer Büchsenschütz.

Nun, dann würde ich doch unbedingt bei dem heutigen Zustande der Kriegskunst und namentlich in Algier, wo die Feindseligkeiten doch schon meist ins Gebirge zurückgedrängt sind, lieber als leichter Infanterist eintreten und da sowol meine Schießfertigkeit von fernher, wie meine Körperkraft im nahen Gefecht geltend zu machen suchen.

Ich weiß nicht, ich habe einen Widerwillen dagegen, mit eigener Hand gefahrlos von weitem Menschen zu tödten.

Aber Hasen, Rehe, Füchse, das geht? Ihr Romantiker seid doch komische Geschöpfe! Ihr habt einen Widerwillen dagegen, auf bewaffnete Menschen von

weitem zu schießen, die euch doch feindlich gegenüberstehen und, wenn sie nur irgend können, euch zu vernichten streben, während ihr mit freudig klopfendem Herzen auf ein armes unschuldiges Thier anschlagen könnt, das sich euch wehrlos und arglos nähert. Das kann man nun wol schwerlich ritterlich nennen, und doch wird es selten unter euch sogenannten ritterlichen Leuten einen geben, der nicht gern seinen Fuchs schießt und sich noch darüber als über eine gute That freut, mag er auch immerhin zuweilen durch den Anblick eines Rehes bis zum Nichtabdrücken gerührt werden.

Dergleichen ist mir noch nimmer in den Sinn gekommen, meinte Felix nachdenklich.

Das zeugt wieder davon, daß Sie viel vom Raubvogel haben. Ist Ihr Vater auch Jäger?

O nein, der kann kein Thier tödten sehen, viel weniger selbst tödten, aber mein Oheim ist Oberförster und ein sehr tüchtiger Jäger, soll auch ein sehr braver Soldat gewesen sein, wovon schon seine Orden zeugen.

Und Sie möchten sich wol auch einen Orden verdienen?

Warum nicht? gewiß, sehr gern!

Ihr Vater aber hat sich schwerlich je danach gesehnt?

Ich glaube nicht, daß er jemals irgendwelchen Werth auf dergleichen gelegt hat.

Ist Ihr Vater auch so stark gebaut als Sie?

Ach nein, er ist klein, fein und schmächtig an Körper, aber oft von feurigem Geistesschwung.

Schade, daß Sie Ihrem Vater nicht ähnlicher sind; dann würden Sie bei Ihrem reichen Talent gewiß sehr Bedeutendes als Musiker leisten. Ist es schwer, Ihrem Vater nahe zu kommen?

Ich glaube beinahe.

Er zieht sich wol sehr von den Menschen zurück?

Eigentlich wol, obgleich er alle Menschen so innig lieb hat; er lebt jetzt nur seiner Pflicht für Kirche und Schule und der Erziehung meiner Pflegebrüder, der Söhne meines Oheims, so wie er früher der meinen lebte.

Und der Musik lebt er nicht?

Nur in stillen einsamen Abendstunden, namentlich bei Mondlicht, spielt er gern auf seinem alten Silbermann'schen Klavier.

Und componirt nicht?

O! wunderschön hört sich's an, was er spielt, aber er schreibt nie etwas auf.

Also zu bescheiden! rief kopfschüttelnd Meerheim. Sie müssen mir übrigens, fuhr er fort, einen Brief für Ihren Vater schreiben, ehe Sie zu Schiff gehen; ich möchte gern zu ihm fahren, um ihn auf seinem Silbermann spielen zu hören.

O, das ist schön von Ihnen, daß Sie das wollen! rief Felix, indem er erfreut Meerheim's Hand drückte; aber eins versprechen Sie mir wol, ja? nämlich daß Sie meinen lieben alten Vater nicht etwa gelegentlich auch einmal so in die Hand nehmen wie mich robusten Schlingel; mir bekommt das recht gut und ich befinde mich sogar ganz behaglich dabei, aber dem Vater könnte es doch vielleicht wehe thun.

Seien Sie unbesorgt! ich pflege so ziemlich zu sehen, wen ich vor mir habe, und wenn auch die Noli me tangere mir nicht gerade sehr bequem sind, so kann ich sie doch ganz gut verstehen.

Hans Eberwehr sagte mir einmal, als wir von Ihnen sprachen, Sie seien selbst ein Noli me tangere.

Noch? Das wäre wunderbar! Aber ich mag wol sonst etwas davon in meinem Wesen gehabt haben.

Hans verglich Sie mit einem Pferde, welches, hart angefaßt, aus Weichmäuligkeit durchginge.

Goethe meint, jeder Mensch müsse im Leben entweder Hammer oder Amboß sein; ich befinde mich wohler als Hammer denn als Amboß, deshalb strebe ich danach, die Rolle des erstern zu spielen, soweit mir das möglich ist und nöthig scheint. Sollte ich es z. B. jemals für nöthig halten, in den Krieg zu

ziehen, so würde ich meinen Gegner mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln bekämpfen und wahrlich keinen Augenblick Bedenken tragen, ihn auch von ferne versteckt stehend zu erschießen. Wenn Sie das nicht können, so würden Sie dadurch allein schon beweisen, daß Ihnen das dem tüchtigen Kriegsmann nothwendige dreifache Erz um die Brust fehle; ich glaube schwerlich, daß Sie es in Ihrer militärischen Laufbahn jemals sehr weit bringen werden. Haben Sie denn schon irgendwelche militärische Vorstudien gemacht?

Nein, denn bis vor ganz kurzer Zeit hat mir der Gedanke, Soldat zu werden, sehr fern gelegen.

So? also ein ganz plötzlicher Entschluß? fragte Meerheim gemüthlich lächelnd.

Felix fühlte sich beschämt; den wahren Grund seines Entschlusses anzugeben war ihm unmöglich und irgendein Scheingrund fiel ihm nicht ein. Gestern, als er vom erstiegenen Uferberge auf das weite Meer zurückblickte, hatte er sich anders gefühlt; doch nahm er sich auch jetzt kräftig zusammen und schüttelte schnell allen knabenhaften Unmuth ab, indem er wieder einen Blick auf die zur Seite liegende See warf; so gelang es ihm leicht einzusehen, daß Meerheim nicht spöttisch oder gar höhnisch, sondern wohlmeinend mit ihm sprach, und er antwortete gutmüthig: Es ist mir ja erst seit

jenem Auftritt im Englischen Hause, der mich gewaltsam aus meiner bisherigen Lebensbahn riß, eingefallen, überhaupt über meine Zukunft nachzudenken; mir ist, als sei ich seitdem erst erwacht und hätte vorher nur geträumt, nicht wirklich gelebt.

War denn der damalige Traum schöner oder das jetzige Leben?

O, das Leben! rief Felix freudigen Muthes.

Nun, möge die Gegenwart Ihnen immer reicher sein als die Vergangenheit!

In solchen und ähnlichen Gesprächen, die das schon vorhandene Vertrauen zwischen dem Mann und dem Jüngling noch bedeutend verstärkten, erreichten sie die Hafenstadt. Felix blieb in dem wenig besuchten Wirthshause vor der Stadt, während Mehrheim mit dem Passe hineinging, um denselben visiren zu lassen und nach einer Schiffsgelegenheit zu forschen. Diese fand sich glücklicherweise wie vorausbestellt; ein Schiff, nach Lübeck bestimmt, erwartete auf der Rhede nur günstigen Wind; schon an demselben Nachmittag wurde Felix von Meerheim an Bord begleitet und noch vor Abend erhob sich ein frischer Südost, der günstigste Wind für die beabsichtigte Fahrt. Meerheim sah die weißen Segel des abgefahrenen Schiffes schon am klaren

Horizont verschwinden, während er längs dem Meeres-strande gen Windenburg heimfuhr, und er wünschte von ganzem Herzen dem jungen neugewonnenen, jetzt ins weite Leben hinausschiffenden Freunde eine frohe, gedeihliche Reise und glückliche Wiederkehr nach.

XIV.

Wieder eine Cavalcade auf der grünen Stromwiesenfläche bei Waldhausen. Wir sehen den alten Freiherrn, Hans Eberwehr, Teresa, Maria und deren Vater Heinrich, welcher mit den beiden Knaben am Abend vorher eingetroffen war, alle vortrefflich beritten, auf den sogenannten Rennplatz zusprengen, welcher zur Uebung der jungen Vollblutpferde auf einem höher gelegenen Theile der Stromwiese abgesteckt war. Die beiden Knaben bildeten die Spitze des Zugs auf starken Ponies, welche sie, sobald sich nur ein Graben oder ein sonstiges Hinderniß in der Nähe ihres Wegs zeigte, zum Sprunge über dasselbe antrieben; bei guter Ausführung ihrer Unternehmungen wurden sie von dem alten Herrn, der ihnen wohlgefällig nachblickte, mit einem Bravo! belobt. Auf dem Uebungsplatze waren die Rennpferde unter schweren Decken bereits mehrere Stunden im Schritt bewegt worden, hatten auch schon in der Zwischenzeit einen kurzen langsamen

Galop gemacht. Jetzt ließ der Trainer den jüngern Pferden die Decken abnehmen und zeigte sie den Herrschaften in ihrer glänzenden Condition, in welcher sie für Kenneraugen vortreffliche Bilder gaben, während sie freilich einem Laien in den hippologischen Wissenschaften viel zu dünnleibig und scharfknochig erscheinen konnten. Die beiden ältern Pferde blieben noch unter Decken und wurden auf einem kleinen Kreise inmitten der Rennbahn im Schritt weiter geritten, während nun die unverhüllten jüngern, von dem Trainer selbst auf einem starken Rennklepper geführt, sanft angalopirten, um ein Proberennen gegeneinander zu machen. Für die gegenwärtigen Zuschauer, welche sämmtlich sowol Kenner als Liebhaber waren, bildete dasselbe einen interessanten Anblick; man wählte seine Lieblinge, wettete untereinander, natürlich nur zum Scherz und auf Discretion, und versammelte sich in großer Spannung am Siegespfosten, als die schnellen Thiere sich demselben in stürmender Reihe nahten. Lauter Jubel begrüßte die Siegerin, eine schöne dreijährige Fuchsstute, welche mit einer fast gleichzeitig ankommenden Braunen nun zum Mitbewerben um die Preise des nächsten öffentlichen Provinzialrennens bestimmt wurde. Während diese jungen Pferde vom Schweiße befreit und wieder warm bedeckt wurden, um danach noch

eine lange Promenade zu machen, erschienen die beiden ältern in nackter kräftiger Schönheit auf der Bahn, ein fünfjähriger Fuchs und ein vierjähriger schwarzbrauner Hengst, welche beide schon Siege auf öffentlichen Rennbahnen errungen hatten.

Das ist unser Yngurd, sagte Maria zu ihrem Vater Heinrich, welcher nach dem Tode seiner Frau mehrere Jahre auf Reisen gewesen und seitdem zum ersten mal wieder in Waldhausen war, derselbe Yngurd, den der Onkel Hans schon im „Paddock" so hübsch besungen hat und auch jetzt vor kurzem wieder. Soll ich dir die Gedichte hersagen, lieber Vater?

Ja, mein trautes Herzchen! weißt du sie denn auswendig?

Ei wol, lieber Vater, sie haben mir ja so gut gefallen. Höre nur, das erste heißt:

Der Füllenwärter im Paddock.

Im hellen fröhlichen Sonnenschein
Da springst du auf grünem Gras
So flink um die liebe Mutter dein!
Mein Füllen, behagt dir das?

Sechs Wochen alt und schon so stark,
Im Sprunge doch so weich,
Daß kaum man spürt der Knochen Mark,
'Nem jungen Kätzlein gleich!

Hast nun den Stallmuth abgerannt? —
Da schnaubt deine Mutter hinaus
Mit hohem Hals ins weite Land —
Hassa! schlägst bäumend aus

Bei ihrem Schnauben, kreisest dann
Rings um sie her im Trab,
Ausstechend weit — o schaut ihn an,
Er schwebt vom Boden ab!

Nun steht er still und sieht mich an:
Ich habe Hafer ja
Hier für mein Hengstchen; komm heran!
Da, sieh dein Körbchen, da!

Vertraulich kommt er anmarschirt
Und frißt mir aus der Hand,
Der Bursch, der unsern Paddock ziert,
Der best' im ganzen Land.

Wachs auf in Kraft und Herrlichkeit,
Du Sproß aus echtem Blut,
Und kommt einst deiner Thaten Zeit,
Mach' deine Sache gut!

Heinrich lächelte beifällig sein Töchterchen an und sagte: Ganz hübsch! ich kann mir wohl denken, daß dieser prächtig gebaute schwarzbraune Hengst als Füllen den lieben Hans durch sein Bild ästhetisch gerührt hat.

Aber nun mußt du auch noch das andere Gedicht hören, lieber Vater, welches allerdings schon mehr nach Arbeit klingt, weil es auch von der Arbeit han-

delt. Wir haben noch Zeit, der Galop beginnt erst auf jenem Ende der Bahn.

So? weißt du das alles so genau? lächelte der sanft gestimmte Vater; nun, so sag' mir's!

Dieses heißt:

Der Trainer.

Immer Schritt im weiten Kreise
Reit' ich still nach meiner Weise,
Denn solch edel Vollblutpferd
Ist die Langeweile werth.

Ruhig, ruhig, Bursch! nicht beiße
Mir so scharf den Zügel, reiße
Nicht zum Boden so den Kopf,
Nicht so heftig, närrischer Tropf!

Ha, so schön! nun richtig stellet
Sich der Hals; nicht aufwärts schnellet
Mehr die Nase; so, mein Schatz!
Der Vernunft macht Thorheit Platz.

Ei, was spitzest du die Ohren?
Laß den Gaul dort ungeschoren!
Springst du? ha, nicht ungeschickt;
Aber kein Ausbrechen glückt.

Willst ein wenig galopiren,
Dir die Nerven temperiren?
Meinetwegen, sei's darum,
Galopiren wir 'mal 'rum!

Wieder Schritt im weiten Kreise!
Schnaubst dich frei? Die Lung' ich preise,
Die so lautes Schnauben drängt
Durch die Nüstern unbeengt.

Nun ist's Zeit; in Schweiß zu kommen,
Wird die Rennbahn angenommen;
Wie ein Hase sanft und leicht
Hengstlein über'n Rasen streicht!

Ho, mein Renner, sachte, sachte!
Schneller geht's schon, als ich dachte,
Und noch ist's die Hälfte nicht
Von der Bahn, die heut' uns Pflicht.

Hier nun, gegen Wind gewendet,
Stürme los, daß unvollendet
Nicht der Athem in der Brust
Hemme deiner Sprünge Lust!

Ruhig noch um jene Ecke,
Dann werd' ich dich eine Strecke
Gehen lassen, wie du willst,
Daß du deine Rennlust stillst.

Hei, das schafft! — nur nicht zu lange!
Laß nun nach im scharfen Gange,
Komm' ins alte Gleichgewicht;
Nur geprellt bei Leibe nicht!

Immer kürzer, so, allmählich
Dich zu hemmen nicht verfehl' ich
Aus Galop in Trab und Schritt —
Ha, das war ein Meilenritt!

Hierher Jungen, abzureiben
Meinen Hengst! und Schweiß zu treiben,
Weiche Decken auf ihn legt,
Lang' im Schritt ihn dann bewegt!

Endlich darfst du heim zum Stalle
Braver Hengst! — Der Würfel falle
Wie er will, so viel steht fest,
Daß von dir mein Herz nicht läßt!

Auch recht brav und für den Sachkenner gewiß erfreulich, meinte Heinrich; was freilich Leute, die den edeln Sport von oben herab ansehen, davon halten werden —

Das ist dem lieben Onkel Hans ja ganz gleichgültig, lachte Maria.

Sage das nicht, mein Kind, rief der alte Herr, welcher zugehört hatte, dazwischen, denn dein lieber Onkel Hans will ja unter die Schriftsteller gehen und für das große Publikum drucken lassen.

Ei wirklich? nun, auch in weiten Kreisen wird er manches Herz ansprechen.

So? meinst du, kleine Sibylle? Hör' an, Hans, wie gut die Kleine von dir denkt; nun, ich wünsche dir von Herzen den besten Erfolg! Aber da gehen die Hengste los!

Sie tragen beide schwerer Gewicht, als ihnen zukommt, bemerkte Hans, welchem bei Maria's Recitiren

seiner Gedichte warm und weich ums Herz geworden war; er wollte den andern das aber nicht merken lassen und stellte sich kalt an, als wäre er nur mit dem vorliegenden Rennen beschäftigt. Der Alte antwortete zwar auf seine obige Bemerkung: „Desto besser werden sie, wenn's um Preis und Ehre gilt, mit leichterm rennen", aber er bemerkte doch des Neffen Verstellung und lächelte ein wenig darüber vor sich hin, indem er dachte: wenn doch der Wetterjunge nur versuchen wollte; das Kind ist ihm ja von Herzen zugethan! Freilich möcht' er wol für sie schon fast ein wenig zu alt sein; der Felix wäre jünger und frischer, aber mit dem geht's ja doch auf keinen Fall, und wenn er auch wirklich — dummes Zeug! daran ist nicht zu denken. Ist doch der Hans auch noch ein kapitaler Kerl, und wie sitzt er zu Pferde! warum sollt' er dem Kinde nicht gefallen?

So discourirten die Gedanken des alten Herrn, während seine Augen den noch in mäßiger Pace fortgalopirenden Pferden folgten. Der Fuchshengst führte in kürzern, eiligern Sprüngen, während der dunkle Yngurd in langen, aber langsamern Sätzen immer dicht hinter ihm blieb. Allmählich wurde die Gangart schneller, die Sätze des Yngurd immer länger, die des Fuchses immer eiliger, sodaß der letztere fast dop-

pelt so oft sprang als sein Nebenbuhler; erst von der letzten Ecke ab ging Yngurd, der vom Trainer selbst geritten wurde, an den Fuchs heran, und beide Renner liefen nun bis gegen den Siegespfahl Kopf an Kopf, da schoß noch zuletzt auf einen Zuruf seines Reiters Yngurd vor und siegte entschieden um eine halbe Pferdelänge. Die Gesellschaft sammelte sich erfreut und lobend um das schöne kräftige Thier, das alle Hoffnungen, die es schon jung erregt, reichlich erfüllen zu wollen schien.

Als nun der alte Herr noch anerkennend mit dem Trainer und einigen von den Stalljungen sprach, welche der erstere aus litauischen Bauerbuben schon zu recht brauchbaren Jockeys herangebildet hatte, erschien noch ein Reiter auf dem Platze, dessen kleines, aber starkes mausefalbes Rößlein einen sonderbaren Contrast mit den großen edeln Blutpferden bildete, deren Wettkampf man soeben gesehen hatte; es war der uns schon lange bekannte Raudon-Krutinnus, welcher mit ehrerbietig abgezogener Mütze herangeritten kam. Der alte Herr nickte ihm freundlich zu und fragte auf litauisch, was es Neues gäbe?

Nicht gar viel, großer Herr, antwortete der Litauer, indem er auf den ihm dazu ertheilten Wink seine Mütze aufsetzte.

Schade, daß du nicht früher gekommen bist; du hättest ein hübsches Rennen mit ansehen können.

Hab's mit angesehen, großer Herr, vom Berge dort; das ging wie 'ne Windsbraut über die Wiese hin! nie noch hab' ich ein Pferd sich so lang machen sehen wie den Schwarzen da. Und jetzt pustet er nicht einmal mehr! Da wäre mein Bernuk's hier nicht mitgekommen.

Es erregte ein gemüthliches Kichern unter den Stallbuben, daß Raudon seinen kleinen Falben mit dem Wettrennerhengst in Vergleich zu bringen wagte; auch der alte Herr lächelte und sagte: Es können schon nicht alle Pferde zu derselben Arbeit taugen; vor der Egge ist dein Bernuk's besser als der Yngurd. Aber hier sind wir ja fertig! wollt ihr — so wendete er sich zur Gesellschaft — noch weiter reiten? ich habe dem Raudon einige Aufträge zu geben und muß mit ihm nach Hause.

Ei, wohl möchten wir noch ein wenig reiten, sagte Teresa, nachdem sie fragend im Kreise umhergeblickt, ob einer der andern eine Meinung zu äußern willens sei. Alle stimmten ihr bei und so ritt der alte Herr, nachdem er seiner Gesellschaft noch viel Vergnügen gewünscht hatte, allein mit dem Litauer nach Hause. Unterwegs berichtete der letztere, was er über Felix'

Verhältnisse von seiner Geburt ab hatte erforschen können, und was dir, lieber Leser, schon aus dem Anfang unserer Geschichte bekannt ist; daß nämlich der jetzige Cantor Morgenroth an einem Frühjahrsmorgen vor einundzwanzig Jahren mit einem jungen fremden Weibe auf der Oberförsterei eingetroffen sei, woselbst das Weib nach der Geburt eines Knaben, eben dieses Felix Morgenroth, gestorben u. s. w. Dazu hatte Raudon aber noch erforscht, daß an jenem Morgen der Oberförster auf dem Stromdamme beschäftigt gewesen sei, um den Gefahren einer während der Nacht entstandenen Eisstopfung durch Erhöhung des Dammes vorzubeugen; oberhalb dieser Stopfung sei der Strom schon vom Eise frei gewesen, aber sehr hoch angeschwollen, sodaß man mit Recht für einen Dammdurchbruch gefürchtet habe; da sei plötzlich bei den Arbeitern, welche an dieser Stelle unter der Aufsicht des Oberförsters versammelt gewesen, ein Mann und eine Frau erschienen, die nur längs dem Damme von oberhalb des Stroms hergekommen sein konnten; in dem Manne habe der Oberförster seinen vor mehreren Jahren in die Fremde gegangenen Bruder erkannt, welcher die mit ihm gekommene fremde Frau für die seinige erklärt habe; glücklicherweise sei bald darauf durch Abgang des Eises die Gefahr eines Dammbruchs

verschwunden, wonach dann der Oberförster mit seinen unvermuthet erschienenen Verwandten nach Hause gefahren u. s. w. Von woher an jenem Morgen der Cantor mit seinem Weibe gekommen, das habe niemand erfahren können, nicht einmal der Oberförster selbst, noch seine Frau; er, Raudon, aber habe ermittelt, daß mehrere Tage vor seinem Eintreffen in der Oberförsterei der Cantor mit seiner Frau, und zwar in Begleitung des seligen Herrn Rittmeisters von Rudau, in dem Fährkruge von Sixtfließen gewesen; der Herr Rittmeister habe sich durchs Treibeis gewagt, um zu seinem Herrn Vater nach Waldhausen zu gelangen, der Cantor mit der Frau seien zuerst im Fährkruge geblieben, dann aber auch noch in derselben Nacht über den Fluß gesetzt, weil sie die Nachricht erhalten, daß am andern Ufer ein Fuhrwerk aus Waldhausen auf sie warte; diese Nachricht habe der alte Schwendberg nach dem Fährkruge gebracht.

Der alte Schwendberg? rief aus sinnendem Zuhören auffahrend der Freiherr; ei, so muß der ja wissen, was weiter aus ihnen geworden. Wer hat dir gesagt, daß der alte Schwendberg damals den Cantor und die Frau über den Fluß geholt?

Die Mutter der jetzigen Wirthin vom Fährkruge, welche damals die Wirthschaft hatte und jetzt noch auf

ihrem Altentheil dort lebt; sie ist aber halb gestört und gibt selten vernünftige Antworten. Der alte Tamoszus muß auch von der Sache wissen, denn er war damals schon bei der Fähre, aber aus dem hab' ich nichts herausbekommen können; nur ein Lied hab' ich ihm abgehorcht, was er oft des Nachts am Wasser singt, besonders zur Vollmondzeit; es ist von einem Reiter, der in den Fluß sprengt und mitsammt seinem Pferde darin ertrinkt wie der selige Herr Rittmeister, und der Reiter klagt vorher um Weib und Kind.

Wahrhaftig? ja, ja, der Junge hat auch dasselbe Lied gehört in jener Nacht beim letzten Vollmond, abe der alte Tamoszus wollte nichts darüber sagen, als ich am andern Morgen bei ihm war; er meinte, daß er nicht wisse, was er gesungen haben solle. Teufel auch! sollte das Weib des Rittmeisters gewesen sein?

Der selige alte General soll ein sehr gestrenger Herr gewesen sein, bemerkte Raudon auf diesen vielleicht etwas unüberlegten Ausruf des Freiherrn.

Was haben damals die Leute geredet? fragte der letztere weiter.

Soviel ich gehört habe: von dem Cantor und der Frau, die keiner kannte, in Sirtfließen gar nichts, als daß man glaubte, sie wären nach Waldhausen gefahren, und in der Oberförsterei auch nicht viel,

weil sie gleich starb. Von dem seligen Herrn Rittmeister aber ist viel geredet worden, daß er einen großen Streit mit seinem Herrn Vater gehabt haben und deshalb ins Wasser geritten sein soll; der Herr General soll ja auch aus Aerger und Kummer noch lange Zeit hinterher krank gewesen und eigentlich bis zu seinem Tode gar nicht recht gesund mehr geworden sein.

Das ist wol wahr, denn nicht lange war es nach des Julius Tode, daß er mich hierherrief, und bald darauf wurde ich sein Erbe.

Ich meine immer, großer Herr, der Cantor selbst müßte doch die beste Auskunft geben können, wenn du genau wissen wolltest, wie die Geschichte zusammenhängt.

Ei was, den Cantor kann ich ja doch nicht fragen, ehe ich nicht sicher weiß, ob die Mutter des Jungen wirklich seine Frau gewesen ist oder nicht.

Aber, großer Herr, das eben kannst du ihn ja doch fragen!

Was denn, zum Teufel?

Ob er mit der Frau getraut gewesen ist, die damals mit ihm und dem seligen Herrn Rittmeister nach Sixtfließen gekommen.

Hm! ja, das will ich ihn wirklich fragen! aber vorher muß ich mit dem alten Schwendberg sprechen.

Der wird wol so wenig das Maul aufmachen als der Tamoszus.

Wenn ich ihn frage?

Der Tamoszus mindestens würde dir auch keine Antwort geben, großer Herr; sie müssen sich damals das Reden verschworen haben, denn sonst kann ich vom Tamoszus alles herausbekommen, nur dieses eine nicht.

Sonderbar! rief kopfschüttelnd der alte Herr. Geh' du jetzt nur hinunter zu meinem Friedrich und sag' ihm, daß er zuerst für dich sorgen und mir dann den alten Schwendberg rufen soll. Geh' aber nicht fort, ehe ich noch mit dir gesprochen habe, wenn der Schwendberg hier gewesen ist; verstehst du mich?

Sehr wohl, großer Herr, sagte Raudon, indem er sich mit einem Handkusse verabschiedete.

Der Freiherr ging mit auf dem Rücken zusammengefaßten Händen sinnend im Zimmer auf und ab, bis Friedrich die Ankunft des Försters Schwendberg meldete. Als derselbe ins Zimmer trat, erschrak der Freiherr über die Veränderung, welche mit dem alten Manne seit jenem Abend vorgegangen war, an welchem er ihn zuletzt gesehen, seit jenem ersten Spazierritt nämlich mit Felix durch den Waldgrund, in welchem Raudon-Krutinnus mit seiner Bande lagerte.

Das Haar des alten Schwendberg war damals noch fast ganz schwarz gewesen, jetzt durch und durch hellgrau, beinahe weiß geworden, das Gesicht trotz der dunkeln Wetterfarbe fahl und hohläugig, nur die Gestalt hatte noch ihre feste gerade Haltung, mit der er, wie sonst, an der Thür stehen blieb, die Fragen seines Herrn, der ihn hatte rufen lassen, erwartend.

Alter, plagt dich der Teufel, wie siehst du aus? rief ihn der Freiherr an, du bist ja in den paar Tagen, daß ich dich nicht gesehen, um zwanzig Jahre älter geworden!

Es wird wol bald Zeit zum Abmarschiren sein, Herr Oberst, sagte der Alte mit finsterm Lächeln.

Rede nicht solch dummes Zeug! Du wirst mir doch nicht desertiren wollen, alter Satan? Fürs erste setze dich 'mal hierher und sage mir, wen du bei dir jetzt zur Pflege hast?

Meines Sohnes Tochter, erwiderte der Förster, indem er, dem erhaltenen Befehl folgend, sich steif niedersetzte.

Das Kind, die Mine, bei der ich Pathe bin? die kann ja nicht — wart' einmal! — ja, die kann nicht älter als vierzehn Jahre sein.

Sie ist vierzehn Jahre gewesen, Herr Oberst.

Na, wie soll das junge Ding dich denn ordentlich

pflegen können? was so ein alter Soldat sich doch immer für Einrichtungen macht! Nun will ich dir was sagen: Du ziehst hier ins Haus, wo die Frau deines seligen Herrn und die Fräulein schon dafür sorgen werden, daß du ordentlich gepflegt wirst; dein Sohn kann unterdeß den Dienst für dich thun. Hast du denn schon den Doctor gefragt?

Nein, Herr Oberst, den Doctor hab' ich nicht gefragt; aber mein Sohn taugt nicht dazu, meinen Dienst zu versehen; er hat nicht genug Respect bei den Leuten.

Ei, ich hab' ihn doch immer auf dem rechten Fleck gefunden und er weiß überall Bescheid.

Ja, mit der Rede wol, aber nicht mit der That; er artet zu sehr nach seiner Mutter und dazu ist er noch ein Gelehrter geworden. Es geht nicht mit ihm, der Herr Oberst müssen sich einen andern Förster besorgen; da würde bald eine schöne Zucht einreißen, wenn der Ferdinand im Walde keinen über sich hätte.

Hm, was du sagst! Als Oberwart hat er sich doch immer sehr gut geführt und sein Revier war immer in bester Ordnung.

Ja, weil ich ihm immer mit scharfen Sporen im Leibe saß; und Maulwerk genug hat er, das ist schon wahr, aber leider Gottes muß ich's sagen: er würde

sich's auch nicht übel nehmen, seinem Herrn damit Sand in die Augen zu streuen. Hat er's doch mit seinem Vater versucht, der Fuchsschwänzer!

Du hast vielleicht auch zu viel von ihm verlangt?

Nicht mehr wie von jedem andern Oberwart. Mein Herr Oberst, es geht nicht mit ihm, Sie können mir's glauben; er ist wie ein Pferd, was sich gut genug macht, wenn's scharf an die Zügel gedrückt wird; wenn man's aber frei gehen läßt, so fällt es alle Augenblicke auf die Nase. Es ist gar kein Verlaß auf den Ferdinand.

Nun, dann machen wir's auf andere Art. Vielleicht wird mein Neffe, der Hans, so gut sein, für eine Weile an deiner Statt die Aufsicht zu übernehmen.

Der Herr Lieutenant? nein, Herr Oberst, das ist auch nicht möglich, das schickt sich nicht für solchen Herrn.

Warum nicht? er thut's gewiß ganz gern.

Ach, Herr Oberst, wenn ich unterthänigst bitten dürfte, sagte etwas grimmig der Förster, so lassen Sie mich ruhig meinen Strang fortziehen; dabei halt' ich's gewiß noch ein paar Jahre aus und Sie können sich in der Zeit nach einem andern umsehen, der 'mal für mich eintritt, wenn ich fort muß. Soll ich aber jetzt aufhören in den Wald zu reiten, so holt mich der

Teufel in den ersten Tagen, das weiß ich ganz gewiß.

Alter, so sei doch kein Narr! Du mußt durchaus den Doctor fragen und dich ruhig zu Hause halten, denn dir liegt ganz gewiß eine schwere Krankheit in den Gliedern.

Das wol! sprach der finstere Alte mit einem tiefen Seufzer, aber von der Krankheit wird kein Doctor mir helfen.

Wer denn sonst soll dir helfen?

Nur Sie, Herr Oberst, können mir vielleicht helfen.

Wie das, alter Schwendberg?

Herr Oberst — der alte Förster fuhr krampfhaft vom Stuhle auf, als ob ihn ein Fieber schüttele — ich bin ein alter, harter Sünder! — aber neulich — als ich den Junker — ja neulich hat Gott mir scharf ins Herz geschlagen, als ich den Junker sah — der dem seligen Herrn Rittmeister — er ist ja sein richtiges Abbild — o! mir war, als sollt' ich in die Erde sinken! Um Gottes willen, Herr Oberst, sagen Sie mir: kann der Junker auf irgendwelche Weise ein Sohn des seligen Herrn Rittmeisters sein?

Dazu hab' ich dich eben rufen lassen, um dich darüber zu befragen. Der Junker ist nicht aus

Thüringen und heißt auch nicht Wallrab von Rudau, sondern er führt den Namen Felix Morgenroth.

Wie vom Donner gerührt sank der alte Schwendberg auf seinen Stuhl zurück, sodaß der Freiherr zuspringen und ihn halten mußte, sonst wäre er auf die Erde gefallen. Nachdem er sich wieder einigermaßen erholt, ließ ihn der Freiherr los und sagte, sich wieder auf seinen Stuhl setzend: Nun, Alter, sprich dir's Herz frei, dann wird dir besser zu Muthe werden. Du kennst den Cantor Morgenroth?

Ja, Herr Oberst!

Im vergangenen Frühjahr sind es einundzwanzig Jahre gewesen, daß du ihn und eine junge Frau gleich nach dem Eisgange von Sixtfließen über den Fluß geholt hast?

Ja, Herr Oberst!

Du allein, oder war der Tamoszus mit?

Der Tamoszus war mit.

Sonst noch wer?

Nein, Herr Oberst!

Diese junge Frau ist wenige Tage darauf —

Ja wohl, ja wohl! unterbrach der Förster.

— in der Oberförsterei Birkenhorst von einem Sohne entbunden worden und dann gestorben; dieser Sohn ist derselbe junge Mann, nach dem du mich gefragt

hast. Nun sollst du mir sagen, ob er ein Sohn des seligen Julius sein kann.

Er ist es wohl, aber er sollt' es nicht sein; des seligen Herrn Excellenz wollt' es nicht leiden. O, ich habe auf seinen Befehl bitter Unrecht gethan an seinem Sohne, und Gott hat mich dafür an meinen Kindern gestraft; alle die guten sind gestorben und nur der eine Nichtsnutz ist leben geblieben!

War denn das junge Weib des Cantors Ehefrau oder nicht?

Sie war es nicht, aber wir haben sie dazu gestempelt.

Sie war nicht seine Frau? so kann ich ja vom Cantor alles erfahren!

Ja, Herr Oberst, wenn Sie wollen, lassen Sie ihn herkommen — in Gottes Namen! ich will ihn lossprechen von seinem Eide, den er mir hat schwören müssen — dann darf er Ihnen alles erzählen. Und ich will indeß aufschreiben, was ich weiß, denn erzählen kann ich's nicht, aber es soll eine treue Beichte sein und dann werd' ich ruhig sterben können. Der Herr Oberst können mit meiner Aussage machen was Sie wollen. Kein anderer Mensch soll nur ein Wort von mir über die Geschichten hören.

Mit wiedergewonnener Fassung erhob sich jetzt der

Förster; der Freiherr drückte ihm schweigend die Hand und geleitete ihn bis zur Thür, wo er ihn entließ, nachdem er sich überzeugt hatte, daß der Alte seiner Körper- und Geisteskräfte wieder vollständig mächtig war. Mit seiner gewöhnlichen geraden Haltung und seinem energischen Gange trat er aus der Thür des Schlosses, um sich nach seiner Wohnung zurückzubegeben. Der Freiherr sah ihm noch aus dem Fenster nach, ging dann überlegend einigemal im Zimmer auf und ab und setzte sich endlich an den Schreibtisch, um dem Cantor Morgenroth in Tillstadt folgenden Brief zu schreiben:

„Verehrter Herr Cantor!

Es scheint vor einundzwanzig Jahren in hiesiger Gegend und von hiesigen Leuten ein Unrecht verübt worden zu sein, welches wir soviel als wir noch können wieder gut machen müssen. Der hiesige Förster Schwendberg hat mir soeben bekannt, daß die junge Frau, welche er eines Abends spät im Monat März des Jahres 1826 mit Ihnen zusammen von Sixtfließen abgeholt, nicht Ihre Gattin gewesen sei, demnach auch wahrscheinlich der Knabe, den diese Dame geboren, unser lieber Felix, nur Ihr Adoptivsohn. O lieber Herr, zürnen Sie mir nicht! ich will Ihnen ja gern

die volle Ehre lassen, als ein echter Vater an ihm gehandelt und ihn zu dem prächtigen Menschen erzogen zu haben, für den ich ihn halte; aber es handelt sich jetzt darum, seinen wirklichen leiblichen Vater zu ermitteln, als welchen ich meinen lieben zu früh gestorbenen Neffen Julius von Rudau vermuthe. Der Förster Schwendberg sagt, er habe Ihnen damals einen Eid abgenommen, über diese Verhältnisse zu schweigen, bis er selbst Sie dessen entbinde. Das will er jetzt thun und bittet Sie mit mir, auf einige Tage hierher zu kommen, sobald es Ihnen irgend möglich ist. Haben Sie die Güte, dem Ueberbringer zu sagen, an welchem Tage ich Ihnen einen Wagen zum Herfahren schicken darf; wir haben Eile nöthig, denn es ist möglich, daß der alte Schwendberg nur noch wenige Tage Lebens vor sich hätte. Zwar hoffe ich das Gegentheil, doch hat sich der alte harte Kerl, seit er unsern Felix hier gesehen, so auffallend verändert, daß ich seinen baldigen Tod fürchten muß. Deshalb schicke ich schon den Boten mit diesem Briefe in einem Wagen, der zu Ihren Diensten steht, wenn Sie vielleicht schon heute oder doch in den nächsten Tagen kommen könnten.

„Wie sehr ich mich auf Ihre Bekanntschaft freue und wie sehr ich auf die Nachrichten, die nur Sie mir

geben können, gespannt bin, das würde ich Ihnen nicht viel zu versichern brauchen, wenn Sie wüßten, wie lieb ich unsern Felix habe.

„Kommen Sie, lieber Freund, kommen Sie sobald als möglich zu Ihrem Sie sehnlichst erwartenden

Leopold Rudau."

Joseph mußte wieder seine vier Falben vor den Reisewagen spannen und mit dem Briefe nach Tillstadt fahren. Als der Freiherr selbst diesen Wagen abgefertigt hatte und sinnend wieder nach dem Schlosse zurückging, trat Raudon-Krutinnus ihn an und fragte: ob er noch etwas zu befehlen habe?

Nichts weiter, Landsmann, erwiderte der Freiherr auf litauisch, als daß du, bis wir die Sache ganz heraus haben, reinen Mund darüber hältst; doch das pflegst du ja schon von selbst zu thun. Großen Dank aber bin ich dir dafür schuldig, daß du mir die erste Fährte aufgefunden, und wenn ich dir wieder einen Dienst thun kann, so brauchst du mir's nur zu sagen. Jetzt habe ich volle Jagd, mein Sohn, und ich hoffe, es soll bis zum Hallali so fortgehen, aber wenn doch etwa unvermutheterweise die Hunde noch einmal verschlagen sollten, so werde ich wieder meinen klugen Spürer holen lassen; verstehst du mich?

Der Litauer nickte fröhlich und fragte: Also jetzt gleich brauchst du mich nicht, großer Herr?

Nein, mein Junge, bleib gesund! Damit reichte er dem Litauer die Hand, welche derselbe ehrerbietig küßte, indem er sagte: Mit Gott, gnädiger Herr! — Einen Lohn seiner Mühe bat er sich vorläufig nicht aus.

Nach dem Mittagsessen nahm der alte Herr seinen Sohn Heinrich allein auf sein Zimmer, um ihm mitzutheilen, was er über Felix' Abstammung vermuthe und worauf diese Vermuthungen sich gründeten. Nun meine ich, so schloß er seinen Bericht, wir müssen dieser Sache auf den Grund kommen und dem Jungen zu seinem Rechte verhelfen auch auf die Gefahr hin, daß wir, ich und du und dein Leopold, unser Waldhausen an ihn abtreten müßten.

Versteht sich von selbst! rief Heinrich ohne Zaudern.

Denn wenn es sich ergibt, fuhr der Vater fort, daß dieser Felix ein legitimer ehelicher Sohn des seligen Julius aus ebenbürtiger Ehe ist, und sonach die Bedingungen des Majoratstestaments erfüllt, so ist er wol unzweifelhafter Majoratsherr von Waldhausen.

Gewiß, sagte Heinrich, müssen wir alles thun, um die Verhältnisse genau zu erforschen. Es wäre ja ehrlos, wenn wir uns nicht alle Mühe gäben, ihm zu jedem Recht, das er hat, zu verhelfen, selbst wenn

er ein ebenso widerwärtiger Bursche wäre, als er uns jetzt liebenswerth erscheint.

Richtig! es freut mich, daß wir gleich über die Sache denken, wie ich es auch nicht anders vermuthete; und ich denke, der kleine Leopold wird auch nicht aus der Art schlagen, so Gott seinen Segen dazu gibt. So wären wir denn im Reinen über unsere Pflicht! Vorläufig aber, meine ich, reden wir noch zu niemand über die ganze Geschichte.

Das finde ich auch ganz angemessen.

Die Legitimität des Jungen und namentlich die Ebenbürtigkeit der Mutter werden vielleicht schwer nachzuweisen sein. Nun, wir werden unsere Schuldigkeit thun, mag der Himmel für das Uebrige sorgen!

Schon am andern Vormittag kam Joseph mit dem Cantor Morgenroth und Vetter Meerheim aus Windenburg angefahren, welcher letztere bald, nachdem er Felix dem günstigen Winde übergeben, aufgebrochen war, um auf einer Fahrt nach Waldhausen in Tillstadt den Brief des Felix an seinen Vater abzugeben und so die Bekanntschaft des alten Musikus zu machen. Beide Gäste wurden von dem Hausherrn mit offenen Armen empfangen, so herzlich, daß die Schüchternheit des Cantors bald durch die ungezwungene Freundlichkeit des ganzen Kreises, in den er getreten war,

überwunden wurde. Er konnte aber doch zu keiner rechten Ruhe kommen, ehe er nicht mit dem Freiherrn und Heinrich bei dem alten Schwendberg gewesen und von demselben seines frühern Eides entbunden war. Der kleine gebeugte Cantor mit spärlichem weißen Haupthaar näherte sich zitternd dem bei seinem Eintritte vom Schreibtische sich straff erhebenden, hagern, aber kerzengeraden Förster; der letztere mochte wol ein dreißig Jahre älter sein als der erstere, stand ihm aber, trotz seiner jetzigen Veränderung, noch wie ein Mann dem Greise gegenüber.

Lieber Schwendberg, hier ist der Cantor Morgenroth, sagte der Freiherr mit ruhigem Tone.

Ich erkenne ihn wohl, erwiderte der Förster mit tiefer, nur dann und wann zitternder Stimme; er hat noch dieselben bittenden Augen, wenn auch sonst alles an ihm anders geworden ist. Sagen Sie alles dem Herrn Obersten, ich befreie Sie von dem Eide, den Sie mir schwören mußten, und bitte Gott um Vergebung meiner Schuld an Ihnen und andern. Hier schreibe ich auf, soviel ich von jener dunkeln Geschichte weiß; thun Sie dasselbe, dann kann ein Ganzes daraus werden, denn wir werden wol beide, nahe vor der Ewigkeit, wie wir stehen, keine Lügen zu Tage bringen. Vergeben Sie mir auch!

Damit reichte er seine harte Hand hin, die der Cantor sanft drückte; aus dessen wehmüthigem blauen Auge fiel eine Thräne auf die vereinigten Hände.

Beim Heimwege bat der Cantor, ihm ebenfalls den mündlichen Bericht zu erlassen und zu gestatten, daß auch er seine Erinnerungen zu Papier bringe, wozu er den Urlaub benutzen wolle, den er für einige Tage erhalten. Gern gaben der Freiherr und Heinrich ihre Zustimmung und der erstere beschloß sogar, selbst aufzuschreiben, was ihm von seines Neffen Julius früherm Leben und seinem unglücklichen Lebensende bekannt war, sodaß Heinrich dann aus dem ihm gelieferten Stoffe ein Ganzes zusammenstellen könne.

Nachdem dieses verabredet war, rief der Freiherr mit etwas sorgendem Blick: Nun ist's doch schade, daß wir den Jungen fortgeschickt haben, so weit übers Meer! Ein losgelassener Vogel ist schwer wieder einzufangen. Wie werden wir ihn zeitig genug nach Hause schaffen, wenn die Sache klar ist, wie ich doch vermuthe, daß sie es bald sein wird, da unser lieber Freund hier die einzige Frage, welche ich mir bisher erlaubte: „ob nämlich die Mutter des Felix dem Julius angetraut gewesen", mir mit „Ja" beantwortet hat.

O, Gott wird alles wohl machen! sagte froh lächelnd der Cantor.

Und Felix wird ja doch wol schreiben, wohin man ihm Nachricht geben kann, bemerkte Heinrich.

Gewiß, gewiß! es ist hoffentlich eine ganz unnöthige Sorge, die ich mir mache, aber man kann zuweilen einen verfluchten quälenden Gedanken nicht los werden, daß der Teufel immer noch ein Ei in die Wirthschaft legen könne, wenn sie sich eben recht gut zu gestalten scheint. Nun, wir wollen wie unser lieber Gevatter hier auf Gottes Hülfe vertrauen.

Unter dem Gevatter verstand der Freiherr natürlich den guten Cantor; er wollte sich durch diese Benennung eine gewisse geistliche Verwandtschaft zu demselben aneignen, in welcher er in Bezug auf Felix doch auch innerlich genommen wirklich mit ihm stand. Mit herzlichem Händedruck beurlaubte sich der also bezeichnete Gast nach seinem Zimmer, während der Hausherr und sein Sohn die andern Hausgenossen aufsuchten.

XV.

Der günstige Wind, mit welchem Felix den Hafen verlassen hatte, hielt nicht lange an, sondern wurde vielmehr schon am folgenden Tage so schwach, daß die Fahrt nur sehr langsam vorwärts ging und unser junger Freund übermäßig viel Zeit behielt, über seine Lage nachzudenken. Meerheim's Reden, obwol sie anscheinend nur so beiläufig hingeworfen waren, hatten doch einen bedeutenden Eindruck auf ihn gemacht, welcher durch keine schnell hinterher folgenden Erlebnisse verlöscht wurde. Denn Einförmigeres und Stilleres konnte es kaum auf Erden geben, als sein Befinden auf dem kleinen Schiff zwischen Seeleuten, welche die Windstille träge und maulfaul machte. Wohl war er der Mann dazu, den Eindruck des unermeßlichen, von keiner Küste begrenzten Meeres voll zu fühlen; die ganze erste Nacht hindurch war er einsam unter dem weiten Sternenzelt auf dem Verdeck umhergewandelt,

hatte dann die Sonne aus dem Meere auftauchen sehen, wobei er den vollen Choral der Tritonenhörner mit dem Ohre der Seele hörte; er hatte diesen Choral in seinem Taschenbuche aufgeschrieben und dachte dabei an Meerheim's Aeolodicon, auf welchem er sich herrlich werde wiedergeben lassen — aber wann werde er zu dem Aeolodicon zurückkommen, wann weiter zurück zu Oheim und Vater, wann endlich zu den edeln, lieben Menschen in Waldhausen, wann zu Maria! Sein früheres Leben, seine Universitätsfreunde, Miranda Valori, all das war vor den jüngern Erlebnissen verblichen und erschien ihm nur als Staffage in dem weit zurückliegenden Bilde seiner Jugend; dachte er doch kaum daran, was Richard Oberbecher oder Miranda jetzt in diesem Augenblicke vornehmen könnten. Aber Maria's Leben vergegenwärtigte er sich in jedem Moment; jetzt war sie wol auf ihrem Morgenspaziergange im Wäldchen, um für Tante Minchen frische Maiblumen zu pflücken; ob sie seiner dabei wol auch gedächte; darüber nachzudenken kam ihm gar nicht in den Sinn; er fühlte das als etwas sich von selbst Verstehendes, als eine Naturnothwendigkeit. So zuversichtlich war er in Bezug auf Liebe und Gegenliebe, obwol nicht ein Laut davon zwischen ihnen beiden gewechselt worden war, aber ihre Seelen hatten einander

magnetisch erkannt, und so war eins des andern völlig sicher; gibt es ein süßeres Glück als einen solchen Schutzengel zu haben, wie er unsern jungen Freund auf seiner Fahrt geleitete?

Als der Wind immer mehr nachließ und die Sonne immer heißer brannte, mußte Felix sich doch endlich in die Kajüte zurückziehen, welche aber keineswegs einem solchen Gemach in einem eleganten Dampfschiffe ähnlich, sondern vielmehr nur ein kleines finsteres Behältniß war, mit einigen ziemlich reinlichen Schlafkojen daneben, in deren eine Felix sich verkroch, als der Schlaf zuletzt sein Recht forderte. Da die See fast gar keine Wellen mehr schlug, so konnte durch Oeffnung der gegenüberstehenden Luken Kühlung in der Kajüte erhalten werden, wodurch die Existenz in derselben noch einigermaßen erträglich wurde. Als das Mittagsessen aufgetragen war, wurde Felix geweckt; er fand Kapitän und Steuermann in sehr schlechter Laune, denn das Schiff kam trotz aller entfalteten Segel fast gar nicht vorwärts; oben auf dem Deck, wohin Felix nach beendigtem groben Mahle sich begab, lungerten die Matrosen, die schon früher abgespeist waren, schläfrig umher; was blieb Felix anderes übrig, als dasselbe zu thun, obgleich es auf dem kleinen Fahrzeuge fast an Raum dazu fehlte. An eine anmuthige

Promenade, wie man sie bei großen Schiffen auf dem Deck machen kann, war nicht zu denken; unser junger Passagier mußte sich mit der kurzen Strecke zwischen Steuer und Mast begnügen, welche noch einigermaßen frei war; zuletzt setzte er sich auf ein zusammengerollt daliegendes Tau und blickte mit untergeschlagenen Armen über die fast spiegelglatte Meeresfläche hin. Diese gab nun wol am ersten Tage noch einen weiten reinen Sammelplatz, wir möchten sagen: Tanzboden für hold hin- und hergaukelnde Tongestalten in farbig glänzenden Gewanden, welche die in der Mitte mit ihrer Geige stehende goldgelockte, blaugewandete Maria feiernd harmonisch umschwebten nach der von ihr ausgehenden Melodie; — aber am zweiten Tage lag die weite Fläche schon leerer und kälter vor Felix' Augen da, am dritten ganz kalt und leer, fast widerwärtig, bis er endlich am achten Tage in die Apathie der ihn umgebenden Seeleute gesunken war und für gewöhnlich, ihnen gleich, sein thierisches Leben weiter schleppte, wenn er auch immer noch für Momente durch Maria's Bild über dasselbe erhoben wurde, aber eben nur für Momente. Endlich am neunten Tage stiegen dicke Wolken am Himmel auf, welche bald die Sonne bedeckten und dem immer noch stillen Meere eine fast schwarze Farbe gaben. O, wie athmete Felix den

dunkeln Wolken entgegen! Ihr Anblick verhieß ihm Kühlung und Erquickung, wenn auch die Seeleute mit finstern Mienen schweigend die Köpfe schüttelten und emsig umherzuarbeiten begannen, sodaß sie bald alle obern Segel eingerefft hatten und nur noch mit einigen untern auf den etwa entstehenden Wind warteten. Aber sie hofften kaum auf Wind, sondern fürchteten einen Gewitterorkan. Und bald brach er auch los mit furchtbarer Gewalt, Blitz und Donner Schlag auf Schlag; eine rasende Windsbraut schmetterte den Hagel mit Vernichtungsmacht und schleuderte grausam das Schiff einem wilden Blitze entgegen, der mit scharfem Schlangenbiß unter gräßlichem Krachen den großen Mast hinuntersplitterte fast bis in den Kiel hinab. Furchtlos mit hastiger Entschlossenheit sprangen die Seeleute auf den Ruf des Kapitäns heran, den Mast zu kappen, den Brand zu löschen; doch den ließen die schon über Bord stürzenden Wellen nicht aufkommen — drei Elemente kämpften um das Schiff, die drei wilden, schrecklichen; nur die gute sichere Mutter Erde war fern, unerreichbar; das war freilich ein Glück, denn hätte der Orkan das wehrlose Wrack gegen sie geschleudert, so wäre es ja an ihr, die doch gern retten wollte, zerschmettert worden. Der wildeste von den Streitern, das Feuer, ließ am ersten von dem

Kampfe ab; die gefährlichen Blitze zuckten nur noch aus schwarzer Wolkenferne ins Meer hinab; aber der Sturm blieb und trieb das segellose Wrack, dem sein Steuer nicht mehr die Richtung bestimmen konnte, auf den wie rasend hinstürzenden Wogen schnell gen Nordost ganz von der eigentlichen Bahn des Schiffes ab gegen das Cap Domesnäs zu, dessen Namen für alle die Ostsee befahrenden Seeleute keinen erfreulichen Klang hat.

Nach vierundzwanzig Stunden legte sich der Sturm, doch blieb die See noch im hohen Gange und trug das noch nicht wieder lenkbare Schiff immer weiter von seinem Course ab. Mit den Segeln des übrig gebliebenen kleinen Mastes war es nicht möglich gegen Wind vorwärts zu kommen; man mußte sich also darein ergeben, in den nächsten Hafen einzulaufen, um daselbst den verlorenen Mast zu ersetzen; aber auch die Erreichung des nächsten Hafens war keineswegs sicher, weil das Schiff beim Zersplittern des Mastes einen tüchtigen Leck bekommen hatte, durch welchen es stark Wasser zog. Da mußte nun die ganze Mannschaft, Felix mit eingeschlossen, in regelmäßiger Abwechselung an den Pumpen arbeiten, um das Schiff nur sicher über Wasser zu halten; dazu kam, daß der Kapitän nicht darauf gerechnet hatte, so lange unterwegs zu bleiben, und deshalb, um nicht dem Hungertode ent-

gegenzugehen, die Mundportionen sehr beschränken mußte. Schöne Leserin, findest du des armen Felix Lage nicht bemitleidenswerth? Von anstrengender Arbeit ermüdet muß er hungernd sein Lager suchen, um im Schlummer frische Kräfte für die nächste Arbeitszeit zu suchen, wenn wieder an ihn die Reihe kommen wird, bei der Pumpe einzutreten. Bleibt auch dabei sein Schutzengel ihm zur Seite? Zur Seite wol nicht, denn Felix hat keine Zeit, zarte Gespräche oder Wechselgesänge mit ihm anzustimmen; aber er ist ihm tief ins Herz getreten und hilft ihm von innen heraus alles Schwere geduldig ertragen, in der Noth eine Prüfung seiner Leistungsfähigkeit zu sehen; ja, der Schutzengel flüstert dem Felix zu, alles, was er jetzt erdulde, komme der geliebten Maria zugute, und ist solche Täuschung nicht lieblich? So viel steht fest, daß Felix bei aller Noth guten Muthes blieb und den Seeleuten durch seinen heitern Eifer ein vortreffliches Beispiel gab, obwol er der jetzt nothwendigen Anstrengungen und Entbehrungen weit weniger gewohnt war als seine momentanen Leidensgenossen.

Es war nun schon der zehnte Tag nach dem Sturm, das Wetter wieder ganz schön und still geworden; man war bisher keinem Schiff begegnet, alle Nothschüsse waren verhallt, ohne irgendeine Antwort zu erhalten,

da endlich entdeckte der wachthabende Matrose am Horizonte gegen Süden eine feine Rauchwolke. Freudige Erregung durchzuckte bei dem dieselbe ankündigenden Rufe die ganze Mannschaft. Dem Rauche entgegenzufahren war zwar nicht möglich, aber auch nicht nöthig, denn nach Süden hin war man zu weit vom Lande entfernt, als daß die Rauchwolke von demselben hätte herkommen können; sie verkündete vielmehr das von Stettin nach Petersburg gehende Dampfschiff, welches, wie der Kapitän wußte, in diesen Tagen die Gegend, in welcher sein Fahrzeug trieb, passiren mußte und nach dessen Ankunft er schon lange sich gesehnt hatte. Alle Kräfte wurden nun aufgeboten, um dem Course des Dampfschiffes möglichst nahe zu kommen oder doch so nahe zu bleiben, als man ebenjetzt war. Die Dampfwolken wurden indessen allmählich stärker, endlich kam auch der Schiffskörper in Sicht und wurde von dem armen Wrack mit einem hoffnungsreichen Nothschusse begrüßt.

Auf des nahenden Dampfschiffes luftigem Hinterdeck saß unter dem die warmen Sonnenstrahlen abhaltenden Leinwanddache eine recht heitere Gesellschaft beisammen, deren Mittelpunkt eine schwarzgekleidete, große, schöne Dame bildete, während die übrigen Mitglieder alle männlichen Geschlechts waren und zwar,

was Kleidung und sonstiges Aeußere betrifft, zu den Bevorzugten unter diesem Geschlecht gehörten. In der Dame erkennen wir bald Miranda Valori wieder, welche den Seeweg gewählt, um nach Petersburg zu gelangen, wohin sie, wie wir schon wissen, ein Engagement angenommen hatte; sie wurde auf dieser Reise nicht wie gewöhnlich von ihrem Bruder geleitet, sondern sie hatte mehrere andere Herren durch ihre Reize so angezogen, daß dieselben sich ein Vergnügen daraus machten, ihretwegen die weite Seefahrt nach dem theuern und wenig Genuß bietenden Petersburg zu unternehmen. Da war der reiche junge Bankier F. aus D., der schon lange ohne Lohn an ihrem Siegeswagen zog, ein rundbäuchiges, feingekleidetes Männchen, welches Gold und Juwelen trug, wo es irgend konnte; dort streckte der große breitschulterige Herr von Schall—, ein verschwenderischer junger Landedelmann, seine langen dicken Beine wie zur Parade vor sich hin; seines Erfolges ziemlich sicher scheinend — denn er war ja einst in der Hauptstadt der Angebetete vieler Tänzerinnen gewesen und sogar von der sogenannten guten Gesellschaft für einen „ungehobelten Apollo" erklärt worden — kümmerte er sich wenig um die Unterhaltung, welche er gern dem schwarzhaarigen, brillentragenden, sehr lebhaft sprechenden Professor, dem Kunst-

manne par excellence von D., und einigen russischen Cavalieren überließ, welche, auf der Heimreise nach Petersburg begriffen, nur zufällig die Fahrt mitmachten, sich aber gern der Gesellschaft der Künstlerin angeschlossen hatten. Diese Russen, drei an der Zahl, waren feine Leute von guter Erziehung, die in der besten Gesellschaft gelebt hatten und von deren weltmännischem Wesen der redselige Professor bald in den Schatten gestellt wurde, besonders weil sie außer ihrem viel elegantern Französisch — diese Sprache hatte Miranda dem Professor zum Aerger zur Unterhaltung gewählt, wahrscheinlich um sich für Petersburg in Uebung zu bringen — auch alle drei noch die Vorzüge jugendlicher Manneskraft in die Wagschale zu legen hatten, in welcher Beziehung sie freilich von Herrn von Schall— noch weit übertroffen wurden.

Dies waren die Bestandtheile der Gesellschaft, welche nach eingenommenem Diner auf dem Deck des Dampfschiffes beim Kaffee saß, zu dem Herr von Schall— ruhig seine Cigarre rauchte. Der Bankier hatte auch die seinige anstecken wollen, es aber auf einen unzufriedenen Blick Miranda's unterlassen; der Professor und die Russen schienen nicht Raucher zu sein. In einiger Entfernung von dieser Gesellschaft erblicken wir noch Nanni durch Kauen von eingemachten Orangen-

schalen gegen die Seekrankheit kämpfend; sie verwünschte innerlich ihre Herrin, welche diesem Leiden nie unterworfen war, daß sie die Reise zur See nach Petersburg vorgezogen hatte.

Die russischen Herren sprachen eben für das Ohr Miranda's mit zu vielem Enthusiasmus von der Sängerin Jenny Lind, welche gerade zu der Zeit die deutschen Hauptstädte entzückte, als der Nothschuß fiel.

Was war das? rief Miranda aufspringend. Alle andern erhoben sich wie sie, um nach der Gegend auszuschauen, woher der Schuß kam; nur Herr von Schall— blieb ruhig sitzen und sagte, den Dampf seiner Cigarre fortblasend: Was wird es sein? ein Kanonenschuß, wie ich schon viele gehört; das kennen wir von Templow her.

Sehen Sie dort ein Wrack, welches den Nothschuß gethan hat! rief einer der Russen, der die schärfsten Augen haben mochte. Sehen Sie den runden weißen Qualm! wir werden sogleich den zweiten Schuß hören — da!

Nun wurde auch vom Bord des Dampfschiffes eine Kanone abgefeuert, um zu bekunden, daß man das Nothsignal gehört, zugleich auch die Richtung der Fahrt gegen das immer deutlicher vorkommende Wrack hin angenommen.

Das ist doch eine Abwechselung! rief Miranda aus.

Und wir retten Unglückliche! setzte gefühlvoll einer der Russen hinzu.

Der Professor warf ihm einen hämischen Blick zu und sagte: Es geschieht wenigstens ohne große Mühe unsererseits.

Gott sei Dank dafür! gähnte der Herr von Schall—; eine außerordentliche Mühe würde ich mir auch ganz ergebenst verbitten. Das fehlte noch gar, wenn man schon allen gewohnten Comfort entbehren muß.

Nun, die gewohnte Cigarre lassen Sie sich wenigstens nicht entgehen, sagte mit einigem Ingrimm der Bankier.

Herr von Schall— achtete die Rede keiner Antwort werth; er erhob sich langsam mit schläfrigem Dehnen vom Stuhle, trat zu den andern und fragte: Ist denn wirklich da etwas zu sehen?

Fi donc! kommen Sie mir mit der Cigarre nicht so nah! rief Miranda, ihn mit lachendem Unwillen fortwinkend.

Mit dieser köstlichen Regalia? Lola Montez würde mich um so lieber gehabt haben, wenn ich damals diese Cigarren geraucht und mit ihr getheilt hätte. O, die Lola war großartig! So sprach, ohne zurückzuweichen, mit unstörbarer Ruhe Herr von Schall—.

Welche Frechheit! brummte unhörbar der Bankier mit einem tiefen Seufzer.

Lola, die Tänzerin, mag rauchen! erwiderte Miranda; sie soll überhaupt manche Kutschertugend besitzen.

O ja, sie fährt und reitet ausgezeichnet.

Hat sie Sie auch mit der Reitpeitsche bedient?

Nein, nur ein einziges mal mit einer zarten Ohrfeige, die sie bald zärtlich fortküßte.

Ach, was Sie discret sind!

Sie wissen, daß ich, was die Gegenwart betrifft, sehr discret bin. Mit der Vergangenheit nehme ich's nicht so genau. Es wäre ja thöricht, des köstlichen Vergnügens der Erinnerung an genossenes Glück sich zu berauben.

Oder auch des Vergnügens, mit Erfolgen zu prahlen, die man nie gehabt.

Das ist für mich gar kein Vergnügen, denn ich bin kein Phantast und die Frauen wissen, daß ich noch Glück bei Frauen habe; es ist also ganz gleichgültig, ob ich es früher gehabt oder nicht.

Die Frauen erfahren aber auch bald, daß sie sich vor Ihrer Verleumderzunge in Acht nehmen müssen.

O nein, sie sind meiner Discretion sicher, solange sie nicht mit mir brechen.

Lola hat also mit Ihnen gebrochen?

Nein, wir sind ganz leidenschaftslos geschieden, aber Lola würde ebenso unbefangen von mir erzählen als ich von ihr.

Sie sind also einer des andern würdig!

Das könnte vielleicht sein; les extrêmes se touchent; ihre Leidenschaftlichkeit, meine Ruhe; aber Muth hatten wir beide, sie mehr zum Angriff, ich mehr zur Vertheidigung, wie Sie das auch jetzt eben sehen.

Ei nun, sagte die Sängerin mit agaçantem Lächeln, ich glaube, mein schöner Herr, es würde Ihnen auch an Muth zum Angriff nicht fehlen, wenn Sie zu einem solchen Gelegenheit fänden; aber ich sehe schon, man muß sich hüten, Ihnen die Gelegenheit zu geben.

Sie sprechen doch nicht aus Erfahrung, meine schöne Dame? erwiderte Herr von Schall—, und die Russen stutzten über seine grenzenlose Derbheit; sie wußten nicht, was sie von seinem Verhältnisse zur Sängerin denken sollten; die letztere aber, obwol innerlich heftig erzürnt über ihres Verehrers Frechheit, hielt doch ihre Leidenschaftlichkeit noch so ziemlich im Zaum und sagte nur mit kaltem Tone: Nein, Herr von Schall— ich habe noch keine Erfahrung über Sottisen von Ihnen gehabt. Sehen Sie, meine Herren — so wendete sie sich zu den Russen —, da sind wir dem verunglückten

Schiffe schon so nahe, daß man die Menschen darauf sehen kann.

Der Kapitän des Dampfschiffes trat nun höflich an die Passagiere heran und fragte, ob sie erlauben würden, daß er das Wrack vorläufig ins Schlepptau nehmen dürfe, bis er mit dessen Führer über die zu ergreifenden Maßregeln die nöthigen Verabredungen getroffen haben werde. Miranda und die übrigen gaben gern ihre Einwilligung zu dem dadurch veranlaßten Aufenthalt ihrer Fahrt, nur Herr von Schall— brummte: Was Teufel, da soll man noch seine Zustimmung geben, länger als nöthig auf dem verdammten Noahkasten hier zu sitzen? Was fragen Sie uns? thun Sie lieber Ihre Pflicht ohne zu fragen, denn es ist ja doch wol Ihre Pflicht, den Nothleidenden beizustehen?

Allerdings ist das meine Pflicht, entgegnete kurz der Kapitän und entfernte sich mit einer tiefen Verbeugung gegen die andern Mitglieder der Gesellschaft. Ans Vordertheil gekommen, rief er mit dem Sprachrohre dem Wrack zu: man solle schnell das zugeworfene Schlepptau befestigen; man könne dann im Weiterfahren unterhandeln. Gesagt, gethan; das Dampfschiff hemmte nur wenig, als es dicht an dem Vordertheil des Wracks vorüberfuhr, dessen Mannschaft emsig mit dem Befestigen des Schlepptaues beschäftigt war.

Nur ein Mann nahm an dieser Beschäftigung keinen Theil, sondern stand ruhig ans Steuer gelehnt im Hintertheil des Wracks, das vorüberziehende Dampfschiff betrachtend. Als Miranda's mit einem Opernglase bewaffneter Blick auf diesen Mann fiel, schrak sie zusammen und ließ schnell den Schleier über ihr Antlitz fallen, denn sie hatte Felix erkannt; er aber nicht sie, weil sein die ganze Gruppe überlaufendes Auge nicht besonders auf ihr gehaftet hatte. So ließ er sich später, als die beiden Kapitäne die nöthigen Verabredungen miteinander getroffen hatten, ruhig mit seinem Gepäck an Bord des Dampfschiffs bringen, auf welchem er mit Recht mehr Bequemlichkeit zu finden hoffte als auf dem kleinen, halb mit Wasser gefüllten Wrack, aus welchem die ganze noch vorhandene Ladung nach und nach an Bord des Dampfers getragen wurde, um es so leicht als möglich zu machen und schon unterwegs den entstandenen Leck wenigstens vorläufig verstopfen zu können. Ein Theil der Ladung hatte allerdings schon früher zur Erleichterung über Bord geworfen werden müssen.

Als Felix glücklich das Deck des Dampfschiffs erstiegen hatte, war sein erstes Gefühl ein freudiger Gruß an Maria, zugleich mit innigem Dank gegen den Himmel für seine Errettung; dann aber forderte der Körper

sein Recht, d. h. ein tüchtiges Beefsteak und sonstige Nahrung. Da er aber mit Reisegeld reichlich versehen war, so sorgte er nicht allein für die eigene Stärkung und Erquickung, sondern auch für die sämmtlicher Matrosen des Wracks, mit denen er die letzten Leidenstage glücklich überstanden hatte. Diese Leute, welche ihn während der Gefahr furchtlos, bei der harten ungewohnten Arbeit unermüdlich gesehen hatten, dachten wahrlich nicht schlechter von ihm, als er jetzt die gemeinsam erlittene Noth ihnen zu vergüten strebte, und priesen ihn dem Kapitän und der Bemannung des Dampfschiffs als ein Wunder von Muth und Ausdauer für einen so jungen Menschen. Diese Lobreden wurden an dem großen Matrosentische gehalten, an welchem die Leute ihre Erfrischungen erhielten, und es hörte ihnen nicht nur der Dampfschiffskapitän und seine unbeschäftigten Leute zu, sondern auch ein langer starker Mann mit rothem Gesicht und solidem Backenbart, der von oben bis unten in einen langen sandfarbenen Rock gekleidet war; ein kleiner glatter schwarzer Filzhut mit ziemlich breiter Krempe bedeckte sein Haupt und unterm Arme hielt er einen tüchtigen Rohrstock; das konnte nur ein Engländer sein, obgleich er die deutsche Sprache der preußischen Matrosen gut zu verstehen schien. Nur dann und wann fragte er den

Kapitän leise nach der Bedeutung eines ihm unbekannten Ausdrucks und erhielt die Antwort immer in sehr ehrerbietigem, fast unterwürfigem Tone.

Felix saß indeß mit seinem Beefsteak und einer Flasche Porter in der ersten Kajüte ganz allein behaglich auf dem bequemen Divan und ahnte nicht, wie sehr auf dem andern Ende des Schiffs sein Lob gesungen wurde; da kam etwas Gelbes die Treppe herabgestiegen und rief ihm, als es näher trat, ein freundliches „Wohl bekomm's!" zu, worauf er natürlich ebenso freundlich dankte. Der sandfarbene Engländer nahm einen Feldstuhl, setzte sich Felix gegenüber an den Eßtisch und betrachtete ihn stumm mit wohlwollenden Blicken, bis ein Livreediener eine Flasche Wein und zwei Gläser brachte; dann, als dieselben gefüllt waren, ließ der fremde Herr Felix das eine präsentiren und sagte, das andere ergreifend: Kann ich aben den Ehr', zu trink' a glass of wine with you?

Von seinem Onkel Oberförster, den Geschäfte zuweilen nach der halb in englischer Sitte lebenden Hafenstadt Memel führten, hatte Felix öfters über die beim Zutrinken gebräuchlichen Formen der Engländer berichten hören, und so antwortete er, da er der Sprache des Fremden einigermaßen mächtig war, auf englisch: Es wird mir eine große Ehre sein!

Die Ehre ist ganz auf meiner Seite! — Ah, Sie sprechen englisch?

Nur sehr wenig und schlecht, erwiderte Felix.

Das schadet nicht, wir werden uns verständigen, halb englisch, halb deutsch, einer vom andern lernend; das wird sich ganz gut machen. Wie finden Sie den Wein?

Sehr, sehr gut!

So trinken wir weiter! Der Engländer goß sein Glas voll und schob dann Felix die Flasche zu, damit er sich selbst versorge.

Ich muß gestehen, bemerkte unser junger Freund, daß ich nicht weiß, was für Wein ich trinke, obwol er mir vortrefflich schmeckt.

Ah, Sie haben noch nie echten Portwein getrunken? Das wundert mich nicht, bei uns kennen ihn wenige, bei Ihnen, so denke ich, niemand.

Aber wie kommt das Dampfschiff zu so köstlichem Stoff?

Durch mich, der ich ihn mit aufs Dampfschiff gebracht habe, und es freut mich, daß er Ihnen schmeckt; Sie sind werth, ihn zu trinken!

Felix richtete einen verwundert fragenden Blick auf den Fremden, denn er begriff gar nicht, wie derselbe zu solcher Aeußerung käme; der Engländer aber fuhr fort: Staunen Sie mich nicht an! ich kenne Sie aus

den Erzählungen Ihrer Reisegefährten und mir gefällt auch Ihr Gesicht; Sie sind von gutem preußischen Blut, das kenn' ich als echt und treu von Waterloo her, als echt und rein wie dieser Wein, und ich acht' es noch weit höher als diesen Wein, und das will viel sagen! Gießen Sie sich ein und geben Sie mir die Flasche! So, komm du, mein holdes Funkeln, du, schöner als williger Mädchen Blick *), trinkbarer Edelstein, feuriger Sonnenwein! So heb' ich dich gegen das Licht und so trink' ich dich dem Andenken eines Mannes, der — so wendete er sich zu Felix — Ihren Namen trug, als ich ihn kannte.

Woher wissen Sie denn meinen Namen? fragte Felix erstaunt.

Sie gaben vorher dem Kapitän Ihren Paß und ich sah dem Kapitän über die Schulter, als er denselben las. Sie heißen Morgenroth und ebenso hieß ein Mann, der mich vom Felde bei Belle-Alliance aufhob und zu den Meinigen zurücktrug; er war ein preußischer Jäger und hieß Friedrich Morgenroth.

Das muß mein Onkel, der Oberförster, gewesen sein; der heißt Friedrich und ist als Feldjäger bei Belle-Alliance mitgewesen.

---

*) Erinnert an ein Trinklied von Th. Moore.

Nun ging es an ein dringendes Fragen von seiten des Engländers und an ein freudiges Antworten von seiten Felix'; es ward immer sicherer, daß niemand anders als Oheim Friedrich der Retter des Engländers gewesen sei, welcher letztere sich unserm Felix als Sir Humphrey Bal— von Bal-Moore vorstellte und bald die zweite Flasche des herrlichen Getränkes herbeibringen ließ. Als seine angelegentlichsten Fragen in Bezug auf den Oberförster beantwortet waren, sagte er: Hatte ich doch eine Ahnung, daß Ihr Kommen mir Freude bereiten würde! Ihr Gesicht gefiel mir schon, als ich Sie auf unser Schiff sich aufschwingen sah; das machten Sie sehr gut, Gott verdamm' mich, glatt wie ein Seehund! Aber noch viel besser gefiel mir, wie Sie sogleich für Ihre Leute sorgten, und da blieb ich stehen und hörte, was die sagten, und guckte auch in den Paß, um Ihren Namen zu lesen — ha, und da fand ich einen Jungen von meinem alten braven Friedrich Morgenroth! — Gott verdamm' mich, wenn mich das nicht freut! — Heda, mein Bursche! so wendete er sich an den eben wieder eintretenden Diener, rufe Bob Mason her!

Der Gerufene erschien bald, eine nur mittelgroße, aber sehr breite Gestalt in weiter bequemer Livree; das runde Antlitz war noch röther als das seines Herrn,

und vom weißen Haar und Backenbart wie mit einem Silbermooskranze umgeben.

Tritt näher Bob! redete sein Herr ihn an; sieh einmal da den jungen Mann! der ist ein Brudersſohn von dem braven preußischen Kameraden, der mich damals am Waterlootage zu euch zurückbrachte; du weißt, wir danken ihm mein Leben; sieh einmal da, das ist sein Junge!

Bob's breites Gesicht zerrte sich zu einem freundlichen Lächeln, welches man ein Grinsen hätte nennen können, wenn es dazu nicht gar zu gutmüthig ausgesehen hätte; er sagte: Sir, ich meine, es ist ein hübscher Junge!

Gefällt er dir, Bob? das freut mich! mir gefällt er auch. Trink' ein Glas Wein mit ihm!

Bob trank feierlich sein Glas Wein mit Felix und Sir Humphrey fuhr fort: Was meinst du, Bob, ich denke, wir müssen den wackern Friedrich besuchen, wenn wir die finnischen Seen durchgefischt haben, auf der Rückreise.

Will nie wieder Altengland sehen, wenn das mir nicht eine ungeheuere Freude sein würde!

Und wir bringen ihm von diesem Wein mit, was meinst du?

Ich meine, das würde gut und recht sein.

So wollen wir es thun! — Sie müssen wissen, mein theuerer Junge, dieses ist mein alter Freund Bob Mason, einer der besten Angler unter allen denen, die England jemals geboren. Wir haben schon unter Nelson zusammen gedient und sind nachher auch zusammen als Volontärs mit den Landratten bei Waterloo gewesen, was mir beinahe schlecht bekommen wäre ohne Ihren Onkel. Und jetzt? ja wir sind seitdem nicht auseinander gewesen und denken auch immer beisammenzubleiben, nicht so, Bob?

O, sehr wohl, Sir!

Und jetzt gedenken Sie nach Rußland zu reisen? fragte Felix.

Ja, antwortete Sir Humphrey, die finnischen Seen da oben sollen soviel Fische haben, der Pajäne und die andern; die wollen wir alle durchfischen. Denn Sie müssen wissen, ich und der Bob, mein alter Bob da, wir lieben sehr, Fische von aller Art zu angeln; und wenn das auch junge Gesellen, wie Sie in Ihrer Sprache sagen, verderben soll, so bin ich doch überzeugt, daß es uns Alten nicht mehr schaden kann; sonst müßten wir ja längst verdorben sein, denn wir haben schon fast alle Flüsse und Seen in der Alten und Neuen Welt durchangelt, die finnischen aber noch nicht, und die werden doch sehr gelobt.

Und Sie sind noch im Seedienst? fragte Felix.

Nein; ich habe meine theuere „Fearleß" einem andern überlassen. War es nicht ein hübsches Schiff, Bob?

Eine schöne Fregatte! seufzte Bob, und wie gut hat sie aufgespielt beim heißen Tanze!

Was Teufel, Bob, dauert sie dich? sollten wir mit ihr bei den Chinesen liegen?

Nein, Sir, Sie haben recht; wir mußten bei der ewigen Ruhe den Abschied nehmen.

Nun eben! und wie vergnüglich fischen wir jetzt in der Welt herum! Aber, junger Mann, wo wollten Sie denn eigentlich hin, als wir Sie jetzt auffischten? ein glücklicher Fang, nicht so, Bob?

Ja wohl, Sir!

Das Schiff da, welches jetzt als Wrack am Schlepptau liegt, sollte mich nach Lübeck bringen und von da wollte ich weiter in die Welt.

Weiter in die Welt? Bah, reisen hin und her ohne Zweck, nur um die Welt zu besehen? Wir machen das klüger, Bob, wir haben einen Zweck, weshalb wir reisen; oder meinst du nicht?

Ja, Sir, ich meine, wir haben einen hübschen Zweck, weshalb wir von Bal-Moore fern bleiben

Nun, so ganz zwecklos reise ich auch nicht in die Welt, bemerkte Felix bescheiden lächelnd.

Nicht zwecklos? ei, ei, laß hören! Sagen Sie, welchen Zweck haben Sie, wenn es nicht indiscret ist zu fragen?

O, keineswegs indiscret! erwiderte Felix, obwol er roth wurde; mein Zweck ist, irgendwo einen Krieg mitzumachen und drum will ich nach Algier gehen.

Krieg mitmachen? ei, bravo! der war auch meine Lust, als ich noch jung war; meinst du nicht, Bob, daß das ein schöner Zweck ist?

Ein schöner Zweck, Sir! aber mit den Froschfressern zusammen?

Ha, siehst du, du triffst den Punkt! Ja, ja, mein alter Bob trifft immer den Punkt. Was? nach Algier wollen Sie gehen? Sie, ein Preuße, der Brudersohn eines Belle-Alliance-Mannes, Sie wollen ein Kamerad der Franzosen werden? O, das glaub' ich nicht, daß Sie das mit gutem Herzen können; nein, nein, das ist nicht möglich!

Das ist nicht möglich! wiederholte Bob als Echo.

Ich suche nicht gerade die Kameradschaft der Franzosen, sagte Felix, aber ich habe auch durchaus keine Antipathie gegen sie; man lobt ja besonders den französischen Soldaten allgemein als chevaleresk, und in der algierer Fremdenlegion sowie bei den Jägern von Afrika sollen doch auch viele Deutsche dienen. Zudem

bleibt mir, wenn ich überhaupt einen Krieg mitmachen will, nur die Wahl, entweder zu den Russen am Kaukasus oder zu den Franzosen nach Algier zu gehen, und da scheint mir denn, theils der Sprache, theils der Behandlung des gemeinen Soldaten wegen, kein Zweifel obwalten zu können, daß für mich der französische Dienst vorzuziehen ist.

Das ist richtig! sagte Sir Humphrey; aber es geht doch nicht; meinst du nicht auch, Bob?

Ich mein's auch, Sir!

Freilich, als wir jung waren, fuhr Sir Humphrey fort, da hatten wir Kriegsmänner bessere Zeiten; damals hatte der Bonaparte — er war ein großer Mann, wenn auch ein Franzose und unser Feind — der hatte die Welt an allen Ecken angezündet; damals konnte man hingehen, wo man wollte, man fand überall Krieg. Und gar wir Engländer, wir waren vor allen am besten dran; wir beide, ich und mein Bob, wir haben damals auf der Flotte große Dinge miterlebt; nicht so, Bob?

Ja wohl so, Sir!

Und auch zu Lande! solch ein Ding wie das Waterloo ist doch wahrhaftig gar kein übel Ding! Heutzutage freilich hat unsere Flotte nichts Ordentliches zu thun und unsere Landratten — aber halt, die haben

ja allezeit Arbeit in Indien; wenn's auch nicht gerade königlicher Dienst ist, so würde das doch besser sein als bei den Franzosen. He! was meinen Sie? hätten Sie Lust, in Dienste der Ostindischen Compagnie zu treten? Mein Bruder Percy hat dort ein Commando und ich möchte Ihnen dafür stehen, daß Sie sogleich als Offizier eintreten könnten, wenn Sie dahin gehen. — Was denkst du dazu, Bob?

Ich denke, das würde besser sein, als nach Algier zu gehen.

Beim Zeus, das will ich meinen! rief Sir Humphrey lebhaft und trank dabei sein Glas aus. Man war jetzt bei der vierten Flasche des köstlich mundenden, aber sehr starken Weines, und Felix fühlte denselben schon heiß in seinem Blute glühen, wenn auch sein Denkvermögen noch in keiner Weise betäubt war. Denken Sie sich, meine Damen, unser junger Held vertrug es, sehr viel Wein zu trinken, und hatte einen so robusten Körper, daß er selbst bei den Studentengelagen, welche er doch schon oft ohne sich zu schonen bis zum letzten Ende mit durchgemacht hatte, noch niemals vollständig betrunken gewesen war. Ist das nicht etwas ganz Ungewöhnliches, das sich für einen Romanhelden eigentlich gar nicht schickt, so viel Wein trinken zu können? Zum Gegengewicht gegen diesen Vorzug hatte ihm aber

die Natur den Nachtheil verliehen, daß er, sobald er nur wenige Gläser Wein getrunken hatte, an allen sichtbaren Körpertheilen ganz dunkelroth wurde und dadurch das Aussehen eines Betrunkenen erhielt, wenn er auch dabei über die Kräfte des Geistes wie des Körpers die vollständigste Herrschaft behielt; nur bei sehr, sehr anhaltenden Leistungen im Dienste des Bacchus verlor er wol zuletzt die Schärfe des Blicks und den ganz ungehinderten Gebrauch seiner Zunge. Ist es nicht in der That schrecklich, meine Damen, daß der junge Mensch sich dieser seiner Gaben und Schwächen schon durch Erfahrung ganz vollständig bewußt geworden war? Ja, ja, man lernt mancherlei Dinge auf Universitäten, und diejenigen, um derentwillen man hingeschickt wird, wol meist am allerletzten.

Kurz, Felix war an Antlitz und Händen roth wie ein Krebs geworden und das Blut klopfte heftig in seinen Schläfen, aber sein Gehirn unter der äußerlich glühenden Stirn war vollständig gesund, als er über Sir Humphrey's Vorschlag nachdachte und demnächst die wohlüberlegte Antwort vorbrachte: Wenn ich als Offizier eintreten und die Zusicherung erhalten könnte, sofort entlassen zu werden, sobald es in Deutschland Krieg gibt, so möchte ich auch nach Ostindien gehen.

Ei, Sie sollen gar nicht eher hingehen, als bis

Sie schon Offiziersrang haben, mein theuerer Junge! rief frohgestimmt Sir Humphrey; den Offiziersrang will ich Ihnen schon verschaffen und das Exercirreglement nebst den sonstigen Dienstvorschriften müssen Sie auch noch in England kennen lernen, sodaß Sie als ein sicherer Gentleman zur Armee nach Indien abgehen können. Daß Sie wieder den Abschied nehmen können, sobald Sie wollen, das versteht sich von selbst, wenn Sie keine Pension beanspruchen, welche erst nach gewissen Dienstjahren gezahlt wird.

Sir Humphrey war sehr erfreut darüber, daß Felix ohne weitere Umstände auf seine Vorschläge eingehen wollte, und ließ in der Freude seines Herzens immer noch mehr von dem köstlichen Wein herbeiholen, indem er dabei versicherte: ein junger Mann, der in die englische Armee treten wolle, müsse sich daran gewöhnen, eine tüchtige Portion starken Weines zu vertragen. Zuletzt bemerkte er mit Staunen, daß Felix seiner Sinne noch vollkommen mächtig war, als er selbst seine eigene Zunge schon lallen hörte, was ihn zu der Ueberzeugung brachte, daß er nun volle Ladung habe und nicht weiter trinken dürfe. Seine Achtung vor Felix wuchs dadurch nicht wenig, wenn er auch das Vergnügen einbüßte, seinen jungen Freund unter den Tisch getrunken zu haben. Er erhob sich endlich,

wünschte unserm Felix mit kräftigem Händeschütteln gute Nacht und sagte zu Bob Mason, auf dessen Schulter er sich im Abgehen stützte: Ein verdammt tüchtiger Junge das! eigentlich zu schade zum Landdienst! was meinst du, Bob?

Ich mein', kein Schiff unserer gnädigen Königin wäre zu gut für ihn.

Gott verdamm' mich, das ist wahr! aber in der Flotte kann ich ihm keine Stelle kaufen; und unsere Schiffe haben ja auch jetzt nichts Ordentliches zu thun; wollen ihn zu meinem Bruder Percy schicken; das wird das Beste sein; was meinst du, Bob?

Ich meine auch, das wird das Beste sein!

Da dieses Gespräch schon außerhalb der großen Kajüte gehalten wurde, so hatte Felix es nicht mitangehört; er ahnte auch nichts davon, daß Sir Humphrey die Absicht hatte, ihm eine Offiziersstelle zu kaufen, sonst würde ihn der Gedanke, daß derselbe eine nicht unbedeutende Geldsumme für ihn ausgeben wolle, vielleicht in Verlegenheit gesetzt haben. Aber nichts lag ihm ferner, als über die Mittel nachzudenken, welche der alte Brite anwenden wolle, um ihn zum englischen Offizier zu machen; es war ihm durch denselben das Thor zu einer neuen sonnigen Welt geöffnet worden, in welcher er von Glück, Ruhm, Un-

sterblichkeit und Maria träumte, bis die Ermüdung von der mehrtägigen Anstrengung auf dem soeben verlassenen Wrack ihr Recht über die frohe Aufregung durch guten Wein und goldene Zukunftsträume geltend machte und ihn in seine Schlafkoje zog. Aber nachdem er daselbst einige Stunden in todtenähnlichem Schlafe gelegen, kam der starke Wein wieder zur Gewalt über die Müdigkeit, indem er des Jünglings Blut in solcher Glut durch seine Adern trieb, daß er nicht weiter schlafen konnte, sondern zur Abkühlung das Verdeck suchen mußte, von welchem eine frische Nachtkühle längst die Hitze des Tages weggeweht hatte.

Das große Fahrzeug zog in der sternenhellen Sommernacht gleichmäßig seine Straße durch das in leichten Wellen athmende Meer fort; wie erquickt fühlte sich Felix, als er das Deck betrat! Der schwere Schwindel, der ihn unten fast zu ersticken drohte, wich von seinem Haupte, und wenn auch das Blut noch in seinen Schläfen klopfte, als wolle es die Adern sprengen, so strich der leichte Luftzug doch kühlend durch sein Haar und löste schnell alle Betäubung von seinen Sinnen. Bald konnte er sichern Fußes über das Verdeck hinschreiten, um seinen Platz bei der Wache im Vordertheil des Schiffes zu nehmen. Hier setzte er sich rittlings über das Stammende des Bugspriet und schaute

schweigend über die dunkle See hin und zu den goldenen Sternen hinauf, welche ihn anlächelten, als brächten sie ihm Maria's Grüße. Der wachthabende Matrose, ein Russe, hatte sich anfangs mehreremal nach Felix umgesehen, meinend, derselbe werde ihn anreden und mit ihm sprechen wollen; als er unsern Freund aber allein mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt und auf die Gegenwart eines zweiten nicht die mindeste Rücksicht nehmen sah, bekümmerte auch er sich nicht weiter um ihn und summte ruhig das Lied weiter, in welchem er durch seine Annäherung unterbrochen worden war. Die Melodie dieses Liedes *) hatte etwas Pathetisches, trüb Klagendes und doch sinnlich Mächtiges, sodaß Felix, der ihr unwillkürlich mit dem Ohre folgen mußte, über ihre tragische Gewalt erstaunte. Es war eine Weise, wie etwa Judith sie zum Absingen ihres Abenteuers mit Holofernes hätte wählen können, wenn der religiöse Fanatismus, in welchem sie den Feind des Vaterlandes getödtet hatte, von ihr gewichen war, und sie von Entsetzen über

---

*) Die Melodie, welche Felix hier zuerst hörte, ist in Rußland sehr bekannt und wird von vornehm und gering gesungen, sodaß sie, wenn auch wahrscheinlich nicht als Volkslied geboren, doch dazu geworden ist.

das, was sie erlitten und gethan, durchschauert ward. Da der russische Matrose, ohne auf seinen Zuhörer zu achten, mehrere Verse hintereinander fortsang, so hatte der letztere genügende Zeit, die eigenthümliche Melodie in sein Gedächtniß aufzunehmen; um sie aber für immer sicher zu haben, beschloß er, sie aufzuschreiben, und stand auf, um sich nach der großen Kajüte zu begeben, wo er Licht wußte; da erblickte er, kaum zwei Schritte von sich entfernt, an dem Vordermaste lehnend ein schwarz verschleiertes Weib; er erschrak, denn augenblicklich kam ihm jene Erscheinung von der Baierburg in den Sinn und er wußte, diese dunkle Gestalt war wieder Miranda Valori oder doch ihr Geist; wäre er katholisch gewesen, er würde ein Kreuz geschlagen haben. Zur Bildsäule erstarrt, hielt er einen Moment an; dann fiel ihm ein, daß er sich doch irren könne, da die Gestalt regungslos blieb und seiner gar nicht zu achten schien; er wollte schnell vorübereilen, da hörte er ein tonloses „Felice!" und blieb gebannt stehen. Miranda ergriff seinen Arm und drängte ihn, sie nach einer andern Stelle des Verdecks zu führen, wo niemand ihrer wahrnehmen konnte, weil alles auf dem Schiffe schlief, außer den im Vordertheil wachenden und am Steuer beschäftigten Matrosen.

Der Jüngling und das Weib standen lautlos an

der Aufsteigetreppe dicht hinter dem Rade des Dampfschiffes; er stützte seine gefalteten Hände auf das Geländer und starrte, halb bewußtlos betend, in den weißen Wellenschaum hinab, der dem laut arbeitenden Rade entrauschte; sie hing mit beiden Händen an seinem linken Arm und drückte ihr Haupt gegen seine Schulter; dann erhob sie dasselbe, schaute mit den feuchten Augensonnen in sein düsterernst gefaltetes Antlitz und flüsterte mit italischem Schmelz in sein Ohr: Hab' ich dich denn für ewig verloren?

Sie athmete angstvoll gespannt, bis Felix nach einer Pause mit festem Ton sagte: Du kannst nie mein Weib sein!

Das weiß ich! rief Miranda, indem sie mit dem schwachen Stolze der Scham ihre Hände von seinem Arm zog. Aber will ich denn dein Weib sein? fragte sie fast schüchtern bittend; dann auf die Knie stürzend rief sie leidenschaftlich: ich will ja nur, daß du mich lieben sollst.

Ich kann nur die lieben, die mein Weib sein kann! rief Felix hart dagegen, indem er sich hastig abwendete und nach dem Vordertheil des Schiffes zurücksprang, um seine heftige Aufregung auszuathmen.

Miranda blieb auf dem Flecke liegen, wo sie niedergekniet war, allein in dunkler Sterndämmerung, dicht

neben ihr die rauschenden Wellen; — einige Minuten später hörte der am Ruder befindliche Steuermann einen durchdringenden Hülfeschrei von dem am Schlepptau hängenden Schiffe her, wie es ihm schien; da aber nach dem einen Schrei alles lautlos fortging wie vorher, so fuhr er sorglos weiter, vermeinend, die Wache auf dem andern Schiff wegen des ungebührlichen Schreies am andern Morgen zur Bestrafung melden zu wollen. Bald begann der Morgen aufzudämmern, in dessen Scheine Felix, der noch immer im Vordertheil des Schiffes stand, mehrere kleine Fahrzeuge bemerkte, denen das Dampfschiff nacheinander vorbeizog. Es waren augenscheinlich Fischerboote, welche schon am vergangenen Abend den Strand verlassen hatten und sich nun anschickten, die über Nacht ausgeworfenen Netze und Angeln wieder einzuziehen. Felix schloß aus der Anwesenheit dieser Boote auf die Nähe des Landes, welches zu erreichen er die größte Sehnsucht fühlte, aus keinem andern Grunde, als um von dem Schiffe, auf welchem Miranda reiste, fortzukommen; er hielt es fast für unmöglich, noch längere Zeit auf so engem Raume mit ihr zusammen zu weilen. Der Glückliche wußte nicht, daß die Unglückselige schon weit genug von ihm getrennt war! —

Eiligst stieg er in die Kajüte hinab und ließ schnell

den Kapitän wecken, der an seinem Wunsche, sogleich ans Land zu gehen, gar nichts auszusetzen fand, ihm seinen Paß zurückgab und ein Fischerboot anrufen ließ, in welches unser junger Freund mit seinen Effecten schnell hinabsprang, voller Freude, durch diese Flucht einem nochmaligen Zusammentreffen mit dem gefürchteten Weibe sicher zu entgehen. In seiner Hast fortzukommen hatte er gar nicht an Sir Humphrey, seinen neugewonnenen englischen Freund, gedacht, welcher ihm erst einfiel, als er, schon im Fischerkahne schaukelnd, das stattliche Dampfschiff wieder mit voller Kraft abziehen sah. Sein Herz rief dem braven alten Herrn ein dankbares Lebewohl nach; es stieg auch wol ein Seufzer aus seiner Brust, wenn er dachte, wie seine jüngste Hoffnung, bald Offizier der englischen Armee zu sein, ebenso schnell wieder zerronnen als gewonnen war; indessen war ihm doch leicht und freudig zu Muthe, weil das Gewicht dieses Verlustes bei weitem von der Last überwogen wurde, welche er mit der Nähe Miranda's abgeschüttelt zu haben meinte. Er hob seine Augen zum immer heller werdenden Himmel, innig dankend für seine Rettung von der gefährlichen Sirene, welche noch immer die Macht hatte, ihren dunkeln Schatten zwischen ihn und Maria zu werfen. Grüß dich Gott, Maria! rief er aus liebeerfülltem

Herzen laut über die frischen Wellen hin, dem aufleuchtenden Morgenrothe entgegen.

Die beiden Fischer im Kahne sahen auf diesen Ausruf verwundert nach ihm hin und der eine fragte ihn etwas, wodurch er an seine jetzigen Gefährten und seine augenblickliche Lage erst wieder erinnert wurde. Die Sprache, in welcher der Fischer gefragt hatte, klang ihm bekannt, wenn er auch freilich die Worte nicht verstanden hatte; es schien ihm litauisch gewesen zu sein und er richtete in dieser Sprache eine Gegenfrage an den Fischer, welcher sich lächelnd zu seinem Kamerad wendete und mit diesem in der vorigen Sprache zu reden begann. Felix horchte genau hin und verstand einige Worte, aus denen er entnahm, wie die Fischer sich darüber wunderten, daß er ihnen ähnlich und doch unverständlich spräche. Da er wußte, daß das Dampfschiff längs der kurischen Küste fuhr, als er dasselbe verließ, schloß er richtig, daß seine Bootsleute in lettischer Sprache redeten, von deren Aehnlichkeit oder Verwandtschaft mit der litauischen er schon viel gehört hatte. Es gelang ihm auch bei genauem Aufmerken meistens, den Sinn von dem, was die Leute sagten, zu verstehen, und es kam nach und nach eine Art Unterhaltung in den Gang, bei welcher freilich Felix viel zu Zeichen seine Zuflucht nehmen

mußte, da die Fischer ihn lange nicht so gut verstanden als er sie.

Endlich waren die Netze aufgezogen und die verschiedenen Boote schickten sich nach einem ziemlich glücklichen Fange zur Heimfahrt an, worüber Felix sehr froh war, da ihn, nachdem er seinen Sorgen um Miranda enthoben war, zu hungern begann und er auf den Booten keine Nahrungsmittel vermuthete. Die Sonne hatte sich jetzt schon über der Küste erhoben, welche von Anfang als waldbedeckte Sanddüne nur wenig aus dem Meere sich erhob, während sie weiterhin zu einer blauen, ebenfalls waldbedeckten Hügelkette aufstieg; vom Dampfschiffe war nur noch einiger Rauch zu sehen; da zogen die Fischer nach vollendeter Arbeit und nachdem sie ihr Segel zur Heimfahrt zurecht gestellt hatten, eine Branntweinflasche und ein großes Stück Schwarzbrot hervor und begannen solchergestalt ihr Frühmahl zu halten, an welchem gleichfalls theilzunehmen Felix nicht umsonst aufgefordert wurde. Unsers Helden Appetit, meine schönen Damen, ging so weit, daß er den Fischern den kleinsten der eben gefangenen Lachse abkaufte, welcher sogleich zerlegt wurde, und — denken Sie sich! — ganz roh, nur mit etwas Salz gewürzt, dem jungen Manne und seinen Gefährten sehr wohl mundete. Und das Ungeheuer will

verliebt sein? — Entsetzlich! — Ja, wenn er wenigstens mit Pfeffer den Lachs gegessen hätte! — Das hätte er auch ganz gern gethan, meine Damen, wenn die Fischer nur Pfeffer mit sich geführt hätten.

Nach einigen Stunden langte Felix in ganz erträglichem Humor am Strande an und wurde von den Fischern in ihr kleines Häuschen geführt, in welchem er es zwar ziemlich enge und dunkel, aber lange nicht so schmuzig fand, als er gefürchtet hatte. Er stillte zuerst seinen starken Durst — der Tag war sehr heiß — an einer frisch geholten Kanne mit Wasser und stieg dann zum Schlafen unter das Dach des kleinen Speichers (Klehts), woselbst er auf frischem Heu eine sehr bequeme Ruhestätte fand und mit Muße die Versäumniß der vergangenen Nacht nachzuholen begann.

XVI.

Aber was ist aus Miranda geworden, deren letzten Schrei der Bootsmann gehört hatte? Ist sie wirklich ertrunken? So höre ich meine wißbegierigen Leserinnen fragen und allenfalls hinzusetzen: „Verdient hat sie's wol, aber eigentlich ist sie doch eine zu plastische Figur, um so romantisch zu sterben.“ — Allen Respect, meine schöne Dame, vor Ihrer Bildung und Ihrem tiefen Blick in die Natur, welcher nicht mir schmeichelt, sondern nur die Wahrheit trifft. Sie wissen nämlich, daß ich eine wahre, wirkliche Geschichte erzähle, und in derselben trug es sich folgendermaßen zu, was Sie um so lieber glauben werden, da es durchaus kein Wunder war, sondern nur ein glückliches Zusammentreffen, nämlich: daß ähnliche Fischerboote, wie deren eines für Felix angerufen wurde, auch an der Stelle des ruhig wogenden Meeres schwammen, an welcher Miranda ihren Hülfeschrei ausstieß. So wurde derselbe

nicht nur von dem Steuermann, welcher darauf nicht achtete, sondern auch von einigen gutmüthigen Fischern vernommen, welche die schon Untersinkende ohne große Mühe aus dem Wasser zogen, nachher aber allerdings größere Mühe hatten, sie wieder ins Leben zu bringen, denn sie scheuten sich lange davor — den ihnen so theuern Branntwein, welchen sie bei sich hatten, hervorzuholen, um der Bewußtlosen die Schläfe damit zu reiben und dann etwas einzuflößen. Doch wirkte dieses Mittel, als es endlich, zum Theil wol aus Respect vor der goldenen Kette und den Ringen, welche die Fremde trug, angewendet wurde, nicht vergebens; sie erwachte — o die Arme! hätte sie lieber in ihrem weichen, kühlen Grabe weiter schlafen können bis zum Jüngsten Tage!

Miranda's Erwachen war kaum ein solches zu nennen; sie athmete und hatte die Augen offen, als sie auf dem Boden des Fischerboots kauerte, aber dem starren Blick, dem klappernden Munde wäre kein Gedanke, kein Gefühl unterzulegen gewesen, auch wenn die um sie beschäftigten Menschen es verstanden hätten, in ihren Mienen zu lesen; von einem Gebrauch der Zunge war gar die Rede nicht; stockstumm und ohne Gefühl für sich selbst wie für ihre Umgebung, saß sie da im naß anklebenden schwarzen Gewande mit triefendem

Haar; die rohen Männer um sie her schauderten bei ihrem Anblick. Es waren mehrere Boote zusammengerufen worden; die Arbeit desjenigen, in dem die lebende Leiche saß, wurde von den andern übernommen, weil man es allgemein für nothwendig erklärte, die Gerettete müsse bald in ein warmes Bett gebracht werden. Nach einigen Stunden lag Miranda in einem solchen, das sie freilich nicht ohne Ekel berührt haben würde, solange sie noch bei Sinnen gewesen wäre; jetzt aber that es ihr gute Dienste, nachdem sie vorher durch alle den armen Fischerweibern bekannten und zu Gebote stehenden Mittel erwärmt worden war. Halten wir uns zurück von der Schilderung der verschiedenen Zustände, in welche sie jetzt nacheinander verfiel; Gott sei Dank kam endlich auch über sie ein tiefer Schlaf.

Das Dampfschiff hatte, nachdem Felix dasselbe verlassen, ohne Aufenthalt mehrere Stunden lang seine Fahrt fortgesetzt, bis endlich Nanni, nicht gar früh am Morgen, erwachte und sich nach dem Lager ihrer Gebieterin umsah, mit welcher sie eine kleine Schlafkajüte theilte. Die Vorhänge der Koje waren zugezogen und es herrschte in derselben solche Stille, daß die alte Zofe glaubte, ihre Herrin schlafe noch ganz fest.

Sie war damit gar nicht unzufrieden und beschloß, selbst noch ein wenig zu faulenzen, besonders auch, weil sie sich im Schlafe oder auch nur im Liegen am wenigsten vor der Seekrankheit fürchtete. Dieser Zustand währte wieder einige Stunden, bis endlich Nanni den langen Schlaf ihrer Gebieterin doch zu unnatürlich fand und an deren Lager schlich; da entsetzte sie sich anfangs nicht wenig, dieses Lager leer zu finden, besann sich aber doch bald, daß sie darüber nicht Lärm machen dürfe, weil sie dadurch vielleicht die Herrin compromittiren könne. Nicht ohne Sorgen im Herzen kleidete sie sich an und schlich auf das Verdeck hinaus, woselbst sie die sämmtlichen Verehrer Miranda's schon versammelt fand, denn es war inzwischen etwa elf Uhr vormittags geworden. Sobald man sie bemerkte, wurde sie mit Fragen über das Befinden ihrer Herrschaft bestürmt, worauf sie anfangs ängstlich ausweichend antwortete, endlich aber, als sie die ganze Passagiergesellschaft versammelt sah, mit hervorstürzenden Thränen ausrief: Jesus Maria, ich weiß halt gar nix, wo sie geblieben ist! Sie muß des Morgens ganz früh aufgestanden und aufs Deck gegangen sein.

Die Gesellschaft erstaunte, der Kapitän trat dazu; ängstlich wurde das ganze Schiff durchsucht, aber keine Spur der Verschwundenen gefunden. Alle Mann-

schaften wurden befragt; da berichtete der Steuermann von dem Nothschrei, den er gehört und der russische Matrose, der die Wache am Vordertheil gehabt, erzählte von Felix, der bei ihm gesessen, dann mit Miranda nach dem Hintertheil des Schiffs gegangen, endlich sehr hastig wieder zurückgekommen sei; die Zeit dieses Zurückkommens mußte ungefähr dieselbe sein, in welcher der Steuermann den Nothschrei gehört hatte. Man sann, combinirte; endlich rief der Bankier F.: sie trug eine schwere goldene Kette und werthvolle Ringe; am Ende hat der junge Mensch — er meinte Felix — sie beraubt und ins Wasser geworfen!

Unsinn! rief Sir Humphrey, der auch zugegen war; aber wo ist mein junger Freund? hat er noch nicht ausgeschlafen?

Der hat schon heute vor Tage das Schiff verlassen, um in einem Fischerboote ans Land zu gehen, antwortete der Kapitän! er schien gewaltige Eile zu haben.

Goddam, das gefällt mir nicht! rief Sir Humphrey aus; sich zu seinem vertrauten Diener wendend, fragte er denselben: Bob Mason, was meinst du dazu?

Ich meine, das ist nur dummes Zeug! er ist ein ehrlicher Junge!

Hm, ich denke auch, sie thun ihm Unrecht! aber was Teufel hatte er so ohne Abschied auszureißen?

Das weiß Gott am besten! entgegnete Bob. Wie kann unsereiner auf die Gedanken kommen, die so ein verdammtes Weibsbild ausheckt! Ein ehrlicher Kerl muß ausreißen, wenn sie ihn anfällt. Meg Harefoot sprang auch ins Wasser, als Dick Jefferson sie nicht heirathen wollte und ihr fortlief; freilich wußte sie recht gut, daß man sie herausziehen würde. Diese hat es heimlicher gemacht, aber — Gott verdamm' mich, wenn sie nicht auch eine H... war! Ein jedes Weib, das ein halb Dutzend Männer mit sich führt, verdient ersäuft zu werden, wenn sie sich nicht selbst ersäuft!

Sir Humphrey hörte kopfschüttelnd diese ungewöhnlich lange Rede seines Bob an und entgegnete ihm zuletzt: Du bist sehr parteiisch für den Jungen, Bob, aber Gott gebe, daß du recht haben mögest, und du hast schon oft in deinem Leben recht gehabt! — Währenddessen war aber die andere Gesellschaft mehr und mehr zu der Ueberzeugung gekommen, daß der Verdacht des Bankiers F. nicht unbegründet sein dürfte, und man drang allgemein in den Kapitän, die geeigneten Maßregeln zum Habhaftwerden des muthmaßlichen Verbrechers sogleich zu treffen. Es wurde demnach ein Protokoll über den ganzen Vorgang aufgenommen und von sämmtlichen Passagieren, außer Sir Humphrey, unterschrieben, welcher letztere erklärte,

daß er mit der Sache nichts zu thun haben wolle; ihn bekümmere es viel mehr, daß ein junger hoffnungsvoller und gewiß an dem Tode der Sängerin unschuldiger Mann einer peinlichen Untersuchung unterworfen werden solle, als daß ein in ihren Sitten doch höchst zweideutiges Weib ertrunken wäre. Der Bankier erhob über diese Aeußerung, welche von dem großen Einfluß Bob's auf seinen Herrn Zeugniß gibt, ein sehr an seine jüdische Abkunft erinnerndes Zetergeschrei, wurde aber mäuschenstill, als der alte Brite ihm ein zorniges „hold your tongue"! zurief. Die andern Passagiere lächelten, zum ersten mal nach der Kenntnißnahme von Miranda's Verschwinden, über das erschreckte Gesicht des Bankiers, ließen sich aber durch Sir Humphrey's Abneigung, gegen Felix einzuschreiten, keineswegs davon abhalten, sondern setzten ein Gesuch an den Generalgouverneur der russischen Ostseeprovinzen auf, in welchem sie auf Verhaftung und gerichtliche Untersuchung gegen Felix antrugen. Wie aber sollte nun dieses Gesuch sammt dem Protokoll ans Land gelangen? Früher, als Felix das Dampfschiff verließ, war dasselbe, einige Meilen nördlich von der kurischen Stadt Windau, der Küste allerdings ziemlich nahe gewesen, jetzt aber war es schon über die Höhe von Cap Domesnäs hinaus und fuhr eben nördlich vom

Rigaischen Meerbusen. So mußten die Verfolger unsers Felix ihre Ungeduld zügeln und mit der Abgabe ihres Gesuchs bis zur Ankunft in Petersburg warten. Sir Humphrey lächelte höhnisch, als man endlich zu diesem Schlusse gekommen war, und meinte: Wenn der Junge schuldig ist, so wird er Zeit genug haben, sich außer den Bereich russischer Gewalt zu setzen, ehe der Verhaftsbefehl gegen ihn ausgefertigt sein wird. Wenn er klug ist, geht er nach England und schreibt von dort an mich, wie die Sache mit seiner schnellen Flucht zusammenhängt. Dummes Zeug! Um einer lumpigen Goldkette willen soll er ein Weib ins Wasser geworfen haben! Wer das glaubt, ist ein Narr, und ein größerer als der entlaufene Junge!

Mit diesem Ausspruche schritt der alte Seemann zu seinem Frühstück. Herr von Schall— sah ihm lächelnd nach, der Professor mismuthig, der Bankier aber mit verbissener Wuth, indem er flüsterte: Ein fürchterlich roher und grober Mensch, dieser Sir Humphrey!

Sie sollten ihn fordern; er hat Ihnen unhöflich genug den Mund verboten, bemerkte Herr von Schall—.

Warum fordern Sie ihn nicht selbst? er hat Sie ja auch einen Narren genannt, erwiderte gereizt, aber furchtsam der Bankier.

Sie denken doch nicht, daß ich Ihrer Meinung bin und an den Mord durch den rothköpfigen Jungen glaube?

Wenn das nicht ist, weshalb haben Sie denn das Protokoll und das Klagegesuch mit unterschrieben?

Ei nun, zur Vermehrung der Feierlichkeit und zur Verringerung der schändlichen Langeweile, die nun nach Miranda's Verschwinden hier sein wird. Was Teufel soll ich in Petersburg jetzt ohne sie? O ich könnte in meiner Verzweiflung mit dem alten Engländer die finnischen Seen durchfischen gehen!

Sie scheinen den Tod unserer Opernsonne sehr kaltblütig zu nehmen?

Nun, ich habe nicht so heißes orientalisches Blut als sie.

Der Professor wendete sich mit verächtlichem Blick von dem Junker wie von dem Geldmanne ab. Aber nahm er wol innerlich mehr theil an Miranda's Los als ihre beiden andern Begleiter? Er hatte die Künstlerin begleitet, um sie genauer zu studiren und hinterher vielleicht ein Buch über diese Reise zu schreiben; so war er sehr misvergnügt darüber, daß dieser sein eigentlicher Reisezweck verfehlt war, aber sein Herz hatte durch den Unfall nichts verloren, weil es eben nichts zu verlieren hatte. Die drei Russen trösteten

sich mit sentimentalen Klagen über das interessante Erlebniß, und Nanni war die einzige Person auf dem Schiffe, die deswegen ihr Frühstück versäumte, indem sie jetzt still weinend dasaß, nachdem sie anfänglich mit leidenschaftlichen Exclamationen händeringend und hülfeflehend umhergerannt war. Sir Humphrey wurde durch ihren Anblick bewegt, ihr ein Glas von seinem herrlichen Portwein als Trostmittel zu schicken; kein anderer von der Gesellschaft kümmerte sich um sie oder zeigte ihr seine Theilnahme; es wäre aber auch unnöthig gewesen, denn der Wein stärkte ihr Herz besser, als irgendeine rednerische Beileidsbezeigung es hätte thun können; er erwärmte sie körperlich und sie stieg, ohne an Seekrankheit zu denken, ziemlich gefaßt in die Kajüte hinab, woselbst sie die umhergestreuten Sachen ihrer Gebieterin sogleich einzupacken begann.

Wir wollen uns nun von den egoistischen Begleitern Miranda's ab- und jemand zuwenden, dem ihr vermeintlicher Tod wahrlich mehr zu Herzen gegangen wäre als jenen, wenn er davon gewußt hätte, nämlich unserm Felix, welchen wir im Heu schlafend verlassen haben. Als er erwachte, neigte der Tag sich schon dem Abend zu; ein frugales Mahl war für ihn bereitet, welches er, der, wie wir schon wissen, kein Kostverächter war, sich ganz wohl schmecken ließ, indem

er währenddessen seinem Wirthe klar zu machen suchte, daß er morgen in aller Frühe nach dem nächsten Seehafen — das war die Stadt Windau — gefahren sein wolle. Sobald der Fischer ihn verstanden, war er selbst ganz bereit zu dieser etwas über vier Meilen betragenden Fahrt und versprach gegen eine sehr mäßige Vergütung sein eigenes Gespann, das beste des ganzen Dorfes, zu stellen. Nach Abschluß dieses Geschäfts ging Felix noch einige Zeit am Strande umher,

Er sah mit muntern Augen
Auf endlos blauer Bahn
Die Sonn' ins Meer sich tauchen
Gleich einem goldnen Schwan,

nahm zugleich ein höchst erquickendes Bad und suchte dann, nachdem er noch einmal gegessen, wieder seinen Heuschoppen. Sanft nahm der Freund der Jugend, der süße Schlaf, den Jüngling in seine labenden Arme und hielt ihn fest an der erquickenden Brust, bis er frühmorgens wie neugeboren erwachte. Er kleidete sich schnell an und sprang zu seinem Wirth hinunter, den er schon bei Wege fand. Nach eingenommenem Frühstück kam der Wagen zum Vorschein, über welchen Felix ein wenig in Verwunderung gerieth, denn so kleine, oder doch fast so kleine Pferde hatte er wol schon früher gesehen, nämlich die Ponies seines Vater=

landes Litauen, aber ein so kleiner Wagen — derselbe erschien ihm fast wie Kinderspielzeug — war ihm noch im Leben nicht vorgekommen; er war kaum vier Fuß hoch und Felix sprang in seinem Uebermuthe, als er einsteigen sollte, zuerst mit gleichen Füßen darüber fort, wobei der riesige Fischer, der komisch mit seinem winzigen Fuhrwerk contrastirte, schmunzelnd den breiten Mund verzog, nicht etwa, um selbst seinen kleinen Wagen zu belächeln — denn ein kurischer Bauer hält ihn eben nicht für lächerlich klein — sondern nur aus Wohlgefallen an seines Gastes Munterkeit und Gewandtheit. Felix suchte nun Platz im Wagen zu gewinnen, was bei seinen mäßig langen Beinen nicht ganz leicht war; des Fischers sehr lange Beine hingen aber, wenn er sie nicht heraufzog, zu beiden Seiten der Deichsel von dem Vordergesäße beinahe bis zur Erde hinunter; das sah mindestens ebenso komisch aus, als wenn ein sechsfüßiger Enakssohn auf einem kleinen trippelnden grauen Eselein reitet, auf welchem er die Beine in die Höhe ziehen muß, um nicht den Fußboden damit zu berühren. Trotz seiner Winzigkeit kam aber das Fuhrwerk ziemlich schnell von der Stelle, wozu freilich der herrliche Weg das Seinige beitrug. Man fuhr nämlich auf dem Strande unmittelbar am Meere hin, dessen überspülende Wellen den Sand,

welcher das unmittelbare Ufer bildete, zu einer harten, festen, eben fortlaufenden Straße durchfeuchtet hatten. Auf dem elastischen glatten Boden derselben konnte man sanfter und schneller fahren als auf irgendeiner Chaussee, welche immer die Beine der Pferde angreift, während der Boden dieses Wegs sich sogar zu einer Wettrennbahn ganz vorzüglich geeignet haben würde.

Auf solchem vortrefflichen Wege fortrollend war Felix über eine Stunde gefahren, immer versuchend, mit seinem Fuhrmann sich zu verständigen, was ihm aber noch wenig besser gelang als am ersten Anfang seiner Bekanntschaft mit demselben; da fiel ihm am Strande eines Fischerdorfes, an welchem sie vorbeifuhren, eine Menge am Ufer versammelter Menschen auf, Männer, Weiber, Mädchen und Kinder, welche alle nach einem Punkt im Meere hinzusehen schienen. Auch der Fischer wußte sich diese Versammlung um diese Zeit nicht zu erklären, da weder die am Abend vorher zum Fischfang ausgezogenen Boote schon rückkehrend in Sicht waren, noch irgendein anderes Fahrzeug auf der ganzen übersehbaren Meeresfläche. Als sie näher kamen, sahen sie staunend einige hundert Schritt vom Ufer ein menschliches Wesen in den sanften Meereswellen sich wiegen; langes schwarzes Haar

hing ihm von der bleichen Stirn über den weißen Nacken ins Wasser hinab; die Finger der vollen nackten Arme spielten damit und mit einer langen goldenen Kette, welche das Wesen um den Hals trug; der sonst noch sichtbare Theil des Oberleibes — denn bis zum Gürtel stand oder schwamm das Geschöpf im Wasser — war von schwarzem Gewand verhüllt. Zu den langsamen plastischen Bewegungen jener Arme und Hände, zu deren sonderbarem Spiel mit den langen schwarzen Haaren sang eine mächtige, wunderbar ergreifende Frauenstimme aus dem Meere herüber — oder war es kein Weib, was dort sang? Der Ton klang kaum menschlich, eher elementarisch dämonisch und machte trotz seiner zauberhaften Schönheit unserm Felix die Haut schaudern, als er vom Wagen gesprungen und zu den am Ufer versammelten Menschen getreten war. Er erkannte dieselbe düster gewaltige Melodie, welche neulich in der Nacht der russische Matrose vor seinem Zusammentreffen mit Miranda gesungen hatte, er erkannte — nein, das konnte ja nicht sein! wie sollte Miranda hierher kommen? War es Zauberei? Aber wer konnte mit dieser Stimme singen als Miranda oder eine Sirene, die deren Gestalt und Stimme borgte, um ihn in die Tiefen des Meeres zu locken! Felix gerieth in einen Zustand, daß

er nicht wußte ob er wache oder träume, und starrte ohne Gedanken auf das singende Meerwunder, dessen gespenstische Identität mit Miranda ihn wie mit Klapperschlangenzauber festhielt. In diesem Zustande hörte er etwa folgendes Lied in italienischer Sprache singen:

Sonne sank, Nebel steigt, deckend grau mein Jugendthal,
Wo sonst klang, der jetzt schweigt, froher Schall!
Ach, er sank! — Klage steigt über meines Engels Fall,
Trauerklang trübe schleicht ums Todesthal!

Reine Flut, die mich kühlt, löse mich von Schuld und Noth,
Deren Wuth mich durchwühlt bis zum Tod! —
Ach sein Blut, nimmer spült Well' es fort ins Abendroth! —
Engel gut, scharf gefühlt wird nun dein Tod!

Engel mein, dich erschlug ohne Gram der Thörin Hand!
Ohne Pein lachend trug ich die Schand'! —
Wasche rein mich vom Fluch, klare Well' an diesem Strand! —
Engel mein, dich ich such' im Heimatland! —

Als der letzte Ton verhallt war, schlug die Sirene die Hände überm Haupte zusammen, hielt sie so einige Augenblicke wie zum Gebet gefaltet krampfhaft in die Höhe und tauchte dann unter. Felix stand wie betäubt; als aber das verschwundene Antlitz nicht wieder zum Vorschein kam, rief er mit Entsetzen: Sie ertrinkt, sie ertrinkt! und sprang so rasch er konnte in dem

flachen Wasser zu der Stelle hin, an welcher Miranda — jetzt erst glaubte er, sie sei es wirklich — untergesunken war; mehrere Fischer folgten ihm, er aber war ihnen weit voran und sah durch die klare grüne Flut das schwimmende schwarze Haar, die bleichen, noch immer krampfhaft gefalteten Hände — mit wilder Angst griff er zu und hob den schon bewußtlosen Körper übers Wasser; so schnell er konnte, trug er ihn dem Lande zu und legte ihn dort auf den warmen Sand nieder, nachdem er vorher seinen Reisemantel vom Wagen hatte holen und ausbreiten lassen, um Haupt und Haare vor dem Sande zu schützen. Dann richtete er sich sinnend auf und durchforschte hastig sein medicinisches Wissen — er hatte ja einige Jahre diese Wissenschaft studirt — nach Hülfe für den vorliegenden Fall; sein Federmesser aus der Tasche ziehend, öffnete er, so gut es damit ging, eine Ader; das hervorquellende Blut verrieth Leben! Da nahm er das schöne, einst leidenschaftlich von ihm geliebte Weib wieder auf den Arm und trug es dem Dorfe zu, indem er dem ihn umgebenden Haufen, so gut es ging, begreiflich machte, man solle ihn nach einem Hause führen, wo die Gerettete ihres Gewandes entledigt und durchwärmt werden könne. Man führte ihn zu dem Hause, in welches Miranda schon am vergangenen Tage auf-

genommen worden war, und that hier nach seinen Anordnungen; die Weiber befreiten sie von dem nassen Gewande und legten sie zwischen reinliches Leinen, da Felix allen Aufwand zu bezahlen versprach. In starker Spannung saß der Jüngling neben dem Lager und hielt den Arm, an welchem die Ader geschlagen war, indem er die Hülfeleistungen der Weiber als Arzt leitete und vorläufig streng jeden Schmerz und jedes andere Gefühl, das seine Thätigkeit hätte stören können, unterdrückte. Endlich schlug Miranda die Augen auf, welche nach einigem unsteten Umherblicken an Felix hängen blieben, anfangs mit einer Art von Entsetzen, dann nach und nach immer milder im Ausdruck werdend, bis sie zuletzt mit sanftem Tone sprach: Du hier? — bin ich denn schon rein? — ach nein — Blut, Blut Gottes! — o mein gemordeter Engel, du blutest! —

Mit einem Schrei des Entsetzens fuhr sie auf, als ob sie fliehen wollte, Felix aber hielt sie fest und sagte ihr sanft, aber mit bestimmtem ruhigen Tone: Nicht ich blute, sondern du; du bist krank und ich habe dir die Ader geöffnet, daß du gesunden sollst. Halte dich ruhig, dann kann ich dich heilen.

Sie schien vom Entsetzen verlassen zu werden und mit weichem Wohlgefühl seiner Antwort zu lauschen;

noch von ihm gehalten, sprach sie lächelnd, fast erröthend: O wie schön klingt mein liebes Italienisch aus deinem Munde, wenn du's auch nicht richtig sprichst! Also du willst mich heilen?

Wenn du mir gehorchen willst, wie der Kranke dem Arzte gehorchen muß, so hoffe ich dich heilen zu können.

Gewiß kein anderer als du!

So folge mir und lege dich ruhig nieder; die Ader muß noch weiter bluten.

Miranda gehorchte und Felix hielt sich streng an seine Pflicht als Arzt und Freund; er ließ bis zur Entkräftung bluten und rettete dadurch vielleicht das erhitzte Gehirn des leidenschaftlichen Weibes von dem Wahnsinn, dem die Arme schon verfallen schien. Als sie am andern Morgen — denn der eine Tag war unter Leiden und Sorgen hingegangen — nach langem Schlaf erwachte, fühlte sie sich allerdings sehr matt, aber klaren und ruhigen Geistes. Felix, der sie fast beständig beobachtet hatte, war mit ihrem Zustande zufrieden und überließ sie nun der Pflege der ziemlich verständigen Hauswirthin, welche die große Tugend besaß, ein wenig deutsch zu verstehen; diese Frau blieb bei Miranda, während Felix selbst die versäumte Nachtruhe nachholen ging; seinen Fuhrmann hatte

er schon am vergangenen Tage sehr befriedigt entlassen, weil er es für seine Pflicht hielt, sich von der Kranken nicht zu trennen, ehe er sie sicherer ärztlicher Obhut und wohlwollenden verständigen Menschen zur Pflege übergeben könnte.

XVII.

An eben demselben Morgen ging der Graf Hubert von Ahsen, Erb- und Majoratsherr auf Bangaidonen, einer der größten Grundbesitzer Kurlands, in der weiten Frühstückshalle seines sechshundert Jahre alten Schlosses tabackrauchend auf und ab. Er hatte soeben seinen Kaffee getrunken und dachte paffend über die Sorgen und Geschäfte des Tages nach, die auch ihm, wie manchem minder begüterten Manne, nicht fehlten; seine Gemahlin, eine wohlbeleibte Dame mit herzlich gutmüthigem, aber sehr klugem Gesichtsausdrucke, saß noch am Frühstückstische und mußte aus ihrem vortrefflichen Gedächtniß manche schnell aufgeworfene Frage ihres Gatten beantworten, welcher, obwol schon grau an Hauptthaar und Bart, doch noch sehr lebhaft in Bewegung und Sprache war; da ging die Thür auf und hinein stürmten zwei Knaben von dreizehn und elf Jahren mit dem lauten Rufe: Denk' dir, Papa, Mama, sie haben eine Seejungfer gefangen!

Eine Seejungfer? ei, was ihr sagt! rief ihnen der erstaunt thuende Vater lächelnd entgegen.

Nun, so laßt doch hören, was sie euch da wieder aufgebunden haben! lächelte die Mutter.

Ja, ja, rief der ältere Knabe, es ist gewiß wahr; der Dietsch*) ist eben mit frischen Butten vom Strande gekommen und erzählt, bei Jaunuppen haben sie eine Seejungfer halbtodt aus dem Wasser gefischt —

Ja, und dann ist sie von Branntwein lebendig geworden, fiel der jüngere ein, als der ältere zum Athemholen anhielt, und hat am Lande lange geschlafen —

Und am andern Morgen, fuhr der ältere wieder fort, ist sie wieder, ohne gesprochen zu haben, ins Wasser gegangen —

Und hat da wunder — wunderschön gesungen, und dann ist sie untergetaucht, aber —

Aber da ist der fremde Student —

Nein, ein Doctor ist er gewesen!

Ach, was weißt du! der Dietsch wußte es ja selbst nicht!

Nun, er hat ihr doch die Ader geschlagen!

Ja, aber zuerst hat er sie ganz steif und blaß aus

---

*) Abkürzung von Dietrich.

dem Wasser geholt mit Gewalt, und dann hat er ihr das Nixenblut abgelassen und nun —

Nun will er sie zu einer ordentlichen Christin machen, denk' dir, Papa!

Denk' dir, Mama!

Die Aeltern hörten mit ungläubigem Lächeln dem eifrigen Bericht ihrer Knaben zu, bis sie denselben geschlossen hatten und nun aufs dringendste baten, man möge sie nach Jaunuppen fahren lassen, das menschwerdende Meerwunder zu sehen. Da befahl der Vater dem ältern Konrad, er solle den Dietsch heraufholen, worauf der jüngere Hubert ebenfalls mit hinunterlief, damit Konrad nicht etwa durch Dietsch ein Wort mehr von der Wundergeschichte höre als er selbst. Dietsch erschien nun vor dem Grafen und berichtete, um das ernsthaft Wahre der Sache befragt, ganz dasselbe, was vorher die Knaben erzählt hatten. Ueber den Studenten oder Doctor fügte er noch hinzu, was wir auch schon wissen, daß derselbe vom vorbeifahrenden Dampfschiffe mit einem Fischerboot ans Land gekommen sei und nach Windau habe fahren wollen, als er die Seejungfer im Meere gesehen und sie zu erlösen beschlossen habe.

Es wurde nun in Scherz und Ernst über die Sache hin und her gesprochen, bis endlich die Gräfin zu

ihrem Manne sagte: Höre, lieber Hubert, ich würde doch gern sehen, wenn du einen zuverlässigen Menschen hinschicken möchtest; es ist doch möglich, daß da jemand verunglückt ist, dem man helfen könnte.

Ach ja, Papa, und laß uns mitfahren! baten beide Knaben in verschiedenen Reprisen.

Ei, und was hindert mich denn, selbst hinüberzufahren? rief nach kurzem Besinnen der Vater; wenn etwas zu helfen ist, kann ich es doch am besten selbst zur Stelle. Konrad! laß die wiener Kalesche anspannen! natürlich vier Pferde! Ihr Jungen könnt mitfahren.

Freudig flogen die Knaben zur Thür hinaus, um die Befehle des Vaters zu bestellen und ihre eigenen Anstalten zur sehnlichst erwünschten Fahrt zu treffen. Bald saßen Vater und Söhne in dem bequemen Wagen, der mit Willen gewählt worden war, weil der Graf voraussah, daß vielleicht eine Kranke werde befördert werden müssen; sonst fuhr er selbst als ein echter Kurländer immer lieber in den engen schmalen Wägelchen dieses Landes, die nur für eine mäßig starke Person berechnet scheinen, in welche sich dann aber öfters zwei wohlbeleibte standhafte Männer einpressen müssen, deren lange Beine vergeblich Platz darin suchen, bis sie endlich lendenlahm, doch froh, von den Leiden der

Fahrt erlöst zu sein, am Orte ihrer Bestimmung ankommen. Heute nun hatte der Graf wol nicht unrecht, seine schöne wiener Kalesche fort und statt dessen einen kleinen kurischen Wagen herbeizuwünschen, denn der Weg von Bangaidonen nach dem Fischerdorfe Jaunuppen führte viele Meilen durch den Wald und war wirklich nur für kleines Fuhrwerk berechnet, sodaß die vier breitgespannten Pferde oft nicht den nöthigen Platz fanden, nebeneinander zu gehen; dann mußte man anhalten, die beiden äußern Pferde abspannen und hinter dem langsam von zwei Pferden durch die engen Passagen gezogenen Wagen herführen. Kamen dann auch wieder Strecken Wegs von der ausgezeichneten Beschaffenheit der gewöhnlichen kurischen Landstraßen, so kosteten doch die kleinen Verbindungswege durch die Wälder so viel Zeit, daß der gern helfende Graf seine Geduld schon oft verloren, wieder gewonnen und wieder verloren hatte, als er endlich am späten Nachmittag vor dem ihm bezeichneten Hause eintraf. Felix, der gerade sinnend über die nächste Zukunft auf der Bank vor der Hausthür saß, hörte sich von dem ausgestiegenen Herrn freundlich angerufen und befragt, und war natürlich ebenso gern bereit als im Stande, die erbetenen Auskünfte zu geben, nämlich auf die ersten Fragen des Grafen nach dem Befinden der

Kranken, ob es nicht wünschenswerth sei, sie aus dieser ganz abgelegenen Fischerhütte nach einem Orte zu bringen, wo sie mehr Bequemlichkeit und Arzneien haben könne, und ob sie wol schon den Transport ertragen würde. Felix hielt nach dem Befinden der Kranken das letztere für möglich und das erstere für außerordentlich wünschenswerth; nur wisse er gar nicht, wohin man die arme, im Lande ganz fremde Frau bringen solle, als etwa nach Windau. Der Graf bot unter diesen Umständen sogleich mit sehr herzlichen Worten sein Haus zur Aufnahme der Hülflosen an, und Felix nahm dankbar dieses freundliche Anerbieten im Namen Miranda's entgegen, nachdem er vorher den Grafen mit dem Stande und der muthmaßlichen Krankheit seiner Freundin bekannt gemacht und gesehen hatte, daß diese Nachrichten den edeln Menschenfreund in seinem Vorhaben keineswegs schwankend machten. So wurde denn die Abfahrt für den folgenden Morgen verabredet und der Graf suchte mit seinen beiden Söhnen ein Unterkommen für die Nacht im armen Fischerdorfe, welches natürlich nur schlechtes Obdach gewähren konnte. Die beiden Knaben fanden eigentlich wenig ihre Rechnung bei dieser Fahrt; das Meerwunder bekamen sie noch gar nicht zu sehen und den Studenten oder Doctor nur wenig, bis er doch endlich

kam und ihnen ein gemeinschaftliches Bad im still daliegenden, von der Abendsonne mit wunderbaren Farben beleuchteten Meere vorschlug, was sie freudig annahmen und mit Lust genossen, nachdem sie vorher die Erlaubniß ihres Vaters dazu eingeholt. Sie waren aber überhaupt so gutgeartete Knaben, daß eine nicht erfüllte Erwartung sie keineswegs auf lange verstimmen konnte; vielmehr war ihnen die ganze Reise, das Behelfen im armseligen Nachtquartier und Felix' ihnen zugleich Respect und Zuneigung einflößende Gesellschaft doch neu und reizend genug, um sie bis zum Schlafengehen in sehr heiterer Stimmung zu erhalten. Auch dem wackern Grafen that seine ihm wol etwas lästige Fahrt nicht leid; er freute sich vielmehr, daß er nicht umsonst gekommen sei, sondern wirklich Hülfe leisten könne, welche er selbst freilich lange nicht so hoch anschlug als Felix, der Gott aus innerstem Herzen dafür dankte, daß Miranda auf solche Weise geholfen und ihm selbst die Pflicht, bei ihr zu bleiben, abgenommen werden solle; denn das war ihm, dessen Herz mit voller reiner Treue an Maria hing, wirklich eine schwere Pflicht, welcher er auf die Dauer kaum meinte genügen zu können. Daß in Bangaidonen ein sehr tüchtiger Hausarzt sein sollte, hatte er schon vom Grafen gehört.

Als er sich abends von diesem Herrn, dem er wohl gefallen zu haben schien, beurlaubt hatte, beschloß er noch mit Miranda zu sprechen, um sie auf die morgende Reise vorzubereiten, und sann auf dem Heimwege darüber nach, in welcher Weise er das thun wolle. Denn obwol die Kranke sich meistens sanft seinen Anordnungen fügte, so war es doch immer noch höchst nothwendig, sie mit großer Vorsicht zu behandeln. Sie war noch wach, als Felix an ihr Lager trat, und schien sogar ziemlich aufgeregt. Mit ängstlichen Blicken fragte sie ihn: wo er so lange geweilt habe? Solltest du mich verlassen wollen, so würdest du mich dadurch tödten! fügte sie mit gepreßter Stimme hinzu.

Ich habe dich nicht verlassen wollen, erwiderte Felix ruhigen Tones; ich war abwesend, weil sich mir Gelegenheit bot, Anstalten zu treffen, um dich aus diesem schmuzigen Winkel in eine anmuthigere und bequemere Umgebung zu freundlichen Menschen zu bringen, mit denen du wirst sprechen können.

Aber ich will ja mit niemand sprechen als mit dir! ich will ja nicht zu Menschen, die mich doch von dir trennen werden!

Nach einem kurzen Kampfe zwischen aufsteigendem

Zorn und tiefem Mitleiden, in welchem das letztere siegte, sagte Felix mit sanftem, aber festem Tone: Ich bin jetzt dein Arzt und du mußt mir folgen, wenn ich dir soll helfen können. Ein freundlicher Herr, der nicht gar weit von hier wohnt, bietet uns sein Haus, in welchem du Pflege, Arzneien und einen bessern Arzt, als ich es bin, finden wirst —

Ich will keinen bessern Arzt als dich! du, nur du kannst mir helfen!

Ich will dein Arzt bleiben, wenn du mir unbedingten Gehorsam versprichst; wenn du mir aber nicht gehorchen willst, so muß ich dich verlassen.

Felix sprach die letzten Worte hart und bestimmt. Miranda erschrak und rief: O, Grausamer! — Als sie aber einem strengen Blicke ihres Arztes begegnete, setzte sie zitternd hinzu: ich will ja ganz gehorsam sein, wenn du nur bei mir bleibst. Versprich mir das!

Ich verspreche dir, so lange in deiner Nähe zu bleiben, als es mir möglich ist, dir zu helfen.

O, du bist hart und kalt!

Mache du nicht, daß ich es sein muß!

Es war mit kalter Ueberlegung, daß Felix diesen Ton der Einschüchterung wählte, weil er gehört hatte, daß solche bei Gemüthskranken oft sehr wirksam sein solle. Und sein Verfahren hatte günstigen Erfolg;

Miranda sprach nicht weiter und legte sich mit einem tiefen Seufzer in die Kissen zurück. Felix untersuchte noch schweigend den Verband des Aderlasses, fühlte den Puls und zog sich dann in das Nebenzimmer zurück, woselbst er sich angekleidet auf eine Streu niederlegte, während die Hausfrau bei Miranda wach zu bleiben und bei jeder etwaigen Unruhe derselben ihn zu rufen versprach. Die Nacht verging aber ruhig, da die Kranke todtenähnlich zu schlafen schien, vielleicht infolge der am Abend gehabten Aufregung, welche sie bei ihrer Erschöpfung durch den Aderlaß körperlich sehr angegriffen haben mochte. Am Morgen ließ sie sich auf Felix' Anordnung willig mit ihrem indeß getrockneten Gewande bekleiden und endlich auch in den Wagen heben, nachdem sie den höflichen Gruß des Grafen und seiner Söhne mit einer ernsten Verbeugung beantwortet hatte. Felix nahm ihr gegenüber Platz, der Graf setzte sich neben sie und der kleine Hubert war der Vierte im Wagen, während Konrad auf den Bock zum Kutscher gesprungen war. So fuhr man ab, von den guten Wünschen der Fischer begleitet, welche Felix anständig beschenkt hatte. Der Graf begann mit feinem Takt sogleich eine Unterhaltung mit Felix über den Weg, der zu machen war, und sonstige Landesverhältnisse, sodaß die Kranke weder durch pein-

liches Stillschweigen noch durch irgendwelche Fragen belästigt ward, und bald sich sogar frei genug fühlte, an dem Gespräche theilzunehmen, worüber Felix sehr erfreut war; denn er hielt das für ein sicheres Zeichen, daß sie die Kraft habe, ihrem sinnverwirrenden Brüten sich zu entziehen, sobald sie nur wolle; und für den guten Willen hoffte er vorläufig sorgen zu können.

So legte man den ersten Theil des Weges unter ganz erträglichen Verhältnissen zurück. Als man an einem Wirthshause anhielt, um die Pferde zu füttern, brachte Felix seine Patientin in ein besonderes kühles Zimmer, woselbst sie sich ein wenig auf einem Bett ausruhen konnte, sodaß sie nach einigen Stunden wieder kräftig genug war, die Reise fortzusetzen. Abends langte man auf dem Schlosse an. Miranda wurde sogleich in das für ihr etwaiges Eintreffen schon bereitete Zimmer geführt; ein deutsch redendes Mädchen wurde zu ihrer Bedienung und Pflege bestellt und die Gräfin sendete, von ihrem Gemahl dazu aufgefordert, sogleich die nöthige Wäsche und Kleidung, sodaß die Kranke bald mit allen Bedürfnissen des verfeinerten Lebens wieder umgeben war, was entschieden wohlthätig auf ihre angegriffenen Nerven wirkte. Als Felix sie besuchte, war er sehr froh, sie in möglichst ruhiger,

zufriedener Stimmung zu finden, und mit erleichtertem Herzen wünschte er ihr eine gute Nacht.

Wenn du, lieber Leser, jemals Gelegenheit gehabt hast, Naturen zu beobachten wie die der Miranda, so wirst du an denselben große Anlagen zu bewundern, häßliche Schwächen zu verachten, vor allen aber eine erstaunliche Fähigkeit gefunden haben, aus den angreifendsten Nervenerschütterungen schnell wieder zu körperlichem und geistigem Wohlsein sich zu erholen; wie sollten sie auch sonst im Stande sein, die leidenschaftliche Macht, welche sie in ihre künstlerischen Leistungen zu legen wissen, selbst zu ertragen! So sind sie zugleich vorzugsweise befähigt, die Gegenwart voll zu genießen, ohne von schlimmer Vergangenheit gedrückt zu werden oder vor trüber Zukunft in Sorgen zu sein. Ja, man sollte zuweilen glauben, daß sie auch in ihren starken Schmerzen einen Genuß finden, eine Begierde, den damit gefüllten Becher wild bis auf die Hefe hinunterzustürzen, und manche werden sogar glauben, daß sie in und mit ihren Schmerzen nur spielen, weil sie sie hinter sich zu werfen pflegen, sobald dieselben ausgekostet sind. Vor dem allgemeinen Sittengesetz werden solche dämonische Naturen selten bestehen können; sie schweben eben theils über, theils unter dem gewöhnlichen Niveau und erringen

deshalb von der Welt eher Bewunderung oder Abscheu als Achtung.

Miranda schlief die Nacht über ausgezeichnet und erwachte am Morgen in sehr heiterer Stimmung. Sie lachte viel und herzlich, als sie sich mit den von der Gräfin ihr gesendeten Gewändern costümirte, ohne für ihren Humor ein anderes Ohr zu haben als das des ihr zur Bedienung gegebenen, nicht gar gewandten Mädchens. Dieses war anfänglich über die Munterkeit der angeblich kranken Dame ein wenig bestürzt, dann aber sehr damit zufrieden. Höchst erfreut erzählte sie, nachdem die Toilette Miranda's beendet war, draußen einer Mitdienstbotin, welche prächtigen Scherze die fremde Dame ihr vorgemacht habe, und wie sie als Dienerin derselben allem Anschein nach mehr zu lachen als zu pflegen bekommen werde. Denk' dir nur, Mad'len', plapperte das Mädchen, sie ist gar keine Seejungfer, nein, eine echte Christin, wie sie sagt; und schöne Sachen soll sie haben, wie eine Königin, aber die sind alle mit dem Dampfschiff weiter gegangen nach Petersburg, wie sie da hinausgefallen ist ins Meer; ja, denk' dir, sie ist in finsterer Nacht oben auf dem Schiff eingeschlafen, weil's ihr unten zu heiß gewesen ist, und da ist sie ins Wasser gefallen, ohne daß es einer vom Schiff gemerkt hat. Aber

glücklicherweise sind die Fischer von Jaunuppen bei der Hand gewesen und haben sie hören ins Wasser plumpsen und schreien, und haben sie herausgezogen und ans Land gebracht; da hat sie vor Schreck ein hitziges Fieber gehabt, jetzt ist sie aber schon wieder ganz gesund, und ich soll ihr jetzt den schönen jungen Doctor, der auch mitgekommen ist, rufen, blos damit sie sich bei ihm bedanken kann, gar nicht, weil sie ihn noch braucht. Und die Milch, die ich ihr zum Frühstück brachte — denn der Doctor hatte nichts anderes erlaubt — hat sie hinuntergeschluckt wie unser Konrad, wenn er recht durstig ist, und hat sich hinterher den Magen geklopft und hat gesagt: wohl bekomm's, liebes Herz! — Ist das nicht lustig? Aber jetzt muß ich nach dem Doctor laufen!

Felix hatte auch schon gefrühstückt und leistete der erhaltenen Aufforderung, Miranda zu besuchen, sogleich Folge. Er erstaunte fast über das heitere Gesicht und die unbefangene Miene, mit welcher sie ihn in deutscher Sprache anredete: Grüß' Gott, Herr Morgenroth, haben Sie gut geschlafen?

Sehr gut, erwiderte Felix, indem es ihm ordentlich schwer wurde, auf den leichten Ton, den sie anschlug, einzugehen; sie schien ein anderes Wesen geworden, seit sie deutsch mit ihm sprach und ihn mit „Sie" anredete.

Und ich ganz vortrefflich! fuhr Miranda fort; ich hoffe, Sie werden nichts mehr an mir zu heilen finden, und ich sage Ihnen meinen Dank für die freundlich gewährte Hülfe.

Felix wußte nicht was er denken sollte; war die Kranke etwa nach einer andern Seite übergeschnappt und hatte sie alles Gedächtniß für ihr früheres Verhältniß zu ihm verloren? Er stotterte etwas kurz, daß von Dank gar nicht die Rede sein könne.

Gut, entgegnete Miranda, wir wissen, wie wir miteinander stehen. Aber was sagen wir den Leuten? darüber müssen wir uns vereinigen. Haben Sie dem Grafen schon Mittheilungen über mich gemacht?

Er hat mich in seiner taktvollen Weise noch gar nicht über Ihre Verhältnisse befragt, aus eigenem Antriebe aber habe ich ihm nur das mitgetheilt, daß Sie Bühnenkünstlerin und — Felix stockte — allem Anschein nach geistig mehr leidend seien als körperlich.

Miranda lachte laut auf: Sie haben ihm also gesagt ich sei verrückt? Nun, das scheint Gott sei Dank vorüber zu sein! wir schieben das auf einen heftigen Fieberzustand, in den ich durch mein kaltes Bad gerathen bin. Was aber haben Sie dem Grafen über mein Auftauchen an dieser Küste gesagt?

Darüber hätte ich ihm nichts sagen können, wenn er mich auch danach gefragt hätte, denn ich weiß es ja selbst nicht, wie Sie vom Dampfschiffe hierher gekommen sind. Oder waren Sie vielleicht gar nicht auf dem Dampfschiffe? Habe ich dort nur eine Erscheinung gesehen? Ich hatte mit dem alten Engländer viel starken Wein getrunken.

Felix wußte nicht recht, wie ihm zu Muthe war, als er so zu Miranda sprach; ein Gemisch von Grauen, wie über eine wirkliche Spukgestalt, von Humor über seine tragische Auffassung der erlebten Abenteuer, auch ein wenig Grimm verletzter Eitelkeit, alles zusammen wallte in seiner Brust, und seine letzten Worte waren mit einem leisen Lächeln begleitet gewesen. Miranda stutzte anfangs etwas gespannt, dann sagte sie lachend: Vielleicht könnte ich Ihnen jetzt einbilden, daß Sie nicht recht bei Sinnen gewesen, als Sie mich auf dem Dampfschiff zu sehen glaubten, aber seien Sie ruhig, ich war wirklich dort. Ganz Petersburg weiß es jetzt wahrscheinlich schon, wenn das Dampfschiff ohne mich dort angekommen ist, daß ich auf demselben gewesen und unterwegs verunglückt bin. Ja, ja, so ist's; ich verlor das Gleichgewicht, als ich mich zu unvorsichtig über die Brustwehr lehnte, und fiel kopfüber ins Wasser.

Felix sah ihr erstaunt ins Gesicht; sie sagte das alles so ruhig, halb lächelnd.

Ja, ja, so ist's, fuhr Miranda fort. Aber wie kamen Sie denn hierher an diesen wüsten Strand, um mich aus dem Wasser zu holen?

Ich ließ mich, als wir Fischerbooten begegneten, von denselben ans Land setzen, um nach Windau zu kommen, woselbst ich eine Schiffsgelegenheit nach Lübeck oder sonst einem westlichern Hafen zu finden hoffte. Nach Lübeck war das Schiff bestimmt, dessen Wrack vom Dampfschiff gerettet wurde.

Was tausend wollen Sie in Lübeck?

Von dort aus in die Welt gehen, sagte Felix lächelnd.

Und ich will nach Petersburg! So werden bald einige hundert Meilen zwischen uns liegen!

Miranda sprach diese Worte etwas ernster und erregter; dann hielt sie inne, lachte wieder, als ob sie einen Druck abschüttele, und fuhr fort: Jetzt müssen Sie mir einen Freundesdienst leisten! Sie schreiben doch einen französischen Brief?

Nur zur Noth.

Gewiß wenigstens besser als ich; denn wenn ich auch mit dem Sprechen gut genug fortkomme, so kann ich doch nicht zehn Worte richtig schreiben. Sie müssen

also schon so gut sein, in meinem Namen an den Intendanten in Petersburg zu schreiben, der mich zu Gastspielen engagirt hat, daß ich möglichst schnell dorthin kommen will, um meine Verbindlichkeiten zu erfüllen. Hoffentlich wird unser guter Herr Graf mir das nöthige Reisegeld bis dorthin vorschießen, denn ich bin ohne Geld ins Wasser gefallen.

Darf ich Ihnen nicht auch in dieser Beziehung meine Dienste anbieten?

Nein! rief sie kurz und beinahe hochmüthig; dann fuhr sie milder fort: Denn wohin sollte ich Ihnen meine Schuld nachsenden, wenn Sie doch in die weite Welt gehen wollen? Der Graf von Ahsen ist leichter in derselben zu finden als Sie, mein junger Herr Reisender. Haben Sie nun die Güte, mir den Brief zu schreiben, sodaß ich ihn nachher nur zu unterzeichnen brauche; ich will indessen der Dame des Hauses meinen Dank für ihre freundlichen Hülfeleistungen sagen gehen.

Felix fragte nur noch kurz und ruhig nach der Adresse des petersburger Intendanten und sonstigen denselben betreffenden Formalien; als er darauf Antwort erhalten, verließ er mit einer stummen Verbeugung das Zimmer, um nach dem seinigen zu eilen. Er wollte sogleich den Brief schreiben, aber die seine

Brust durchwogenden Gefühle ließen ihm noch keine Ruhe am Tische; er mußte ans offene Fenster treten, um sich zu sammeln. Sein Hauptgefühl war allerdings: Gott sei Dank, so bist du wieder frei! und dieses Wohlgefühl des Ledigseins von einer großen Last athmete er fast jauchzend in die grüne Landschaft hinaus; aber sonderbar! es war ihm jetzt fast ein großer Schmerz, sich von Miranda zu trennen; die Kraft, welche sie entwickelt hatte, so schnell ihre Gesundheit wiederzuerlangen, diese unbegreifliche Elasticität ihrer Natur machte sie ihm wieder weit reizender, als sie ihm erschienen war, da sie zu seinen Füßen lag; er fühlte sich von einem magischen Netz umsponnen, das ihn hätte fesseln und ganz fest einfangen können, wenn nicht — Maria in seinem Herzen gelebt hätte; ihr Bild, welches die Nähe der zaubermächtigen Miranda, die mit Künsten neuer Art gegen ihn aufgetreten war, fast in Schlaf gelullt hatte, wachte beim ersten Blick in den blauen Himmel ganz wieder auf, wuchs blühend vor seinen Augen empor und erfüllte sein Inneres mit so starkem treuen Liebesgefühl, daß die gehobene und erweiterte Brust jenes Zaubernetz jubelnd sprengte, welches ihn wieder unheilvoll umstricken wollte. Er gab dem Ostwinde noch ein feuriges Liebesgebet mit frommer Melodie als

Gruß an seine entfernte Herzenskönigin mit und schloß dann das Fenster, um ruhig den von Miranda gewünschten Brief zu schreiben.

Kaum war er damit fertig geworden, als er zum Gabelfrühstück hinuntergebeten wurde, bei welchem er Miranda, die, wenn sie wollte, auch sehr gute Manieren an den Tag legen konnte, schon vollständig zu Hause in der Mitte der Familie fand. Die Künstlerin hatte mit der ihr angeborenen Unmittelbarkeit den richtigen sanft heitern und dankbaren Ton getroffen, um in kürzester Frist das Herz der wohlwollenden Dame des Hauses und sogar auch das ihrer etwas strenger gesinnten Gesellschafterin für sich einzunehmen. Sie hatte so gut die Geschichte ihres Unfalls und seiner Folgen darzustellen gewußt, daß sie bei den liebevollen, durch und durch wahrhaften Menschen, unter denen sie sich jetzt befand, die innigste Theilnahme erregte. Diese wurde noch bedeutend verstärkt, als nach dem Frühstück Miranda unaufgefordert sich an den Flügel setzte und mit ihrer übermenschlich rührungsfähigen Stimme einige sanft klagende Lieder sang, deren einfache, leicht ins Ohr fallende Melodien vor allen dazu geeignet waren, auf poetisch empfängliche, musikalisch aber wenig ausgebildete Menschen außerordentlichen Eindruck zu machen. Als der Gesang aufhörte, hatten

die Damen Thränen in den Augen und der Graf nahete sich ihr zu einem dankbaren Händedruck, sie aber forderte mit zartem freundlichen Tone Felix auf, etwas auf dem Flügel zu spielen, und hinderte so die längere Dauer einer elegischen Pause, welche immer etwas Peinliches für den fein empfindenden Menschen hat, wenn er nicht etwa mit dem allernächsten, innigst verstehenden und lange vertrauten Freunde oder gar mit der Geliebten allein ist.

Felix begann die Cis-Moll-Sonate von Beethoven zu spielen, deren erster Satz gerade in die durch Miranda's Lieder erzeugte Stimmung paßte und die Zuhörer leise aus ihrem Zustande unterdrückten Athmens erhob, um sie auf weichen Flügeln in die lichte Region völlig befriedigter Liebesruhe zu tragen. Nun sprangen sie durch das Scherzo voll ländlicher Lust wieder heiter auf die Erde zurück, auf welcher sie dann freilich die leidenschaftlichen Stürme des letzten Satzes über sich hinrauschen lassen mußten, ohne von der Nothwendigkeit solcher Schmerzen überzeugt zu sein, wie sie der Schöpfergenius Beethoven's leiden und schaffen mußte. Als Felix schloß, athmeten alle aus einiger Befangenheit wieder frei auf, nur Miranda saß starren Blicks da, bis sie hörte, wie man sich bei Felix für sein vortreffliches Spiel bedankte und die Kraft und Geläufigkeit

seiner Finger — die Gesellschaftsdame war auch Pianistin — bewunderte; Miranda aber hatte ihre Seele im Sturme mitrasen lassen, doch holte sie sie jetzt mit einem kräftigen Rufe schnell zurück und war sogleich wieder ganz liebenswürdige Herrin ihrer selbst in der Gesellschaft, als die Damen des Hauses ihr nun auch mit Worten für ihre schönen Lieder dankten.

So ist uns also, sagte der Graf, ganz unerwartet das Glück geworden, zwei Künstler ersten Ranges, wie es scheint, unter unserm Dache zu beherbergen, denn dafür erklärte Sie, lieber Herr Morgenroth, vorher die berühmte Miranda Valori, die darüber doch wol ein Urtheil haben muß.

Felix erröthete über und über, indem er ohne alles Lächeln sagte: Ich glaube überschätzt zu werden.

Der Herr Graf weiß auch schon durch mich, sagte Miranda, welche Zufälle Sie, mir zur Hülfe, an diese Küste gebracht haben, und daß Sie gern nach Lübeck wollen.

Ja! fiel der Graf ein, und wenn Sie wirklich zu Wasser dorthin gehen wollen, ohne durch ihren ersten Schiffbruch eingeschüchtert zu sein, so kann ich Ihnen einen Platz auf einem meiner eigenen Schiffe anbieten, welches in diesen Tagen volle Ladung haben muß und nun mit dem ersten guten Winde den Hafen verlassen

soll, um gerade nach Lübeck zu segeln. Das Schiff ist nach dem Urtheile von Kennern eins der festesten auf unserer Rhede.

Felix verneigte sich dankbar und dachte noch darüber nach, wie er seine Zustimmung aussprechen sollte, als Miranda schnell das Wort wieder nahm: So, lieber Herr Morgenroth, will unser gütiger Wirth uns beide nach den entgegengesetzten Weltgegenden entsenden, Sie nach Westen, mich nach Osten —

Aber nur beileibe nicht, unterbrach sie der Graf, ehe Sie beide uns noch einige Tage Ihre freudenreiche Gegenwart gegönnt haben.

Werde ich mich nicht sogleich nach dem Hafen aufmachen müssen, um dort den Wind abzuwarten, wenn Sie mir erlauben, auf Ihr so gütiges Anerbieten einzugehen? fragte Felix.

O nein, Sie haben jedenfalls noch bis übermorgen Zeit; eher kann das Schiff nicht fertig geladen sein, erwiderte der Graf.

Nun, so lassen Sie auch mich so lange noch hier bleiben! sagte Miranda; ich hoffe, man wird mir in Petersburg diesen Verzug vergeben.

Nachdem Wirth und Wirthin noch einige Versuche gemacht, die Sängerin zu einem längern Aufenthalte zu bewegen, ließ man es bei dieser Abmachung be-

wenden, worauf der Graf sagte: So haben wir also nur den halben heutigen und ganzen morgenden Tag, um uns an Nektar und Ambrosia zu laben. Wenn man aber solche Göttergaben genießt, möchte man auch seine Freunde daran theilnehmen lassen. Wollen Sie es uns gestatten, holde Königin des Gesanges, daß wir morgen hier einige Nachbarn versammeln, die gern schönen Gesang hören?

O, das kann mir ja nur eine große Freude und Ehre sein! erwiderte Miranda sehr liebenswürdig. Und es war ihr auch wirklich eine sehr angenehme Aussicht, den folgenden Tag in größerer, sie bewundernder Gesellschaft zuzubringen, denn sie war ja daran gewöhnt, der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit zu sein.

Während nun die Gräfin und Fräulein Sylvia, ihre Gesellschafterin, sich anschickten, die Einladungen zu schreiben, welche ziemlich weit verschickt werden mußten, weil die umfangreiche Herrschaft keine nahen Nachbarn hatte, führte der Graf, von den beiden Knaben begleitet, seine Gäste in den weitläufigen Park, der an den Ufern eines großen, das Schloß von drei Seiten umgebenden Wasserspiegels sich hinzog; herrliche alte Eichenbäume, mit vollem grünen Laube geschmückt, überschatteten die längs dem stillen klaren Weiher sich hinschlängelnden Gänge, auf denen

der Graf mit Miranda in angenehmer Kühle hinwandelte, während Felix mit den kräftigen Knaben in raschen Spielen durch die Büsche sprang und die wilden Enten aus dem Schilfe aufscheuchte, wenn er mit seinem jauchzenden Gefolge gegen das Ufer des Weihers hinstürmte.

Tire-haut! drei Märzvögel! schrie, im Laufe anhaltend, der Knabe Hubert, in dem sich schon früh die vom Vater ererbte Jagdpassion regte. Auch Felix blieb stehen, um den mit Geräusch aufsteigenden Vögeln nachzublicken, sodaß Konrad, der sich weniger um das erscheinende Wild kümmerte, den Moment benutzen konnte, ihn um den Leib zu fassen, wobei er jubelnd rief: Gefangen, gefangen! nun mußt du uns nachher eine Geschichte erzählen!

Ja, ja, eine Geschichte! rief Hubert, indem er sich an Felix' andere Seite hing. Der Gefangene mußte zugeben, daß er nun dazu verpflichtet sei, und sprang wieder fort, an jeder Hand einen der jauchzenden Knaben mit sich schwingend.

Welch ein frisches, tüchtiges Leben ist in diesem jungen Manne! sagte der Graf zu Miranda, als sie beide den Fortspringenden nachblickten; wissen Sie etwas von seinen Verhältnissen und mögen Sie mir davon mittheilen?

O! was ich Ihnen berichten kann, steht gern zu Diensten, erwiderte Miranda ohne Verlegenheit mit freundlichem Tone. Er wurde mir während meines letzten Aufenthalts in K. als ein vielversprechender junger Musikus vorgestellt; als Arzt habe ich ihn hier erst kennen lernen. Sein Vater ist, glaube ich, Cantor oder Organist in — wie heißt doch der Ort? richtig! — Tillstadt. Weiter weiß ich aber wirklich kaum etwas von ihm zu sagen, als daß er in der Musik jede Probe, auf die ich ihn stellte, vortrefflich bestanden hat.

Und jetzt scheint er reisen zu wollen? Ist sein Vater vermögend?

Das letztere glaube ich kaum und weiß auch nicht, woher er die Mittel zu seinen beabsichtigten Reisen nimmt. Aber er scheint genügend damit versehen, denn er bot mir seine Unterstützung zur Reise nach Petersburg an.

Wie danke ich Ihnen, daß Sie sich deshalb an mich gewendet! sagte der Graf, indem er sich höflich verbeugte.

Es geschah, Herr Graf, weil ich Ihnen in Petersburg näher bin als ihm in Lübeck oder Gott weiß wo; sonst würde ich mich dem Retter meines Lebens gern verpflichtet gefühlt haben. Uebrigens muß ich einige Neugierde eingestehen, zu wissen, wodurch seine

Kasse jetzt so gefüllt worden ist, denn in K. galt er für einen armen Studenten. Möglich ist, daß der alte Herr von Rudau für ihn sorgt, der großen Antheil an ihm zu nehmen schien.

Rudau? fragte der Graf; Baron Rudau? Ich bin mit einem Herrn des Namens in Rom zusammen gewesen, und — bei Gott! wie sein Bild jetzt vor meine Augen tritt — dieser junge Herr Morgenroth erinnert auffallend an ihn! Nun weiß ich doch, weshalb er mir schon beim ersten Anblick einen so bekannten Eindruck machte.

Der Graf schwieg nachdenkend, und Miranda ebenfalls; so schritten sie ohne zu sprechen langsam nebeneinander her, bis der Graf wieder anhob: Jener Baron Rudau, den ich in Rom kannte, soll sich später in Mailand mit einer Sängerin von der Scala verheirathet haben; weiter hörte ich dann nichts von ihm, als daß er mit seiner jungen Frau heimgereist sei.

Mit einer Sängerin von der Scala? fragte Miranda gespannt; mit Giulia Montanara?

Ganz recht! so wurde mir ihr Name genannt.

Jesus Maria! rief Miranda entsetzt, indem eine Ahnung sie durchblitzte.

In diesem Namen, fuhr der Graf gleichsam beruhigend fort, als er mit Erstaunen das erschreckte

Antlitz seiner Nachbarin sah, in diesem Namen kann ich mich irren, denn ich hörte ihn nur flüchtig nennen; aber eines andern entsinne ich mich ganz genau, der wieder wunderbar an unsern jungen Freund erinnert. Der genaueste Freund und beständige Begleiter des Barons Rudau in Rom war ein Kapellmeister Morgenroth —

O, Santa-Agata! er ist der Sohn meiner Schwester! Das ist gewiß! rief Miranda auf italienisch mit dem Ausdruck eines wahnsinnigen Schmerzes in allen Mienen ihres schönen Antlitzes.

Der Graf verstand die ausgestoßenen Worte weit besser als das sie begleitende Entsetzen. Verwundert und bewundernd staunte er einen Augenblick das herrlichste Modell an, das ein Künstler sich zur Bildung eines Medusenhauptes wünschen konnte; dann faßte er die gleichsam im Entsetzen Erstarrte beruhigend bei der kalten Hand; aber da überkam auch ihn eine erschreckende Angst, der Wahnsinn der Künstlerin, von dem Felix ihm gesagt hatte, möge wiederkehren, und er rief wie aus unmittelbarer Eingebung mit harter Stimme: Nehmen Sie sich zusammen, sonst fallen Sie in Ihr böses Uebel zurück!

Diese Worte durchzitterten Miranda's ganze Gestalt, aber sie brachten sie wieder zur Besinnung zurück.

Mit einem tiefen Seufzer bei zusammengepreßten Zähnen faßte sie sich und sagte, nur noch durch ängstliches Athemholen ihre Aufregung verrathend: Mir ist schon wieder gut! Lassen Sie mich auf mein Zimmer gehen; ich möchte kurze Zeit allein sein.

Eben war Felix mit den Knaben wieder herankommend zu hören, da rief Miranda: Fort, fort! ich kann ihn nicht sehen! nie, nie wieder!

Der Graf führte sie rasch zu dem Fährboote, auf welchem man in kürzester gerader Linie über den Weiher nach dem Schlosse kommen konnte, und entzog sie so dem Zusammentreffen mit Felix, indem er jetzt eine Beziehung zwischen diesem und Miranda zu ahnen begann, welche ihr Entsetzen vor einer so nahen Verwandtschaft mit dem jungen Manne zu motiviren schien. Auf ihr Zimmer gekommen, bat Miranda, allein bleiben zu dürfen; erschöpft warf sie sich auf ihr Lager und sank bald in einen dumpfen Schlaf, der ihr, wie wir das bereits mehrfach zu bemerken Gelegenheit gehabt haben, bei allen außerordentlichen Aufregungen ebenso hülfreich zu sein pflegte als einem jungen Kinde.

Der Graf ging nachdenklich auf sein Zimmer, woselbst er den Polizeischreiber vorfand, welcher soeben Felix' Paß visirt hatte und ihn jetzt seinem Herrn, der Ortsobrigkeit, zur Unterschrift vorlegte. Beim ersten

Blick in diesen Paß fielen die Augen des Grafen auf die mit lateinischen Lettern geschriebenen Namen des Paßinhabers: Felix Julius Montanara Morgenroth; er erschrak fast, als er hier wieder denselben Namen Montanara fand, den Miranda ihm soeben genannt hatte. Er entließ den Schreiber und begann mit sich darüber zu Rathe zu gehen, ob er bei Felix selbst nach seinen Verhältnissen zu den Rudaus und dem Kapellmeister Morgenroth forschen sollte oder nicht. Von Anfang erschien es ihm fast als Pflicht, den jungen Mann mit seinem wahrscheinlichen Ursprung bekannt zu machen, denn er wußte das Factum der Trauung zwischen dem Baron Rudau und der Signora Montanara, welche an der Scala in Mailand mit großem Erfolg aufgetreten war, ganz sicher von einem Landsmanne, der, als näherer Freund Rudau's, Zeuge des kirchlichen Actes gewesen war. Nach längerer Ueberlegung jedoch beschloß der Graf, an Felix nur sehr vorsichtige Fragen zu thun, da es ihm unpassend schien, sich unbefugt in eine Angelegenheit zu mischen, die vielleicht bereits zur Zufriedenheit aller Interessenten geordnet war. Eben hörte er Felix mit seinen Söhnen in ein von denselben bewohntes Nebenzimmer kommen und bat ihn zu sich herein, während er die Knaben anwies, zu Mama zu gehen, bis er sein Geschäft mit

Herrn Morgenroth beendet haben würde. Etwas mismuthig, aber doch ohne Widerrede, ließen Konrad und Hubert den herrlichen neuen Freund los und entfernten sich, worauf der Graf sagte: Eben, lieber Herr Morgenroth, habe ich hier Ihren Paß vor und muß Ihnen sagen, daß derselbe in unserer Kreisstadt wie in unserer Hauptstadt von den betreffenden Behörden visirt sein muß, wenn Sie in der Hafenstadt an Bord meines Schiffes gehen wollen. Mein Schiff wird aber schwerlich die lange Zeit, welche dieses Umhersenden zu den Behörden kosten würde, abwarten können, da es übermorgen fertig geladen sein und beim ersten Südwinde abgehen muß. Da werden Sie sich schon entschließen müssen, mir noch für einige Wochen Ihre Anwesenheit zu schenken.

Felix stutzte bei dieser Eröffnung und seine ziemlich bestürzte Miene entging dem Grafen nicht. So sehr gütig, sagte er nach einigem Besinnen, auch Ihr Anerbieten ist, mich noch hier behalten zu wollen, so muß ich Ihnen doch eingestehen, lieber Herr Graf, und Sie würden mir das nicht übel deuten, wenn Sie meine Verhältnisse näher kennten, daß ich den dringendsten Wunsch hege, sobald als irgendmöglich dieses Land zu verlassen und den Ort meiner Bestimmung zu erreichen. Wenn es daher irgendein Mittel gäbe,

die Ausfertigung der Visa zu beschleunigen, wie z. B. gute Douceurs an die Expedienten oder dergleichen, so bin ich dazu sehr gern erbötig.

Sie vergessen, versetzte der Graf lächelnd, daß die kurischen Behörden durch gewählte Landeskinder gebildet werden und also der Bestechung kaum zugänglich sein dürften wie im übrigen Rußland. Außerdem würden Sie ihren Paß, auch wenn Sie tausend Rubel daranwenden wollten, niemals bis übermorgen früh wiederhaben können, da derselbe bis dahin eine Reise von dreißig bis vierzig Meilen machen müßte, was ohne tägliche Eisenbahnverbindung hin und her nicht möglich ist. Und unsere Briefposten liegen noch dazu sehr im Argen. Das Visiren ist also bis zur Abreise meines Schiffs ganz unmöglich. Indessen, scheint mir, könnte ich nicht hindern, daß Sie gehen, wie Sie gekommen sind; daß Sie nämlich, ohne Ihren Paß irgendeiner Behörde weiter zu präsentiren, einen Fischerkahn besteigen und sich an Bord meines Schiffs bringen lassen, wenn es an unserer Küste vorbeisegelt. Wenn Sie durchaus nicht bleiben zu können meinen, würde ich Ihnen rathen, diesen Weg zu wählen.

Mir ist derselbe gewiß der angenehmste, erwiderte Felix, wenn ich nur sicher wäre, daß nicht etwa Ihnen

auf irgendeine Weise dadurch Unannehmlichkeiten entstehen könnten.

Was sollte mir überhaupt daraus entstehen können? Glauben Sie, daß irgendjemand von Ihrem Hiergewesensein officiell Notiz nehmen wird? Eines Verbrechens — der Graf lächelte bei diesem Wort — um dessentwillen ich Sie festnehmen müßte, weiß ich Sie nicht schuldig und es liegt auch keineswegs in dem Umfange meiner Pflichten, Ihrem Fortgehen irgendwelche Hindernisse entgegenzustellen. Freilich, im Umfange meiner Wünsche liegt es wol sehr, Sie noch recht lange hier zu behalten, und was würden meine Jungen sich freuen, wenn Sie hörten, daß Sie uns noch einige Wochen schenken wollten. Bis dahin würde wol wieder eins meiner eigenen Schiffe nach derselben Richtung abgehen. Was meinen Sie?

Es wird mir unendlich schwer, Ihre ungemein gütige Einladung nicht annehmen zu können, aber ich halte es für meine Pflicht abzureisen, und würde nur mit bösem Gewissen hier bleiben können.

Nun dann: kein Wort weiter davon! ich werde Sorge tragen, daß Sie auf meinem Schiff eine gute Aufnahme finden; aber haben Sie die Güte, zu niemand von diesem Plane zu sprechen, denn Contrebande bleiben Sie immer, und wenn ich mir auch

kein Gewissen daraus mache, Sie aus dem Lande zu spediren, so könnte doch Ihr Vorhaben scheitern, wenn davon gesprochen würde und es etwa einem Gensdarmerieoffizier oder sonstigen diensteifrigen Polizeibeamten zu Ohren käme. Wenn man Sie fragt, wie Sie reisen wollen, so geben Sie nur unbestimmte Antwort jedem, wer es auch sei; verstehen Sie mich?

Vollkommen, Herr Graf, und ich danke Ihnen von ganzem Herzen für Ihre so sehr freundliche Fürsorge.

Und nun noch eins, lieber junger Freund. Wissen Sie, ich glaube Ihren Vater zu kennen. Sie heißen nach Ihrem Passe — der Graf nahm den Paß vom Tische auf und las des Jünglings sämmtliche Namen davon ab —; nun habe ich in Rom einen Kapellmeister Morgenroth gekannt, der mit einem Baron Rudau reiste.

Das ist wahrscheinlich mein Vater gewesen! rief Felix unbefangen erfreut; denn in Italien ist er lange gewesen und ein tüchtiger Musiker ist er auch; Kapellmeister nennt er sich jetzt freilich nicht, sondern Cantor, und ob er mit einem Herrn von Rudau in Italien gereist ist, weiß ich auch nicht; wohl aber weiß ich, daß er den Rittmeister Julius von Rudau gekannt und geliebt hat.

Ganz recht, mit dem war Ihr Vater in Rom zu-

sammen; es freut mich, daß Sie der Sohn eines mir bekannten und in der Erinnerung sehr werthen Mannes sind.

Felix schüttelte dankbar die gereichte Hand und sagte nach einer kleinen Pause, während welcher der Graf ihn scharf, aber wohlwollend betrachtete: Es ist sonderbar, daß mein lieber Vater wol oft von den Eindrücken zu mir gesprochen hat, die Kunstwerke und herrliche Gegenden in jener Zeit auf ihn gemacht haben, aber noch niemals von den Gefährten und Freunden, mit denen er damals lebte, auch nie — die Stimme des Jünglings klang sehr weich — niemals ein Wort von meiner seligen Mutter.

Haben Sie Ihre Frau Mutter nicht gekannt?

Nein, sie ist unmittelbar nach meiner Geburt gestorben.

So mag wol die Erinnerung an dieses Unglück es Ihrem Vater unmöglich machen, von den Personen jener Zeit zu sprechen. War Ihre Frau Mutter vielleicht mit Ihrem Vater in Italien zusammen?

Ja wohl, sie war in Italien zu Hause.

Ah, daher tragen Sie vielleicht den ungewöhnlichen Namen Montanara?

Ganz recht, es ist der Geschlechtsname meiner seligen Mutter.

Der Graf blickte Felix theilnehmend an und fühlte sich nun wol überzeugt, daß derselbe in dem guten unschuldigen Glauben stand, des Cantors Sohn zu sein, während er selbst ihn entschieden für den Sohn von Julius Rudau hielt, von dessen Trauung mit des Jünglings Mutter er genaue Kenntniß hatte. Nach einer Pause fragte er: Haben Sie denn nie bei Ihrem Vater seinen innigsten Freund, den Rittmeister Rudau gesehen?

O nein! der muß auch umgekommen sein, ehe ich denken konnte.

Auch der? umgekommen, sagen Sie?

Ja, auf gewöhnliche Weise ist er nicht gestorben; ich habe etwas munkeln hören von Ertrinken auf ganz sonderbare Weise, aber ich habe nicht recht dahinterkommen können. Und doch interessire ich mich so ungewöhnlich für diesen Herrn, vielleicht aus dem eiteln Grunde, daß ich ihm ähnlich sehen soll, wie man mir schon mehrfach gesagt hat.

Ja, da hat man Ihnen die Wahrheit gesagt; Sie gleichen ihm auf eine merkwürdige Weise! Der Graf hielt inne und sagte dann mit leisem wehmüthigen Kopfnicken: Also auch bei seinem Bilde und Andenken hätte man ein Kreuz zu machen! Er war ein reichbegabter, liebenswürdiger Mensch, treu und brav

als ein echter Deutscher; sei die Erde ihm leicht! — Vielleicht blickt er jetzt mit wohlwollendem Segen auf uns herab; mir ist's, als müßte ich Sie von ihm grüßen, lieber junger Mann, weil Sie ihm so ähnlich sehen.

Felix erzählte mit Rührung, wie er es wol größtentheils dieser Aehnlichkeit zu danken haben möge, daß sämmtliche Mitglieder der Rudau'schen Familie so ausnehmend wohlwollend und gütig gegen ihn sich gezeigt hätten, besonders aber das jetzige Familienhaupt, der herrliche alte Oberst von Rudau, dessen Freigebigkeit ihn auch mit den Mitteln zu seinem jetzigen Ausfluge in die Welt versehen habe. Der Graf gewann den jungen offenherzigen Mann immer lieber und bedauerte innerlich, daß er ihn nicht an sein Haus fesseln könnte, in welchem er ihn gern als leitenden und unterrichtenden Gesellschafter seiner Söhne behalten hätte; so vortheilhaft war der Eindruck, den Felix auf ihn gemacht hatte. Er erkannte jedoch im weitern Verlaufe des Gesprächs zu deutlich, daß des Jünglings Phantasie mit ganz andern Planen für seine Zukunft beschäftigt war, um demselben jenen Wunsch auf irgendeine Weise anzudeuten. Sie waren noch bei einer Cigarre in gemüthlicher Unterhaltung begriffen, als sie durch ein

stark läutendes*) Fuhrwerk, welches auf der Straße sich dem Schlosse näherte, ans Fenster gezogen wurden. Sie sahen eine mächtige Reisebatarde von sechs Postpferden gezogen eilig herankommen und in den innern Schloßhof biegen. Der Graf wartete in einiger Spannung, was die schwerbepackte Kutsche enthalten möge, bis ein Diener mit zwei Visitenkarten kam; auf der einen stand: „La Princesse Ganszatan etc.", auf der andern: „Le Marquis de Francamore etc."

Was Teufel wollen die hier? rief der Graf etwas unmuthig; zwei wildfremde Personen, deren Namen ich mich nie erinnere gehört zu haben? Nun, was kann man machen? (Zum Diener) Gib den schwarzen Rock her! — Lieber todt als unhöflich! — Und da wird man sich noch dazu auf französisch abquälen müssen! — Ich wünschte, solche Gäste wären, wo der Pfeffer wächst!

Trotz dieser Ausbrüche des Zorns über gestörte Gemüthlichkeit ging der Graf doch den Angekommenen mit würdiger Haltung und edelm Anstande bis in den innern Schloßhof entgegen, hob die Fürstin höflich aus dem Wagen und führte sie die Treppe hinauf, wo sie

*) In ganz Rußland fährt die Post und fast jedes andere als bäuerliches Fuhrwerk mit Glocken.

von der Gräfin und Fräulein Sylvia in angemessener Weise empfangen und in ein Toilettenzimmer gewiesen wurde, während der Graf sich nun zur Begrüßung des Marquis wendete und denselben zu den Herrenzimmern geleitete. Der Wagen wurde auf den gastfreundlichen Antrag des Grafen ausgespannt und die Fremden mit ihrer Dienerschaft allein gelassen. Felix, der bei diesem Empfange gegenwärtig gewesen war und auch seine Bücklinge gemacht hatte, bemerkte dabei mit Staunen, daß der mit den Fremden angekommene Kammerdiener beim ersten gegenseitigen Begegnen ihrer Blicke mit Spannung den Finger auf seinen von einem starken Barte beschatteten Mund legte, worauf Felix ihn genauer ins Auge faßte und mit großer Verwunderung in ihm seinen alten Freund, den Litauer Raudon-Krutinnus zu erkennen glaubte. Mit unmerklichem Kopfnicken gab er ihm ein Zeichen des Erkennens und zugleich die Versicherung seiner Verschwiegenheit, obwol er selbst noch keineswegs sicher war, wirklich den Litauer gesehen zu haben.

XVIII.

Mit dem Briefe an den petersburger Intendanten in seiner Hand wollte Felix nun zu Miranda gehen, erhielt aber von dem ihr aufwartenden Kammermädchen den Bescheid, daß ihre Herrin vom Spaziergange sehr unwohl heimgekehrt sei und jetzt schlafe. Felix gab dem Mädchen den Brief mit dem Auftrage, denselben Miranda einzuhändigen, sobald sie erwachen würde; dann ging er nach seinem Zimmer zurück, um einen langen Brief an den Obersten von Rudau zu schreiben, welchem er Nachrichten von seinem fernern Ergehen zu geben versprochen hatte. Als dieser Brief beendet war, schrieb er noch einen weit kürzern, aber auch sehr herzlichen an den alten Engländer Sir Humphrey, welchem er sein plötzliches Verschwinden vom Dampfschiff freilich nicht erklären konnte, ohne Miranda preiszugeben. Deshalb sprach er nur von sehr triftigen, aber nicht mittheilbaren Gründen seiner Flucht und

bat zugleich Sir Humphrey, dieselbe freundlichst entschuldigen zu wollen, ohne ihm deshalb seine Gönnerschaft zu entziehen; sollte Sir Humphrey ihm noch zum Eintritt in die englische Armee behülflich sein wollen, so möge er die Güte haben, ihm deswegen nach Kiel zu schreiben. Denn von Lübeck beabsichtigte Felix sogleich nach Kiel zu gehen, weil er in der dortigen Universitätsstadt die zum Abwarten seiner nächsten Zukunft nöthige Zeit besser meinte nützen zu können, als in dem rein kaufmännischen Lübeck; auch interessirten ihn die damaligen politischen Verhältnisse in Holstein, welches seinen Kampf gegen die drohende Danisirung mit Worten schon lange begonnen hatte, wenn auch von einer Erhebung in Waffen noch nicht die Rede war.

Während Felix diese Briefe schrieb, hatte die Fürstin mit dem Grafen ein Gespräch, in welchem sie demselben als Ursache von ihrem und des Marquis Hiersein ihren großen Wunsch angab, die Sängerin Miranda Valori zu sprechen, ehe dieselbe in Petersburg eingetroffen und dort bekannt geworden sei; sie, die Fürstin, stehe nämlich mit der Sängerin in gewissen persönlichen Beziehungen, welche jener noch fremd seien, aber sobald als irgendmöglich bekannt werden müßten.

Der Graf konnte sich nicht enthalten, seine Verwunderung darüber zu äußern, auf welche Weise die

Fürstin von dem Hiersein der Signora Valori Nachricht erhalten haben könne, worauf die Fürstin erwiderte: Sie komme soeben aus Italien mit Beweisen über die Herkunft der Sängerin und sei derselben nachgereist, ohne sie irgendwo haben finden zu können, bis sie in D.... nur einen Tag nach der Abreise Miranda's eingetroffen sei. Dort habe sie gehört, daß Miranda auf dem Wege nach Stettin sei, um von da mit dem Dampfboote nach Petersburg zu fahren; augenblicklich habe sie Kurierpferde bestellt, um schnell zu Lande Petersburg zu erreichen, womöglich noch vor Ankunft des Dampfboots daselbst; da habe sie vor einigen Nächten in ihrem Wagen geträumt, Miranda sei vom Schiff ins Meer gefallen und an der kurischen Küste aufgefangen worden — der Graf stutzte — ja, ja, fuhr die Fürstin fort, ich achtete anfangs nicht auf diesen Traum, aber er kehrte zu drei malen wieder und immer deutlicher erschien mir das Bild meiner heißersehnten — die Fürstin biß sich auf die Lippen und verbesserte sich: das Bild der berühmten Künstlerin, die ich doch nie in meinem Leben — wenigstens erwachsen nicht — gesehen, so deutlich, daß ich es malen könnte mit den ängstlichen hülfeflehenden Blicken! — kurz, der Traum ließ mir keine Ruhe, bis ich mich entschloß, meinen Weg über Memel längs der kurischen Küste zu nehmen.

Ueberall erkundigte ich mich nach gestrandeten Schiffen, geretteten Personen, erfuhr aber nichts, bis ich nach Windau kam. Da freilich war die ganze Stadt voll von der märchenhaften Sängerin, die Sie, lieber Graf, in Ihr Schloß geführt hätten. In größter Eile flog ich hierher — ich sehe, Sie staunen? o, führen Sie mich zu ihr — zu der dem Tode entrissenen — zu meinem nie gekannten, hochbegabten und doch ach! so elenden — Kinde!

Die Fürstin senkte ihr Antlitz ins Schnupftuch, aber der Graf hatte genug davon gesehen, um ihr zu glauben, daß Miranda ihre Tochter sei. Er stand auf und schickte einen Dienstboten, nach Miranda zu fragen, welcher aber mit der Kunde wiederkehrte, daß die Dame noch schlafe; da mußte nun der Graf der Fürstin über das Unwohlsein berichten, das heute, wol noch als eine Nachwehe ihres Unfalls, über die Künstlerin gekommen sei, und zugleich bitten, mit dem Besuche bis zu ihrem Erwachen zu warten. Aber die Fürstin rief: Nein, nein! lassen Sie mich zu ihr! Ich will still an ihrem Lager sitzen, ohne sie zu stören, aber wenn sie erwacht, soll ihr erster Blick auf mich fallen! O, mein Kind, wir werden nicht länger getrennt sein!

Es schien dem Grafen das Beste, die Bitte der

Fürstin zu gewähren, welche nun die leidenschaftliche Hast, von der sie bewegt schien, mächtig dämpfte und ganz leise auf den Zehen in Miranda's Zimmer schlich.

Die Fürstin war von hoher voller Gestalt; ihr Antlitz zeigte noch die Spuren vergangener wilder Schönheit und erinnerte mit einer grauenhaften Aehnlichkeit an das der Miranda, indem es wie eine tragische Caricatur desselben erschien; denn es fehlte ihm durchaus die weiche Anmuth, welche Miranda's Züge verklärte, sobald sie ruhig und ihrer selbst mächtig war, welche sogar die Verzerrung derselben in Leidenschaft oder Schrecken noch zur Schönheit milderte. Diese Betrachtungen machte der Graf, nachdem er die Fürstin in Miranda's Zimmer gelassen hatte, und weiter dachte er, ins Gesellschaftszimmer zurückgehend: Wie kommt es denn, daß die Erscheinung dieser Mutter, die ihr Kind sucht, nicht die geringste Rührungskraft über mich hat? Ich muß mich zwingen, ihren Worten Glauben zu schenken, und wenn sie spricht, Gefühle spricht, so ist mir als hörte ich einen Automaten. Dieses Weib sieht aus, als käme sie aus der kalten Hölle des Dante! Mir ist ordentlich bange dabei, daß ich die arme Schöne mit ihr allein lassen mußte.

Währenddessen saß schon die Fürstin im verdunkelten Zimmer vor der schlafenden Künstlerin und heftete

ihre kalt brennenden Augen auf deren Antlitz, nachdem sie auch das aufwartende Mädchen aus dem Zimmer gesendet. Es ist wahr, sprach sie zu sich selbst, sie gleicht mir; hoffentlich soll sie mir um so ähnlicher werden, je älter sie wird! Dieser schmerzliche Schmelz, der sie noch schminkt, muß verschwinden mit dem menschlichen Gefühl!

Miranda seufzte tief auf und öffnete dann die Augen, als wäre sie durch den starr auf sie gehefteten Blick der Fürstin dazu gezwungen worden. Sie erschrak nicht vor diesem Blicke, schien aber von ihm bezaubert, denn sie vermochte ihre Augen weder zu schließen noch abzuwenden; regungslos lag sie da, wie vor einer gespenstischen Traumgestalt.

Kennst du mich, fragte die Fürstin italienisch, kennst du mich, deine Mutter?

Miranda fuhr auf und griff nach ihren Armen, um zu fühlen, ob sie wirklich wach sei. Die Fürstin stand auf und zog den Vorhang von dem Fenster fort, daß das Zimmer hell wurde, dann setzte sie sich wieder auf ihren Stuhl und fuhr fort: Du glaubst die Tochter zu sein von Chiara Carapresa, welche an den Grafen von Montanara verheirathet war, du bist aber in der That die Tochter von deren jüngerer Schwester Datura Carapresa, welche dem Fürsten Ganszatan angetraut

war; kurz, du bist meine Tochter und hast bei deiner Taufe meinen Namen Datura erhalten, wenn du auch immerhin von Jugend auf einen andern geführt haben magst. Hier hast du die Beweise darüber, die dir glaubwürdig sein werden, da sie von der Hand des Don Tomaso ausgestellt sind, der dich selbst getauft hat.

Miranda, welche unterdessen ihre Sinne gesammelt hatte, nahm fast gleichgültig die ihr gereichten Papiere; ihr ganzes Interesse hing an der Mittheilung, daß sie nicht die Tochter derjenigen sei, die sie bisher für ihre Mutter gehalten, und sie fragte mit Spannung: Also bin ich nicht die Schwester von Giulia Montanara?

Nein, du hast gar keine Schwester, sondern nur einen ältern Bruder, meinen Sohn, den Fürsten Ganszatan, der dich mit Freuden als seine Schwester anerkennen will, wenn du nur eine einzige Bedingung erfüllst.

Verzeihen Sie, meine — soll ich Mutter sagen?

Das sollst du, antwortete die Fürstin kalt.

Also: verzeihen Sie, meine gnädige Mutter, wenn Sie mich in einem Zustande finden, daß ich nicht weiß, ob ich wache oder träume! Gestatten Sie mir, aufzustehen und mich anzukleiden; vielleicht gelingt es mir dabei, meine Gedanken in Ordnung zu bringen.

Thue das, meine Tochter, erwiderte die Fürstin, indem sie zum Sofa schritt und sich daselbst ruhig niederließ; ich will dir währenddessen in möglichster Kürze mittheilen, wie es gekommen ist, daß du so lange für eine andere gegolten hast, als du wirklich bist.

Als junges Mädchen hielt ich mich bei meiner Schwester Chiara auf, da unsere Aeltern beide gestorben waren. Die Güter meines Schwagers, des Grafen Montanara, lagen in der Gegend von Nizza; beim Ausbruch der Revolutionsstürme in Italien mußte er flüchten, da er als einer der entschiedensten Gegner der französischen Partei bekannt war, und seine Güter wurden eingezogen. Mit italienischen und französischen Sprachstunden unterhielt er seine Familie in Wien, wo wir nun lebten, sehr kümmerlich im Vergleich mit unserer frühern Lage. Da kam Fürst Ganszatan, der zu Wien seine diplomatische Laufbahn begann, zu meinem Schwager, um größere Geläufigkeit in den romanischen Sprachen zu gewinnen, und lernte mich bei der Gelegenheit kennen. Nach einigen Monaten heirathete ich ihn ohne Wissen seines alten Vaters, eines strengen gewaltthätigen Mannes, bis zu dessen bald zu erwartendem Tode unsere Verbindung geheim bleiben sollte. So blieb ich auch verheirathet bei meiner Schwester wohnen, und mein Sohn, zu dessen Geburt

wir für mehrere Monate ohne Dienstboten von Wien verreisten, galt daselbst vorläufig für meinen Neffen. Mein Gatte ward bald darauf von Wien nach Konstantinopel versetzt und konnte mir von dort aus fortan nur selten flüchtige Besuche machen. Er freute sich unsers Sohnes als eines kräftigen, früh sich entwickelnden Kindes, erklärte mir aber auf das entschiedenste seinen Willen, keine Kinder weiter zu haben, ja, er nöthigte mich sogar zu medicinischen Mitteln, die das verhüten sollten. Trotzdem fühlte ich mich wieder guter Hoffnung, gerade als der Mann meiner Schwester starb und dieselbe in großer Noth zurückblieb. Sie wendete sich hülfeflehend an unsern einzigen Bruder, den letzten männlichen Sprossen des alten Geschlechts der Carapresa, welcher gleichfalls in den Revolutionsstürmen fast sein ganzes Vermögen verloren hatte und nun als Geistlicher in Mailand lebte. Dieser, der dir wohlbekannte Don Tomaso, rief uns zu sich und wir folgten diesem Rufe, da mein Mann noch immer vergebens auf den Tod seines Vaters hoffte, obwol er schon vor mehreren Wochen an dessen Sterbelager gerufen worden war. Er wußte nichts von meinem Zustande, der ihn aufs äußerste würde erzürnt haben; drum hatte ich ihm denselben verschwiegen und Chiara ließ sich willig finden, auch dich

für ihr Kind auszugeben, als du auf dem Wege von Wien nach Mailand geboren wurdest. In Mailand aber machten wir unsern Bruder zum Vertrauten aller dieser Verhältnisse; er taufte dich Agata Datura und ließ eine geheime Urkunde über den Fall aufsetzen, damit ich künftig einmal im Stande sein könnte, dich als meine Tochter anzuerkennen. Endlich war der Vater meines Mannes wirklich todt und der Fürst kam nach Mailand, um mich und unsern Sohn zu holen und in seiner Heimat öffentlich anzuerkennen. Dich und eine bedeutende Summe zu deiner Erziehung, die ich meinem Manne unter dem Vorwande einer nöthigen Pension für meinen Unterhalt während vieler Jahre abzuschwatzen wußte, ließ ich vorläufig in Chiara's Händen, da ich dich unmöglich dem Fürsten als sein Kind vorstellen konnte; er hatte den gewaltthätigen Charakter seines Vaters geerbt und würde mich getödtet haben, wenn er erfuhr, daß ich ihn getäuscht. So bliebst du bei deiner Tante in Mailand als deren jüngstes Kind und weißt das Weitere von euerm Leben besser als ich. Daß ich mich, solange der Fürst lebte, wenig um dein Dasein kümmerte, kannst du mir nicht verdenken. Sobald aber derselbe im vergangenen Jahre gestorben war, machte ich mich auf den Weg nach Italien, um dich zu suchen, nachdem

ich vorher meinem Sohne das Geheimniß deiner Geburt mitgetheilt hatte.

Und Ihre arme Schwester ließen Sie im Elend sterben?

Bah, ich wußte ja nichts von ihr. Wir waren zu der Zeit in China, wohin Nachrichten aus Europa langsam kommen, und wir glaubten, es ginge euch gut, denn Chiara hatte uns ja die Verheirathung ihrer ältesten Tochter mit einem Baron Rudau — du siehst, ich behalte Namen gut — angezeigt, einem vermögenden Manne, wie wir irgendwoher hörten.

Also Giulia war wirklich nicht meine Schwester?

Nein, davon kannst du überzeugt sein durch mein Wort und diese Papiere.

Und was begehren Sie jetzt eigentlich von mir? weshalb wollen Sie mich nun anerkennen, da Sie so lange meiner kaum gedacht hatten? und unter welcher Bedingung?

Das sollst du alles sogleich hören; es freut mich, daß du die Sache geschäftsmäßig behandelst und keine sentimentale Komödie prätendirst. Sieh nur, ich hatte in der Zeit meiner vollen Schönheit, ehe du noch geboren wurdest, einen Freund, der mich über alles liebte; es war der Marchese von Francamore; dieser hat bei seinem auch erst kürzlich erfolgten Tode sein ganzes großes

Vermögen von etwa einer halben Million Franken Rente einem weitläufigen Vetter unter der Bedingung vermacht, daß er eine Tochter von mir, über deren Existenz ich Auskunft ertheilen würde, zum Weibe nehmen und derselben sein Vermögen als Brautgeschenk, mit dem Vorbehalte des Nießbrauchs auf Lebenszeit, übergeben müsse. Siehst du, so hat mein würdiger Freund unser auf seinem Sterbebette gedacht! Das ist nun die einzige Bedingung, die dein Bruder behufs deiner Anerkennung stellt: daß du nämlich diesem Erben deines Gönners, dem jetzigen Marchese von Francamore, unbedenklich deine Hand reichen sollst.

Und wo ist dieser Marchese, der das Geld seines Oheims erheirathen will?

Der liebenswürdige Mann hat mir dich aufsuchen helfen und ist zugleich mit mir hier angekommen; du sollst ihn sogleich kennen lernen, und ich hoffe, ihr sollt einander wohl gefallen; wo nicht, so hast du, meine ich, lange genug in der Welt gelebt, um den Werth von 500000 Franken Rente zu kennen.

Und dieser Mann, der mich nicht kennt, will mich zum Weibe? Ha, ha, ha! wenn er eine unschuldige Jungfrau heimzuführen meint, so irrt er sich, theuere Mutter!

Wenn er derartige Vorstellungen hätte, so wäre

er ein größerer Narr, als er in der That ist. Er wird sich glücklich preisen, dich schön und talentvoll zu finden, zu einer halben Million Rente noch ein hinreißendes Weib mit fürstlichem Namen und großem Künstlerruf zu gewinnen.

Und mein sonstiger Ruf wird ihn nicht kümmern?

Die Fürstin ließ ein leises Hohnlachen hören: Geh', du bist ein albernes Kind! er ist ja ein kluger Mann, der zu leben weiß, und noch voller Kraft, deine Schönheit zu genießen.

Miranda lachte gleichfalls und zwar weit lauter als ihre Mutter und rief dann: Nun, mir scheint, er wird meiner würdig sein, und ich kann ja Gott — oder vielleicht auch dem Teufel — für mein gutes Glück danken, eine so zärtliche Mutter und einen so ehrenwerthen Bräutigam zu gleicher Zeit aufzufinden, ungerechnet das viele Geld, ha, ha, ha!

Danke du mir für alles! rief die Fürstin noch immer höhnisch lächelnd, und nun: eine zärtliche Umarmung zwischen Mutter und Tochter! So gehen wir Arm in Arm, leuchtendes Glück in den Augen zur Gesellschaft! Du wirst doch ein feines, kindliches Wesen an den Tag zu legen wissen? ich hoffe, es wird dir Spaß machen zu zeigen, was du auf den Bretern, die die Welt bedeuten, gelernt hast.

O, mehr als das hab' ich gelernt! rief Miranda, nahm den Arm der Fürstin und verließ mit ihr das Zimmer.

Im Salon waren die Damen des Hauses, der Graf und der Marquis in einer durch die Lebhaftigkeit und Weltkenntniß des letztern recht interessanten Unterhaltung begriffen, als die Fürstin mit der Sängerin eintrat. Sie wendete sich zur Gräfin und stellte derselben und Fräulein Sylvia ihre Tochter Datura Ganszatan vor, indem sie mit emphatischen Worten das Glück pries, dieselbe als ein so herrlich ausgebildetes Wesen und in einem so hochverehrten Hause — bei diesen Worten neigte sie sich verbindlich gegen ihre Wirthe — wiedergefunden zu haben. Wenn ich künftig — so schloß sie ihre Rede — dem Allmächtigen meinen Dank für dieses Wiederfinden aussprechen werde, so will ich jederzeit in diesem Gebet auch Ihre Namen dankbar ihm empfehlen, der mich durch Ihre Hand so reich beschenkt hat.

Datura — so werden wir fortan die Künstlerin nennen — nahm mit elegisch gedämpften glücklichen Mienen, welche ihr außerordentlich gut kleideten, die Gratulationen der Versammelten an, und als der Marquis ihr von der Fürstin vorgestellt wurde, beantwortete sie dessen ihr mit Gewandtheit dargebrachte

Huldigung mit der freundlichen Würde einer geborenen Prinzessin. Der Marquis schien entzückt und wendete sich zu der Fürstin mit den leise, aber doch so, daß jeder sie hören konnte, gesprochenen Worten: O Princesse, que vous êtes heureuse, d'avoir trouvé une telle fille!

Die Fürstin antwortete ihm lächelnd ganz laut: Und ich gebe Ihren Glückwunsch zurück, lieber Marquis, denn ich darf Sie wol glücklich preisen, eine solche Braut gefunden zu haben.

Sie entzücken mich! rief der Marquis, indem er Datura's Hand ergriff und zärtlich an seine Lippen drückte.

Ja, meine lieben Damen, mein lieber Graf, sagte die Fürstin, das ist schon abgemacht: Sie sehen hier ein glückliches Brautpaar!

Abermalige Glückwünsche von seiten der Hausbewohner, denen zu Muthe war, als lebten sie in Tausendundeine Nacht. Die Fürstin gab unaufgefordert den Damen gesprächsweise einige Erklärungen, während der Graf sich mit Datura unterhielt und ihr unter anderm sagte: ich hoffe, Sie werden als Princesse und künftig Madame la Marquise dieselbe hohe Künstlerin bleiben, die wir, abgesehen von allem Range und sonstigen Weltverhältnissen, in Ihnen bewundern und verehren müssen.

Ja, das will ich! rief die Sängerin feurig, aber sogleich sich mäßigend, fügte sie, sanft zum dabeistehenden Marquis sich wendend, hinzu: wenigstens so weit, als mein künftiger Gemahl das erlauben wird.

O Madame, Sie werden stets sich selbst und mich dazu regieren! rief der galante Marquis mit einer Verbeugung.

Datura dankte ihm mit einem verbindlichen Lächeln und bat den Grafen, ob er vielleicht so gut sein wolle, Ihrer Mutter den jungen Herrn Morgenroth vorzustellen, dem sie selbst ja die Erhaltung ihres Lebens danke. Der Graf drückte ihr die Hand, indem er sagte, daß er selbst schon daran gedacht, ihr aber nicht habe vorgreifen wollen, und schickte seinen Konrad ab, um Felix herzubitten.

Der junge Mann hatte soeben seine Briefe beendet und hörte mit Erstaunen, welche Verhältnisse durch den fremden Besuch sich entwickelt hätten. Die Fürstin dankte ihm mit sehr verbindlichen Worten, die zwar anfangs etwas kalt klangen, aber immer wärmer wurden, je länger sie den vor ihr stehenden jungen Mann von Kopf bis zur Zeh mit ihren brennenden Augen musterte. Felix fühlte sich davon fast schon unangenehm berührt, als endlich der Marquis ihn von dem weitern Anhören der fürstlichen Lobeserhebungen er-

löste, indem er seine Hand nahm und, ihn zu Datura führend, sagte: ich glaube, meinen Dank Ihnen nicht besser ausdrücken zu können, als indem ich meine Braut bitte, Ihnen den Lohn zu geben, den ein frommer Ritter für treuen Dienst verdient. O wenn Sie vielleicht die Güte hätten, Madame, diesen jungen Herrn zu umarmen! *)

Felix war schon unter dem Lobe der Fürstin sehr roth geworden, konnte also nicht mehr stärker erröthen, als seine Fassung auf diese harte Probe gestellt wurde. Aber er bestand sie, küßte Datura's dargereichte Hand und fühlte ihren Mund auf seiner Stirn, ohne weiter von dem elektrischen Schlage verwirrt zu werden, der bei dieser Berührung seinen ganzen Körper durchglühte. Nach vollendetem „Embrassement" konnte er sich übrigens auch wieder bescheiden zurückziehen und sich den Knaben widmen, die seiner schon mit Sehnsucht harrten; das war ihm eine sehr angenehme Ableitung für die Verlegenheit und Aufregung, in welche ihn die Scene der Danksagungen versetzt hatte. Bald kam die Meldung, daß angerichtet sei, worauf der Graf seinen Arm der Fürstin bot, der Marquis den rechten

*) Man denke sich die Unterhaltung französisch geführt, so werden „frommer Ritter" (preux chevalier) und „umarmen" (embrasser) weniger komisch erscheinen.

der Gräfin und den linken Fräulein Sylvia, wobei er einen auffordernden Blick von Felix zu seiner Braut hingleiten ließ, sodaß unserm jungen Freunde nichts übrig blieb, als Datura zur Tafel zu führen; nicht ohne ein sinnliches Beben fühlte er ihren Arm an dem seinigen, ihren Athem seine Wange streichen; aber unmuthig biß er die Zähne zusammen und unterdrückte die gefährlichen Gedanken, indem er mit aller Seelenkraft Maria's Bild herbeirief. Als man sich zu Tische setzte — es war ein runder Tisch — ordnete die Gräfin folgendermaßen: Die Fürstin, der Graf, Datura, der Marquis, die Gräfin, Konrad, Hubert, Fräulein Sylvia, Felix, sodaß der letztere wieder neben der Fürstin seinen Platz erhielt, womit er sehr zufrieden war, denn er fürchtete sich vor Datura's unmittelbarer Nähe. Die Unterhaltung wurde französisch und zwar hauptsächlich von der Fürstin und dem Marquis geführt, welcher letztere es vorzüglich gut verstand, durch witzige, wenn auch meist etwas frivole Einfälle und Anekdoten die Genüsse des vortrefflich bereiteten Diner, dem er mit Wort und That alle Ehre erwies, bedeutend zu erhöhen. Auch der Fürstin mundete alles sehr gut und sie zeigte sich als eine feine Kennerin der Speisen sowol als der Weine, hielt auch in Bezug auf die letztern ganz gleichen Schritt mit den Männern.

Dabei sprach sie mit Felix viel über Musik und gab ihm eine ziemlich genaue Bekanntschaft mit den besten Compositionen kund; die Mozart'schen Opern seien ja in ihrer Jugendzeit eben neu gewesen, sagte sie, und man habe sie früher gern aus denselben singen hören. O, meinte der Marquis, wenn die Fürstin singen wollte, sie würde noch heute jeden von uns entzücken!

Lassen wir das! rief die Fürstin lachend; jetzt singt meine Tochter an meiner Stelle. Und nahe sich zu Felix wendend, fügte sie leise lächelnd hinzu: Nicht wahr, ich bin zum Singen beinahe zu alt?

Felix wußte nicht, was er antworten sollte, besonders, da er gleichzeitig den Fuß der Dame auf seinen Zehen fühlte. Er verstand dieses Zeichen gar nicht, sondern sagte mit einer Verbeugung: Vergebung, Madame, wenn ich Sie berührte! indem er zugleich seinen Fuß fortzog. Die Fürstin machte lächelnd ein Zeichen, daß es nichts zu bedeuten habe, drückte aber zugleich ein Knie innig an das ihres jungen Nachbars, worauf dieser denn doch zu merken begann, welch eine Art von Frauen er zur Seite habe. Innerlich entrüstet blickte er auf und begegnete den Augen Datura's, die glühend auf ihn geheftet waren, sodaß er erröthete und sich mit einer unbedeutenden Frage an seine andere Nachbarin, Fräulein Sylvia, wendete, mit welcher

er, auch die Knaben hineinziehend, ein langes Gespräch begann, ohne sich um die Fürstin und ihre Avancen weiter zu kümmern. Das war also Datura's wirkliche Mutter? Der Abscheu, mit welchem der alten Dame Benehmen ihn erfüllte, drängte einen tiefen Seufzer des Mitleids von seinem Herzen um ihre Tochter, das arme Geschöpf, das ihm einst als ein Wunderwerk der Schöpfung erschienen war und noch immer aufs innigste seine Theilnahme erregte, obwol er jetzt das Brandmal der Schande an ihrem schönen Leibe sah; das Grauen vor der Mutter verstärkte sein Mitleid um die Tochter, und die letztere wurde ihm dadurch wieder noch gefährlicher. Wilde Gedanken durchschwärmten sein Haupt, während er mit Fräulein Sylvia und den Knaben sehr harmlose Gegenstände besprach und es nicht bemerkte, daß der mit Champagner um den Tisch gehende Diener sehr oft sein Glas zu füllen hatte. Doch fürchten Sie keine Unschicklichkeit, meine schönen Leserinnen; Sie wissen ja, daß der junge Mann sehr vielen Wein, ohne trunken zu werden, genießen kann.

Die Fürstin war gegen das Ende der Tafel weniger gesprächig, gähnte zuweilen und blickte endlich die Frau vom Hause fragend an, worauf diese letztere sich erhob und dadurch das Zeichen zum Aufbruch nach dem an-

dern Zimmer gab; Felix führte Fräulein Sylvia dahin zurück, während der Marquis seinen beiden Nachbarinnen die Arme bot. Sobald der Kaffee getrunken war und die Gesellschaft sich ein wenig auflöste, stürmte Felix hinaus ins Freie und rannte durch den Park fort in den benachbarten Wald. Als er schon fast eine halbe Meile vom Schlosse war, hörte er hinter sich rufen. Anfangs glaubte er, es wären ihm die beiden Knaben nachgeeilt, und obwol deren Gesellschaft jetzt gerade mehr Störendes als Reizendes für ihn hatte, so hielt er doch an und wandte sich um; da sah er einen Mann in Jägerlivree auf sich zueilen und erkannte bald den mit dem Marquis als dessen Diener angekommenen Raudon-Krutinnus. O wie beruhigend wirkte dessen Erscheinung auf seine aufgeregte Phantasie! Der Mann hatte ja in der Nähe von Waldhausen gelebt und mußte wissen, wie es dort stand, hatte vielleicht vor kurzem Maria selbst gesehen, den alten Freiherrn gewiß, und nach dem durfte er, Felix, ohne Rücksichten fragen; kurz, er ging dem laufend ankommenden Litauer mit freudiger Eile entgegen und schüttelte ihm herzlich die Hand; Raudon aber küßte ihm Hand und Aermel mit abgenommener Mütze und sagte auf litauisch: Schütze dich Gott, gnädiger junger Herr! mache du schnell, daß du nach

Waldhausen kommst, das einmal dir gehören wird, sobald der große Herr es dir gibt; denn das will er.

Felix starrte den fast noch athemlosen Sprecher an. Bist du nicht gescheidt, Raudon? rief er fragend.

Ganz gescheidt! unterbrach ihn der Litauer, aber wahrhaftig, du mußt mich nicht Raudon nennen, denn ich heiße jetzt Adoms Adomaitis und bin derselbe Adoms, der einst bei deinem frühern Herrn Ohm, dem Oberförster, als Pferdeknecht gedient hat. Als solchen kannst du mich hier immerhin erkennen, aber als Raudon-Krutinnus bei Leibe nicht.

Und weshalb hast du dich so verkleidet?

Ach, das ist eine verfluchte Geschichte! — Es war nicht lange nach deiner Abreise, junger Herr, daß wir mit russischen Grenzsoldaten zusammentrafen; unsere Packträger mußten rückwärts laufen, wir konnten sie nicht verfolgen lassen und blieben an dem Paß durchs Bärenbruch vier zurück gegen zwanzig; da ging's nicht ohne Schießen, und ich hab' in jener Nacht bei hellem Mondschein manch' schönes Doublett geschossen mit meinen beiden Kuchenreutern, die ich bei mir hatte; Krieg ist Krieg! aber ich will doch mein Leben lang daran denken. Na! sie mußten uns zuletzt in Ruhe abziehen lassen und wir kamen glücklich über die Grenze, aber die Sache machte auch bei uns Spectakel und

die Halunken hatten mich erkannt, weil wir nahe genug zusammengekommen waren, und ich wurde als Mörder requirirt, wovon ich doch noch zu rechter Zeit Wind bekam, sodaß ich verschwinden konnte. Bei einem guten Freunde dort in der Stadt, die du auch kennst, lag ich ziemlich sicher, aber ich dachte doch: besser ist besser! Und als drum der Herr Marquis durch die Stadt kam und einen Kammerdieuer suchte, der deutsch und russisch, womöglich auch litauisch und lettisch sprechen können mußte, so stellte mich der Miethsvater ihm als Adoms Adomaitis vor, und er war froh, einen solchen Kerl mit sich nehmen zu können.

Aber fürchtetest du denn nicht, auf der Grenze erkannt zu werden?

Sieh mich einmal an, junger Herr!

Felix that das und war wirklich erstaunt, ein ihm ganz fremdes Gesicht vor sich zu sehen; der Litauer hatte durch eine ganz natürlich erscheinende Verzerrung der Mienen sein Aussehen so auffallend verändert, daß man durch das Bild, welches er jetzt mit dem Barte gab, durchaus nicht an sein früheres bartloses Antlitz erinnert wurde.

Wunderst du dich, Herr, daß ich so, ohne erkannt zu werden, über die Grenze gekommen bin? Der Bediente eines vornehmen fremden Herrn, der die Trink-

gelder an die Grenzofficianten zu geben hat, muß dem Raudon-Krutinnus weit mehr ähnlich sehen als ich jetzt, wenn er von den schurkischen Halunken für ihn angesehen werden soll. Daß du, junger Herr, mich so bald erkannt hast, darf dich nicht in Erstaunen setzen, denn ich zeigte dir ja mein altes Gesicht, als du dich darüber wundertest, daß ich den Finger auf den Mund legte. Aber was red' ich denn so viel von mir! ich muß dir ja von Waldhausen erzählen.

Nun ja, sage mir schnell, wie geht es dem Herrn Baron und allen den verehrten Damen und Herren dort?

Soviel ich weiß, sind sie alle wohl und munter, dein Herr Ohm und die gnädige Frau Großmama und alle die schönen Fräulein, deine Muhmen und auch der Herr Lieutenant; auch war jetzt der Herr aus Birkennikken da, der Sohn des alten Herrn, und auch dessen Sohn, der Junker Pold und der Junker Fritz, der Bruder vom Herrn Lieutenant; und sie alle, sie warten nur, daß du kommen sollst, und sie würden selbst kommen, dich zu holen, wenn sie wüßten, wo sie dich finden könnten; denn sie haben es herausgebracht, daß du nicht der Sohn bist vom Cantor Morgenroth — ja der ist auch in Waldhausen —

Und wessen denn? rief Felix aufgeregt, nachdem er bisher den Litauer lautlos angestarrt hatte.

Herr, du bist der Sohn des seligen Herrn Rittmeisters und der eigentliche Erbherr von Waldhausen, und sie alle sind erpicht darauf, besonders der große Herr und sein Sohn, dich in dein Recht einzusetzen. Da schlag' der Donner drein, wenn das nicht brave Herren sind! Andere würden sich nicht so gewaltig sputen, solche Güter, wie die waldhausenschen, einem andern abzugeben.

Felix war über sein ihm mitgetheiltes Glück fast mehr bestürzt als erfreut, und wollte kaum daran glauben, bis der Litauer ihm genauen Bericht darüber abstattete, wie er selbst von dem Freiherrn von Rudau zur Ermittelung der Umstände, die seiner, des Felix, Geburt vorausgegangen, gebraucht worden sei und wie auch der Freiherr selbst ihm das aus den Berichten des Cantors und des alten Schwendberg hervorgehende Resultat mitgetheilt habe. Nach diesen Erklärungen, die einige Zeit fortgenommen hatten, mußte aber der Litauer zum Schlosse zurückeilen, weil seine Herrschaft ihn dort vermissen könne. Aber ich hoffe, rief er zum Schluß, wenn es auch schon der Fall gewesen sein sollte, so wird mein Herr Marquis heute guter Laune sein, da er, wie ich höre, hier auf dem Schlosse eine Braut gefunden hat.

Ja, eine Braut, die du kennst, sagte Felix, denn

der Litauer hatte ihm damals, als er ihn zu seinem Oheim nach Birkenhorst brachte, unterwegs von seinen Abenteuern mit der Sängerin erzählt, wenn auch allerdings nicht von allen.

Die ich kenne? fragte Raudon erstaunt.

Es ist dieselbe Sängerin, die du damals nach der Baierburg geführt hast, sagte Felix.

Diese Sängerin? ja, ich wußt' es wohl, daß sie eine Zauberin war! Gott steh' mir bei! vor der werd' ich mich nicht verbergen können! Da werd' ich ausreißen müssen!

Nach einer Weile angestrengten Nachsinnens fuhr er fort: Aber versuchen muß ich's doch! Dank dir, junger Herr, daß du mir davon gesagt hast; hätt' ich sie unvorbereitet gesehen, so könnte wol etwas Dummes für mich dabei herausgekommen sein. Mit Gott, junger Herr!

Nachdem er unserm Felix noch einmal Hand und Rock geküßt, sprang er fort und verschwand bald im Gebüsch, während Felix mit seinen Gedanken allein blieb. Da er mit ihnen vollauf zu thun hat, wollen auch wir, geliebter Leser, ihn denselben ein wenig überlassen.

XIX.

Felix also blieb allein und verlor sich, nur von seinen vielgestaltigen Gedankenbildern begleitet, immer tiefer in den Wald. Da schwebten sie um ihn her, der alte wackere Freiherr von Rudau mit all' den Seinen, unter denen die holde Maria, und sie sahen ihn an mit ernst freundlichen Gesichtern, als wollten sie sagen: komm, komm zu uns und sei der Unsere; wir werden dir all' das Unsere geben, denn du bist der, dem unser weltlich Gut gebührt und rechtlich zugehört. — Aber ich will es euch nicht nehmen! schrie Felix; laßt mich den Euern sein mit Leib und Seele — o das macht mich ja so unendlich glücklich, und meinen lieben alten Vater verliere ich darum nicht, denn er ist ja eurer werth und ihr seiner! — aber euch berauben dessen, was ihr mit so edelm Sinne genießet, mit so großer Menschenfreundlichkeit mittheilt, das kann ich nicht, das ist wider mein Gefühl, ja wider meine Ehre! —

O Maria, wie dank' ich's dem Himmel, daß eine Schranke zwischen uns gefallen ist, die fast unübersteiglich schien, daß ich dir gleich sein soll an Rang und Geburt, daß ich nun mit dreister Stirn um dich werben darf! — Aber ich darf ja doch nicht zu dir, wenn ich deshalb die Deinen verdrängen soll — drum muß ich ja vor euch fliehen, ihr Lieben, du Allerliebste, vor euch allen mich verbergen muß ich — o, ich werde ja nur elend werden durch mein Glück, wenn ihr nicht nachgiebiger seid, als ich es sein kann! — Von den Rechten, die ihr mir geben wollt, kann ich nur eines brauchen, das Recht, euern Namen zu tragen, euer Vetter zu sein! Alles übrige weltliche Gut sollt ihr für euch behalten; ich will kein Eindringling sein, der euch von euern Plätzen vertreibt — pfui! das wäre ein schlechter Dank für die Wohlthaten, die ihr mir erwieset!

So innerlich mit sich selbst redend, lief Felix immer im Walde weiter fort, ohne im mindesten auf seinen Weg zu achten; einen wirklichen angetretenen Weg verfolgte er schon lange nicht mehr, denn er war nur immer geradeaus — wie's ihm schien — über Wiesen (die man hier Heuschläge nannte) und sonstige Lichtungen im Walde fortgeschritten, bergauf, bergab, wie's der trockene Boden erlaubte, bis er jetzt im

Weitereilen durch einen Bach mit sumpfigen Ufern aufgehalten wurde, welcher in einer unbedeutenden, mit Gesträuch bewachsenen Terrainvertiefung hinschlich. Da war, ohne die Kleider sehr zu beschmuzen, nicht durchzukommen, und Felix, der noch vom Mittagsessen her in seinem besten Anzuge war, wurde nun endlich daran erinnert, daß er nicht wisse, wo er hingerathen sei. Sorglos wendete er sich rückwärts und rannte einen mit lichtstehenden Kiefern besetzten Heidehügel hinauf, von welchem, wie er hoffte, das Schloß Bangaidonen zu sehen sein würde. Das war nun freilich nicht der Fall, wohl aber gewann er den Blick auf ein ganz eigenthümliches Landschaftsbild. Der Hügel, welchen er erklimmt hatte, ragte nämlich gleichsam als ein Vorgebirge in ein weites, weites Moor hinaus, welches sich in fast unabsehbarer Ausdehnung zwischen den es umgebenden Wäldern hinstreckte, ohne auf der einen Seite am Horizonte anscheinend sein Ende zu erreichen. Diese weite Einöde war größtentheils mit rothem Heidekraut bewachsen, zwischen welchem nur hier und da grünlich braune Flecken den nackten Moorboden andeuteten, während andere Stellen mit zwerghaftem Kiefern- oder Birkendickicht bedeckt waren. Was mußte hier für prächtige Birkhühnerjagd sein! Dieser Gedanke durchkreuzte erfrischend die bis-

herigen halb wonnetrunkenen, halb verzweifelnden Grübeleien des jungen Jägers. Und nun hörte er in seinem Rücken den Boden dumpf dröhnen, wie von dem Trabe eines schwerfälligen Gauls; er wendete rasch den Blick nach diesem Geräusch und sah einen mächtigen Elchhirsch mit breitem Schaufelgeweih in schläfrigem Trabe über den Rücken des Hügels ziehen; das große schwärzliche Haupt mit dem langen Barte unter dem Kinn war träumerisch von dem sieben Fuß hohen ganz schwarzen borstigen Widerrist gegen den Boden hin vorgestreckt, und die langen, langen weißen Beine tappten plump, fast schlaff, und doch leicht und weich über den Heideboden. Da stieß Felix einen freudigen Jagdruf aus und das mächtige Thier hielt einen Moment an, sein gekröntes Haupt zum Lauschen aufhebend, dann aber setzte es in Sprüngen aus, wie Felix sie so lang noch nie im Leben gesehen zu haben meinte, bis es zuletzt wieder in einen langgestreckten Trab zurückfiel, der es ungemein schnell über die Heidefläche in das Uferdickicht des Morastes verschwinden ließ. Das war also der echte Sohn und Urbewohner dieser Wildniß! Felix mußte sich eingestehen, daß Gegend und Geschöpf herrlich zueinander stimmten; beide hatten etwas gutmüthig Ungeheuerliches, plump Mächtiges, nordisch urweltlich Märchenhaftes, und für

unsern jungen Freund vor allem das Verdienst, ihn von sein'em unfruchtbaren Weiterträumen abzuziehen. Er ging nun mit sich ernsthaft darüber zu Rathe, welchen Weg er einschlagen müsse, um möglichst bald nach dem Schlosse zurückzugelangen, da er nicht wünschte, daß man ihn daselbst vermissen möge. Von seinem Hügel die Gegend nach allen Seiten überblickend, bemerkte er am andern Ende des, wie wir wissen nur dünn mit Kiefern bewachsenen Bergrückens, auf dessen höchster Spitze er stand, einen sandigen Weg, und sein von Jugend auf durch die Jägerei geübter Ortsinn zeigte ihm richtig an, nach welcher Seite er denselben verfolgen müsse, um nach Bangaidonen zu kommen. Nach einer Stunde angestrengten Fortgehens kam er wirklich zu der Stelle, an welcher er sich von Raudon-Krutinnus getrennt hatte, und als er endlich aus dem Walde trat, lag das von der untergehenden Sonne prächtig beleuchtete Schloß vor seinen Augen; in grünem Golde, an den Spitzen fast röthlich scheinend, umglühten dasselbe die gewaltigen Eichen und Ulmen des Parks, und der stille Spiegel des schon im Schatten ruhenden Weihers blinkte wie eine glatte Silberplatte, vertraulich weich zum Bade ladend, aus den Tiefen hervor. Felix konnte sehen, daß die Gesellschaft auf dem großen Balcon, der nach

dem Blumengarten, Weiher und Park hinsah, versammelt war, und eilte, nachdem er seinen Anzug ein wenig geordnet hatte, sich bei derselben einzufinden. Die Knaben nahmen ihn sogleich in Beschlag, bestürmten ihn mit Fragen, wo er solange versteckt gewesen sei, und baten ihn dringend, er möge mit ihnen zum Baden gehen, welcher Wunsch unserm jungen Freunde nach seinem heißen Gange allerdings sehr angenehm entgegenkam. An einem stillen, von Laubholz und Uferhöhen rings umschlossenen Wiesenplätzchen im Park war eine gute Badestelle in dem dem Weiher zufließenden tiefen und breiten Bache; o wie fühlte Felix sich gekühlt und erquickt in der klaren weichen Flut, wie jubelnd umsprangen ihn seine beiden jungen Gefährten! Ihm ward so ruhig und erlöst von den Sorgen und innerlichen Stürmen des Tages zu Muthe, und es kam ihm der Gedanke, ob er nicht seine Fahrt nach Lübeck vorläufig aufgeben und den Grafen bitten solle, hier am Orte eine Botschaft von den Rudaus abwarten zu dürfen. In heiterer klarer Stimmung kehrte er mit den Knaben nach dem Schlosse zurück, woselbst man bereits den Thee zu nehmen angefangen hatte. Nach demselben sang Datura noch einige Lieder und Arien mit Felix' Begleitung, und zum Schlusse mußte der letztere auf die Aufforderung der Sängerin

wieder eine Beethoven-Sonate spielen; er wählte die zweisätzige in E-Moll, welche mit dem sanften Zuge ihres zweiten Satzes allgemeinen Beifall fand. Datura war den Abend über mild und anständig freundlich gegen ihn und die alte Fürstin schien keine Notiz weiter von ihm zu nehmen; was konnte ihm angenehmer sein? Der Marquis sagte ihm höfliche Schmeicheleien über sein schönes Spiel, der Graf drückte ihm herzlich die Hand und die Damen des Hauses behandelten ihn zutraulich wie einen jungen Verwandten. So ging er in höchst beruhigter sanfter Stimmung nach seinem Zimmer, erschrak aber fast, als er auf dem Corridor vor seiner Thür weibliche Stimmen italienisch sprechen hörte. Deutlich vernahm er die Stimme der Fürstin, welche sagte: Hier also schläft der hübsche dumme Junge? Das darauffolgende Lachen mit einem höhnisch bittern Anklange, als Felix instinctartig laut seine Thür verschloß, schien ihm von Datura herzurühren. Müde, wie er war, ging er schnell zu Bette und entschlief bald nach einem kurzen, aber innigen Gebet für Maria's, seiner andern Lieben und sein eigenes Wohl. Nach einigen Stunden tiefen festen Schlafs erwachte er durch ein leises Klopfen an seiner Thür und rief laut: wer ist da? — Mach' leise auf, junger Herr! klang es in litauischer Sprache

behutsam durchs Schlüsselloch. Felix sprang auf, öffnete die Thür, und Raudon-Krutinnus stand vor ihm; es mochte ungefähr zwei Uhr morgens sein und man konnte bei der nördlichen frühen Dämmerung die Gegenstände im Zimmer schon unterscheiden. Lege dich wieder ins Bett, junger Herr, begann der Litauer, ich will dir etwas erzählen, denn ich habe noch eine Stunde Zeit, bis ich meinen Herrn wecken muß.

So früh? fragte Felix, sich die Augen reibend und wieder ins Bett gehend.

Ja, denn wir wollen in aller Frühe, ehe jemand im Schlosse aufsteht, mit polnischem Abschied uns auf den Weg machen.

Wer denn alles? auch die Damen?

Ja wohl! Wundere dich nicht darüber, junger Herr; denn das Komödienspielen hier im Schlosse ist meinen Herrschaften sehr unbequem. Die alte Fürstin und der Herr Marquis sind anderwärts ganz andere Leute, als sie hier vorstellen müssen, und die neue Prinzessin wol auch. Noch gestern abends haben sie alle drei zusammen beschlossen, daß sie sich vor Tage aus dem Staube machen wollen, und ich habe die Postpferde, welche noch hier ausruhten, zu drei Uhr bestellen müssen, ohne daß einer von der hiesigen Dienerschaft etwas davon erfahren durfte. Aber die

Harfendame hat mich doch gleich erkannt, junger Herr! sie ist eine Zauberin.

Und fürchtest du dich denn nicht, weiter mitzureisen?

Nein, denn sie ließ die andern nichts merken, kam mir aber, als ich von dem Herrn Marquis abgefertigt war, auf dem Gang nach und rief mich leise bei meinem wirklichen Namen. Da umfaßte ich ihre Knie und flehte sie an, mich nicht zu verrathen; sie versprach mir das, wenn ich ihr treu und verschwiegen stets zu Diensten sein wolle, und ich glaube, daß ich ihr trauen darf, denn sie hat eigentlich ein ehrliches Herz; aber die andern beiden sind falsche Teufel, ja, falsch wie Galgenholz! — vielleicht kann ich ihr gegen deren Bosheiten beistehen.

Was weißt du denn Schlimmes von der alten Fürstin und deinem Herrn?

Genug, daß mir vor ihnen graut! und es graut mir doch nicht so leicht vor einem Menschen! Aber ich denke, die schöne Zauberin wird mächtig über alle beide sein, wenn ich ihr beistehe.

Die schöne Zauberin? mir scheint, sie hat dich selbst bezaubert.

Kann sein! sagte der Litauer, nachdem er einen Moment vor sich hin gebrütet hatte; dann fuhr er mit einer Art Stolz fort: aber auch ich bin ein Stück

Zauberer! wenigstens gelte ich dafür bei allen Litauern, die in den Grenzlanden wohnen, und bei den russischen Grenzsoldaten erst recht; nur die preußischen Gensdarmen wollen noch nicht an meine Künste glauben, aber ich meine, auch die werde ich noch mit der Zeit bekehren. Nun, junger Herr, das alles geht dich ja nichts an und deinetwegen bin ich doch zu dir gekommen; denn ich will dich bitten, du sollst sogleich an meinen großen Herrn nach Waldhausen schreiben, daß du hier bist, und daß du hier bleiben willst, bis du Antwort von ihm hast; möchtest du das thun, lieber junger Herr!

Felix blickte aus seinem Bette verwundert auf den Litauer, der die letzten Worte im Tone der innigsten Bitte gesprochen hatte. Was kann dir denn soviel daran gelegen sein? fragte er.

Nun, erwiderte der Litauer, einmal habe ich gesehen, wie mein großer Herr sich danach gesehnt hat, dich jetzt bald in seiner Nähe zu haben; er meint es ehrlich mit dir, junger Herr! — Und dann, nun ja, ich möchte dir auch gern einen guten Dienst thun, und ich meine, du würdest dich, wenn du einmal Herr von Waldhausen bist, dann um so eher meiner armen Aghe und des kleinen Jonuk's annehmen wollen, die ich dort allein habe zurücklassen müssen — Gott

weiß, ob ich noch einmal selbst wieder werde nach meinem lieben Hause im Birkenwalde heimkehren können! — denn jetzt bin ich dem Teufel verfallen und muß ihm dienen, weil ich einmal Handgeld von ihm genommen habe! —

Der Litauer stieß einen finstern Seufzer aus und schüttelte sich die vorhergehende Rührung ab, dann fragte er mit leisem, aber festem Tone: Nun, junger Herr, willst du mir versprechen, an meinen großen Herrn zu schreiben und seine Antwort abzuwarten, ehe du in die weite Welt gehst?

Ich habe selbst schon gestern daran gedacht, das zu thun, antwortete Felix, und wenn es dir lieb ist, so will ich dir gern versprechen, noch einige Zeit hier zu bleiben, bis ich Antwort von Waldhausen haben kann.

So segne dich der liebe Herrgott, mein guter junger Herr! Die Antwort wird gewiß bald kommen, aber ein vier bis sechs Wochen mußt du doch darauf warten, denn wer weiß, was für Teufeleien hier auf den Posten vorkommen können; und zur Sicherheit will ich selbst auch noch Nachricht von dir nach Waldhausen besorgen lassen, wenn dein Brief nicht richtig dort ankommen sollte. In Riga werde ich wol einen Bekannten finden, der das bestellen kann; ich und meine

Handelsfreunde, wir haben sicherere Posten als der Kaiser von Rußland. Nun mit Gott, mein lieber guter junger Herr!

Und der Litauer ergriff des jungen Mannes Hand, um mehrere heiße Küsse daraufzudrücken, welche durch ein herzliches Umarmen und gute Wünsche für Reise und Heimkehr erwidert wurden; dann verließ er still das Zimmer, hatte aber Felix' Ruhe mitgenommen. Derselbe konnte es nicht länger in seinem Bette aushalten; er stand auf, legte einige Kleidungsstücke an und öffnete sein Fenster, welches auf den innern Schloßhof ging. Da sah er denn nach einiger Zeit das Gepäck der Abreisenden von Raudon und der Fürstin Kammerfrau hinabtragen; endlich folgten auch die beiden Damen mit dem Marquis, welche alle drei so geräuschlos als möglich die Treppe hinunterstiegen und durch das Schloßthor verschwanden, wie flüchtige Diebe. Sie mochten wol am Stalle in ihren Wagen gestiegen sein, denn Felix hörte denselben nach kurzer Zeit ohne Glockengeläut fortrollen. Er stieg nun selbst in den Schloßhof hinab, woselbst er einige schon wache Dienstboten fand, welche einander freudig die erhaltenen Trinkgelder zeigten, dennoch aber ihre Verwunderung darüber aussprachen, daß die Fremden so heimlich abgezogen seien wie die Katze vom Taubenschlag.

Der alte Thorwächter zeigte einen Brief vor, den er von dem Marquis erhalten hatte, um ihn an den Grafen abzugeben. Felix lief nun hinaus vor das Thor nach einem Hügel im Park, von wo aus er eine weite Aussicht auf die Landstraße hatte, welche die Abgereisten einschlagen mußten. Da sah er dann noch eine Weile dem schnell enteilenden Wagen nach, indem er dachte: Lebe wohl, du wunderbares unheimliches Weib! möchte ich fernerhin nur Gutes von dir zu hören, nie aber dich wiederzusehen bekommen! Verhüte der gnädige Gott, daß unsere Lebensbahnen je wieder einander kreuzen sollten! Und doch werde ich ewig dein gedenken müssen, denn nie kann der dich vergessen, der einmal wähnte dich zu lieben! Aber es war nur ein Wahn, der bald verschwand, wie ein Nordlicht am Morgenhimmel vor der aufgehenden Sonne.

Und Felix stand auf dem Hügel und blickte dem Wagen nach, bis er im Walde verschwand, dann erwartete er noch den Aufgang der Sonne, und erst als dieselbe in voller Klarheit erschienen war und nachdem er ihr tausend innige Grüße an Maria, welche sie heute später als er sehen würde, mitgegeben hatte, kehrte er nach dem Schlosse zurück, um die verlorene Nachtruhe noch ein wenig nachzuholen. Einem gesunden

Jüngling, mag er auch ein sehr lichterloh brennender Liebhaber sein, pflegt das meistentheils recht gut zu gelingen.

Als die Herrschaften des Hauses die Nachricht erhielten, daß ihre Gäste sich in der Nacht aus dem Staube gemacht hätten, waren sie nicht wenig verwundert und auch halb gekränkt, da der Brief des Marquis an den Grafen nur sehr oberflächliche Entschuldigungen enthielt, mochten dieselben immerhin mit den blumenreichsten Danksagungen verziert sein.

Wie gut ist es nun, bemerkte die Gräfin, daß wir unsere beabsichtigten Einladungen für heute nicht abschickten, als die Fürstin eingetroffen war, weil wir glaubten, dieselbe würde ihre wiedergefundene Tochter in den ersten Tagen lieber allein genießen.

Das scheint auch wirklich der Fall zu sein, bemerkte Fräulein Sylvia, und zwar mit der Verstärkung, daß sie ihr Familienglück auch mit uns nicht einmal theilen wollte.

Eben trat Felix, einen guten Morgen wünschend, in das Frühstückszimmer, wo die Familie versammelt war. Nun Gott sei Dank, rief der Graf, als er ihm die Hand entgegenreichte, daß wir doch noch einen Gast wenigstens behalten haben, und zwar — er begleitete die Rede mit einem herzlichen Händedruck —

den liebsten. Denn aufrichtig muß ich gestehen, daß unser anderer Besuch, die mächtige Künstlerin selbst nicht ausgenommen, mir fast ein wenig spukhaftes Grauen einflößte.

Sie nehmen mir das Wort aus dem Munde, bemerkte Fräulein Sylvia; diese aus dem Wasser gezogene Sirene nebst dem so unerwartet über sie herfallenden und Beschlag auf sie legenden Paare von Mutter und Bräutigam, das hat etwas barock Märchenhaftes; man würde es für schlecht erfunden halten, wenn man es in einem Roman gelesen und nicht wirklich erlebt hätte.

Ja, und besonders, daß die Alte von einem Traume hergeführt worden sein will, erwiderte der Graf; wer würde das einem Romanschreiber glauben?

Das weiß ich doch nicht, sagte die Gräfin; es ist mir selbst schon in der Wirklichkeit vorgekommen, daß ich durch einen Traum eine verlorene Schere wiedergefunden habe, warum sollte die Fürstin nicht ihre Tochter durch einen Traum wiederfinden?

Man lachte. Nein, fing der Graf wieder an, daß die Fürstin einen ordentlichen, unschuldigen Traum gehabt hat, wie du von der Schere, das glaube ich auf keinen Fall; ich bin vielmehr überzeugt, daß sie einen höllischen Geist zum Galan sich erkor, der ihr

allenfalls auch Nachricht von ihrer Tochter gebracht haben mag. Sah sie nicht wahrhaftig aus wie eine böse Zauberin, eine alte Medea; ja, man wird sie für eine rechte Hexe halten können, wenn ihr üppiger Leib nur erst noch etwas mehr verwittert sein wird. Solche Personen haben keine Träume, welche bekanntlich von Gott kommen, wol aber verborgene Wissenschaft durch die Macht des Teufels, und ich möchte daher wetten, daß sie, was den Traum betrifft, uns ganz abscheulich belogen und sich mit fremden unschuldigen Federn geschmückt hat. Der Traum war offenbar nur ein Vorhang, um ihr verruchtes Zauberwissen dahinter zu verbergen.

Nun, lachte die Gräfin, wenn das ist, so wollen wir Gott danken, daß so gefährliche Personen uns so schnell wieder verlassen haben, denn war die Fürstin eine Zauberin, so war der Marquis wenigstens ein Hexenmeister, da seine Verstellungskunst die der alten Dame noch bei weitem übertraf. Eins ist mir doch aber merkwürdig: wie wir nämlich jetzt, nachdem sie fort sind, gleich so schlimm über diese Leute herziehen können, die uns doch gestern, als sie bei uns waren, recht gut gefielen.

Mich ärgert es aufs äußerste, sagte der Graf, und ich finde es höchst impertinent von ihnen, daß

sie die herrliche Sängerin, welche uns doch den heutigen Tag noch zugesagt hatte, so schnell entführten.

Aha, neckte Fräulein Sylvia, daher also der Zorn? Ich aber muß aufrichtig bekennen, daß ich gerade diese herrliche Sängerin selbst für die allergefährlichste Zauberin halte, für eine tückische Loreley, die uns vielleicht noch gar unsern lieben Hausherrn aus dem sichern Fahrwasser unsers täglichen Lebens in die gefährlichsten Strudel gezogen haben würde, wenn sie länger hier geblieben wäre.

Ja, ja, bestätigte der Graf lächelnd, sie hatte allerdings die Mittel dazu, auch einen Mann mit weißem Scheitel noch zum Lieben zu entflammen. Diese herrliche, für Maler und Bildhauer gleich schöne Körperform, beseelt durch große Liebenswürdigkeit des Betragens und wunderbare Gesangesmacht, sie hätte ja einen Stein beleben können!

Um wie viel eher also ein so leicht entzündbares Herz in helle Leidenschaft auflodern machen! setzte Fräulein Sylvia hinzu.

Ach schweige nur still! lachte die Gräfin, denn du selbst warst ja ganz benommen von dieser Miranda oder Datura, und ich glaube, du thätest nichts lieber als ihr sogleich nachreisen.

Wenn ich ein Mann wäre, stehe ich für nichts, gab Fräulein Sylvia zu.

Welch ein Glück für den Marquis, daß Sie kein Mann sind! rief der Graf, welcher, wie wir sehen, mit Fräulein Sylvia auf einem gutlaunigen Neck-fuße stand.

Aber, sagte die Gräfin, unser junger Freund hier ist ganz still geworden durch die Abfahrt des Meer-wunders. Sie sind gewiß auch dadurch recht über-rascht worden, Herr Morgenroth?

Ich war auf, als sie sich aus dem Schlosse ent-fernten, antwortete Felix; der Diener des Marquis, ein Landsmann von mir, hatte mich geweckt, um Ab-schied von mir zu nehmen.

So haben Sie die Damen noch gesprochen?

Nein, nur abfahren sehen.

Ohne hinten auf den Wagen zu springen, um mit-zufahren? fragte anscheinend erstaunt der Graf. Sehen Sie, Sylvia, die vortreffliche Conduite dieses jungen Mannes! Aber daß Sie sich nur nicht etwa ein Bei-spiel daran nehmen, lieber Freund, und uns auch so durch die Lappen gehen! Sie müßten eigentlich wieder gut machen, was jene verbrochen, damit die Musi-kanten nicht allen Credit bei uns verlieren; aber Sie Bösewicht wollen ja auch schon morgen fort.

Wenn Sie mich noch länger behalten wollen, lieber Herr Graf, so — Felix stockte.

So wollen Sie noch hier bleiben? das wäre ja prächtig! Sagen Sie, können Sie, wollen Sie wirklich uns noch einige Wochen schenken?

Von Herzen gern! rief Felix, indem er in des Grafen ihm gereichte Hand freudig einschlug. Die Knaben jubelten, die Damen zeigten sich erfreut und der Graf, dieser liebe Herzensmann, umarmte ihn, küßte ihn nach kurischer Weise dreimal und rief munter: Nun, Sie haben die Fehler ihrer frühern Reisegefährtin vollkommen wieder gut gemacht und unsere Freude über Ihr Hierbleiben ist weit größer als unser Kummer über die Abreise der andern; nicht wahr, Jungen?

Ja wohl! ja wohl! jauchzten die Jungen.

Nun sollen Sie auch noch einen Elennhirsch bei mir schießen und wir wollen schon sehen, wie wir Ihnen sonst noch die Zeit vertreiben.

Felix war innig gerührt über die Freundlichkeit der lieben Menschen, unter die er gerathen war, und genoß dankbar das Glück, ihnen angenehm zu sein. Wir dürfen zu seinen Gunsten sagen, daß er so wenig eitel und auf seine Gaben eingebildet war, als es irgendein Mensch sein kann, der das Glück hat, überall,

wo er hinkommt, seinen Nebenmenschen zu gefallen; dieses Glück hatte ihn noch nicht im geringsten verdorben oder unempfindlich gegen ihm entgegenkommendes Wohlwollen gemacht; hatte er nicht Gott für ein gutes Naturell zu danken?

In einer Unterhaltung unter vier Augen theilte er dem Grafen mit, was er von Raudon erfahren, und fand bei seinem liebenswürdigen Zuhörer die regste, freudigste Theilnahme. Der Graf war ganz damit einverstanden, daß Felix an den alten Freiherrn schreiben und dessen Antwort in Bangaidonen abwarten solle. So fügte denn unser junger Freund seinem schon fertigen Briefe an den lieben Großohm noch eine Nachschrift bei, in welcher er ihm sagte, daß er durch eine sichere Person — er nannte den Namen des Raudon aus Vorsicht für denselben in dem über russische Posten gehenden Briefe nicht — erfahren habe, welche gütigen Absichten die Bewohner von Waldhausen für ihn hegten; diese Absichten machten ihn zum glücklichsten aller Menschen, insoweit sie seine Aufnahme in die von ihm so verehrte und geliebte Familie beträfen; in Bezug auf Waldhausen aber müsse es beim Alten bleiben, wenn man nicht alles Gute, was man ihm thun könne, wieder vernichten wolle; er würde sich eher in irgendeinem fremden Welttheil verstecken, wo ihn

niemand von der Familie je auffinden solle, als sich dazu hergeben, seine bisherigen Wohlthäter ihres Besitzes zu berauben. Das ungefähr war der geschäftliche, in sehr bestimmten und entschlossenen Ausdrücken abgefaßte Inhalt der Nachschrift, welche außerdem die innigsten Liebesworte und Grüße für alle Mitglieder der Familie enthielt.

Nachdem dieser Brief beendet und zugesiegelt war, entschloß Felix sich auch noch zu einer Nachschrift in dem Briefe an den alten Sir Humphrey, welchem er meldete, daß er durch Umstände, die er nicht mittheilen könne, genöthigt sei, vorläufig in Bangaidonen zu bleiben; Sir Humphrey möge ihm deshalb nicht nach Kiel, sondern, wenn er überhaupt die Güte haben wolle, womöglich noch nach Bangaidonen schreiben u. s. w. Auch dieser Brief wurde versiegelt und mit den vorigen zur Post gesendet, und Felix widmete sich dann, nachdem diese Geschäfte abgethan waren, seinen freundlichen Wirthen, besonders den beiden Knaben, indem er ruhig die vorläufige Entscheidung seines Schicksals in Bangaidonen abwarten wollte.

Am Nachmittage des nächsten Tags war die Fürstin Ganszatan mit ihrer Tochter und dem Marquis im ersten Gasthofe von Riga abgestiegen. Mit Gähnen

harrten diese drei Personen des für sie bestellten Diner, da erschien vor demselben der Kammerdiener des Marquis, sonst Raudon-Krutinnus, jetzt Adam genannt, mit der Gouvernementszeitung in der Hand, welche er, mit dem Daumen auf einen Namen zeigend, an Datura abgab. Diese sah zuerst den Diener verwundert an, dann auf das Zeitungsblatt, und ihre Augen fielen sogleich auf unsers Felix vollständigen Namen; sie sah näher hin und las einen Steckbrief, durch welchen sämmtliche Behörden aufgefordert wurden, Felix aufzugreifen, weil er im Verdacht stehe, sie selbst, die Leserin, vom Bord des Dampfboots ins Wasser gestoßen zu haben, nachdem er sie ihrer Uhr und goldenen Kette beraubt u. s. w. Datura erschrak zuerst, lachte dann laut auf und reichte endlich, wieder ernst werdend, das Blatt ihrer Mutter, welche fragte, was es gäbe, mit den Worten: Lesen Sie selbst, Maman!

Glaubst du, daß ich solche Sprachen lese? fragte die Alte ganz indignirt, indem sie die Zeitung mit der Hand fortwies. Der Marquis griff danach, las den Artikel und sagte: Nun? was geht das uns an?

Ei den Tausend! rief Datura empört; man wird den armen Jungen ins Gefängniß führen.

Was soll ihm das schaden? erwiderte der Marquis kalt.

Und wir selbst werden vor Gericht müssen, fuhr Datura hohnlächelnd fort.

Das glaube ich nicht, oder doch wenigstens erst in Petersburg, meinte der Marquis.

Aber zum Henker, was gibt es denn? rief die Fürstin ungeduldig.

Der Marquis theilte ihr den Inhalt des Steckbriefs mit, worauf die alte Dame sehr zornig wurde und auf Miranda losschalt, daß sie sie immer compromittiren werde.

So lassen Sie mich meinetwegen hier und kümmern Sie sich weiter nicht um mich, sagte die Tochter ganz ruhig.

Undankbares Geschöpf! rief die Fürstin, indem sie einen leisen Fluch dieser Zärtlichkeit nachschickte.

Was beabsichtigen Sie denn eigentlich? fragte der Marquis die jüngere Dame.

Daß Sie mit mir zum Gouverneur gehen, damit ich ihm die Sache vorstellen und den jungen Mann, der mir das Leben nicht gefährdet, sondern gerettet hat, von Unannehmlichkeiten befreien kann. Und ich erkläre Ihnen hiermit auf das bestimmteste, daß ich für meine Person nicht eher Riga verlassen werde, als bis ich diesen meinen Zweck erreicht habe, mögen Sie nun weiter fahren oder nicht.

Aber du hast kein Geld, meine Tochter, wenn wir dich hier allein lassen, sagte die Fürstin mit zusammengebissenen Zähnen.

Desto mehr Credit als Miranda Valori, erwiderte Datura; ich war schon früher hier und bin mit den angesehensten Leuten, mit dem Gouverneur selbst bekannt. Er ist ein sehr liebenswürdiger und galanter Mann.

Die alte Fürstin schien wieder etwas Schlimmes sagen zu wollen, aber der Marquis legte zwei Finger seiner rechten Hand auf ihren Arm und sagte zu Datura: Prinzessin, Sie haben recht! ich will sogleich bei dem Gouverneur anfragen lassen, ob wir diesen Abend in einer Geschäftsangelegenheit ihn besuchen dürfen.

In dem Falle werde ich mitgehen, sagte die Fürstin.

Was wollen Sie da? entgegnete der Marquis; Sie würden den galanten Mann nur langweilen und die Umstände sehr vermehren; ich melde nur Miranda Valori und mich, als ihren Reisecavalier, an; dann vergißt sich die Sache. Gehen Sie selbst, so bleibt das Ganze an dem Namen Ganszatan hängen und der Gouverneur dürfte wol auch dann schwerlich heute zu Hause sein.

Wie unverschämt! mein Name dürfte doch wol die Thür des Gouverneurs eher auffliegen machen als der einer Theaterprinzessin?

Sie irren, Fürstin. Der Gouverneur ist von einer Familie, welcher Ihr Name nicht imponirt; hat er irgendeinen Vorwand — und wie sollte es wol daran fehlen! — so sehen Sie ihn heute Abend nicht. Wol aber wird er, wie ich glaube, der Jugend, Schönheit und Kunst gern seine Zeit widmen und also Miranda Valori's Besuch gewiß annehmen, selbst wenn er mit Geschäften überhäuft sein sollte.

Nun gut, so gehen Sie allein und verdienen Sie sich womöglich einen Kuppelpelz! sagte die Fürstin sich abwendend und leise fortfluchend.

Der Marquis lachte, und Datura wurde auch heiter bei dem Gedanken, daß sie noch einmal in ihrem alten Charakter auftreten solle. Unter frivolen Scherzen des Brautpaars, an welchen die verstimmte alte Fürstin zuweilen durch ein brummiges Gelächter einige Theilnahme zeigte, verging das Diner, und schon während desselben kam Antwort von dem Gouverneur, daß er mit Freuden dem ihm verheißenen Besuche entgegenharre. Wie es bei dem Gouverneur herging, mag der geneigte Leser sich selbst denken, wir sagen hier nur, daß Miranda mit Leichtigkeit ihren Zweck, unsern Felix von allen polizeilichen Unannehmlichkeiten zu befreien, erreichte, und das war sehr gut; denn schon am nämlichen Tage waren Beamte von Windau aus

in Bangaidonen gewesen, um sich der Person des vermeintlichen Raubmörders zu bemächtigen. Zwar hatten sich dieselben vorläufig mit der Caution des Grafen für die Unschuld seines Gastes, für das Lebendigsein Miranda's und für das sichere Verbleiben Felix' in Bangaidonen begnügt und beschlossen, vorher anzufragen, ob strengere Maßregeln nöthig seien, der Graf war aber doch ein wenig in Sorgen, was aus der Sache werden könne, bis bald darauf ein Entschuldigungsschreiben von Windau ankam und den Steckbrief für ein Misverständniß erklärte. Felix wußte nicht, wem er die Ersparung vieler Unannehmlichkeiten zu danken hatte, und lebte voll heiterer Unbefangenheit und froher Hoffnung auf die Zukunft mit seinen lieben Wirthen weiter.

XX.

In Waldhausen war es indeß auch voller Sommer geworden; auf den Stromwiesen wurde schon Heu gemacht. Heinrich Rudau und Vetter Meerheim waren nach ihren Gütern, welche sie selbst bewirthschafteten, heimgefahren, auch den Cantor Morgenroth hatten seine Geschäfte schon wieder nach Tillstadt zurückgezogen. Es waren die Auslassungen über Felix' Aeltern mit denen des Försters Schwendberg und einigen Ergänzungen des alten Freiherrn durch Heinrich Rudau in einen Bericht zusammengefaßt worden, welcher jeden Zweifel über des jungen Mannes Berechtigung zur Aufnahme in die Familie verbannte. Hans Eberwehr hatte auch im Auftrage des alten Freiherrn an Don Tomaso nach Mailand schreiben müssen, um von demselben rechtsgültige Zeugnisse über die Herkunft der Giulia Montanara und deren Trauung mit Julius Rudau zu erbitten, und man erwartete nun in Wald-

hausen nichts sehnlicher, als Nachrichten über Felix selbst und seinen Aufenthaltsort, um ihm das Ermittelte mitzutheilen und ihn in das ihm gebührende Recht einzusetzen. Der alte Freiherr beschäftigte sich deshalb angelegentlich mit Ordnung der Verhältnisse in Waldhausen, damit einer baldigen Uebergabe desselben an Felix nichts im Wege stehe, und Hans Eberwehr leistete ihm bei dieser Thätigkeit hülfreiche Hand. Wenn nun auch unter solchen Umständen die Stimmung des ganzen Hauses eine ernstere geworden war, so fehlte es doch in den Mußestunden keineswegs an der heitern Gemüthlichkeit, welche der alte wackere Oberst immer in seiner Umgebung zu verbreiten wußte, welche für ihn Lebensbedingung war. Der Morgen wurde jetzt freilich emsiger als früher den Geschäften gewidmet, aber am Abend wurde ebenso froh wie sonst musicirt, und im Laufe des Tags fand sich immer noch wie sonst eine Stunde zu einem gemeinsamen Spazierritte. Es mag dich nicht langweilen, lieber Leser, wenn dir wieder das Bild eines solchen vor Augen geführt wird. Sieh', dort reiten sie behaglich zwischen den duftenden Heuhaufen hin, eine heitere Staffage des Wiesenbildes, das außerdem noch durch die darauf arbeitenden Heumacher belebt wird; diese, Männlein und Fräulein, begleiten ihr Werk mit weithinschallenden

litauischen Improvisationen über die Größe und Güte ihres Grundherrn, wie über die Vortrefflichkeit der Wiesen, Aecker, Wälder, des Schlosses, sämmtlicher Hausthiere u. s. w. von Waldhausen. Sieh', lieber Leser, da hält die Cavalcade, und einige frische litauische Mädchen, heiß geröthet von der Arbeit, treten heran, um die Fräulein mit frischem Heu zu binden, d. h. sie in landesüblicher Weise um ein kleines Geschenk zu bitten. Es waren aber zu Pferde an Maria's Seite außer ihrem Großvater der junge Graf Krackenberg und an Teresa's Seite außer Hans Eberwehr der Rittmeister Adam Brandfeld, welche beiden feinen Herren sich beeilten, ihre Damen mit großmüthigen Geschenken an die hocherfreuten Bauerdirnen auszulösen; Teresa lachte dazu und neckte den Rittmeister wegen der Contribution, in welche er durch sein Cavalieramt bei ihr versetzt werde, Maria aber verzog fortblickend etwas unmuthig den Mund und sagte kein Wort. Außerdem waren noch die beiden Knaben Leopold Rudau und Fritz Eberwehr, welche Heinrich Rudau zum Aussommern bei seinem Vater gelassen hatte, von der Partie; auch sie mußten ihren Tribut an die männlichen Heuarbeiter entrichten. Wie kamen denn aber Graf Krackenberg und Rittmeister Brandfeld in die Gesellschaft? Wir erinnern uns, daß der alte Freiherr

den erstern eingeladen hatte, ihn noch vor seinem Abgange nach dem Kaukasus in Waldhausen zu besuchen, und so war er, nachdem er die nöthigen Schritte zur Einleitung dieser Expedition gethan, gestern abends in Begleitung des Rittmeisters eingetroffen, welchen letztern die schönen Augen des Fräulein Teresa wol so bald wieder nach Waldhausen gezogen haben mochten, denn er schien derselben seit seiner Ankunft die höchste Aufmerksamkeit zu widmen. Ebenso zeigte Graf Krackenberg eine ehrfurchtsvolle Beflissenheit für Maria, welche dieser aber keineswegs so angenehm zu sein schien als die Huldigung des Rittmeisters ihrer schönen Base. Der alte Herr und Hans Eberwehr fingen schon an, die in der Entstehung begriffenen Verhältnisse zu beobachten, und so waren wirklich nur die beiden Knaben ganz unbefangene Glieder der Gesellschaft, deren erster Abmarsch, Maria mit ihren Begleitern, ziemlich einsilbig weiter ritt, indem hier die Heiterkeit gleichsam nur von den Brosamen der Scherze lebte, die von der lustigen Tafel des zweiten Abmarsches hingeworfen wurden. Da lachten und witzelten Teresa und der Rittmeister miteinander in der fröhlichsten Weise, und auch Hans Eberwehr gab dann und wann einen recht guten Humor zum besten, was er trotz seines gespannten Aufmerkens auf das Vernehmen

zwischen Maria und dem Grafen Krackenberg vortrefflich bewerkstelligen konnte, da seine Laune ganz angenehm bewegt wurde, wenn er gewahrte, wie geschickt die junge Maria jedes Näherkommen ihres neuen Nachbars, ohne irgendwie beleidigend zu werden, zurückzuweisen wußte. Weshalb aber freute sich der gute Hans denn darüber so sehr? Etwa nur aus oheimhaften Liebesgefühlen? Nein, nein, das war es nicht allein; vielmehr flüstert uns unser kleiner Finger ganz geschwätzig zu, daß der ehrliche Reitonkel, wie Nichten und Neffen u. s. w. ihn öfters zu nennen beliebten, während der letzten Wochen vielfach in seinem Gemüthe erwogen habe: es sei nicht gut, daß der Mensch allein sei, und er, Hans Eberwehr, könne doch wahrlich keine beglückendere Lebensgefährtin finden als die eben aus der Knospe zur jungen Rose sich entfaltende holdselige Maria, wenn sie nur auch der Ansicht wäre, daß sie mit ihm gern durchs Leben gehen möge. Das war der Punkt, auf den es ankam! Allerdings hatte das liebe Kind Wohlgefallen an einigen Gedichten gehabt, die er ihr mitgetheilt, und hatte dieses Wohlgefallen auf die unbefangenste Art geäußert, so unbefangen, daß sie dieselben auswendig behielt und gern hersagte, wie wir ja auch gehört haben, daß sie ihrem Vater einige Pferdegedichte von Hans mittheilte; und

wir müssen zu des letztern Ehre anführen, daß er ihr nicht Pferdegedichte allein gegeben hatte, sondern auch weit zartere und innigere, die wol allenfalls das Herz eines lebhaft empfindenden Mädchens rühren konnten; und wie herzlich freute sie sich daran und wie unbefangen zeigte sie diese Freude! Aber, guter Hans, merkst du denn gar nicht, daß diese Unbefangenheit eben das Bedenkliche bei der Sache ist? Wir können deine Jugendblindheit nur mit deiner jugendlichen Liebesfähigkeit entschuldigen, welche letztere wir dir nicht absprechen wollen. Hieltest du deine schnell gewachsene Leidenschaft in deinem Herzen fest und stiege dir dieselbe nicht auch in den Kopf, sodaß sie dadurch deinen sichern Blick verwirrte, dann würdest du klar sehen, wie die liebliche Maria dir als einem freundlichen Oheim wol von Herzen zugethan, aber sonst nicht im mindesten, wie man es nennt, in Liebe zu dir sei; ja du würdest dann sogar schon öfters bemerkt haben, wie ihr in die Ferne träumender Blick, wenn du Poesie und Liebe zu ihr sprachst, das Andenken an einen andern, nicht gegenwärtigen, bedeutete; sogar würde dann der richtige Takt einer wenn auch selbstlosen Eifersucht dich schon haben errathen lassen, zu welchem in der Ferne wandernden Freunde ihr liebendes Herz hinschweifte. Maria empfindet die heilige Glut,

die aus deinem Herzen an das ihre strömt, nur insofern, als dieselbe ihre eigene rein zu Felix hinwallende Liebe elektrisch verstärkt und so hell leuchtend macht, daß das Kind selbst erröthend davor erschrickt. Und dieses Erröthen und Beben deutest du zu deinen Gunsten, thörichter Hans! ach, was bist doch noch jung und verblendet! Wenn Maria nicht schon einen andern liebte, würde sie vielleicht deine Leidenschaft ahnen und entweder mit mädchenhafter Neigung erwidern, oder doch gewiß auf ihrer Hut sein, daß sie dich nicht irre mache; so aber denkt sie gar nicht an dich, sondern ist, wenn du so schön sprichst, entzückt darüber, daß du ihren Gefühlen für den Geliebten Worte gibst; dann möchte sie dir wol dankbar die Hand drücken, erschrickt aber doch vor dem Feuer deines Blicks, welches ihr anzudeuten scheint, daß du ihr Liebesgeheimniß errathen habest. Wahrlich, es ist kein falscher Blutstropfen in ihren Adern, aber wenn sie deine Leidenschaft ahnte und dieselbe als schlaueste feinste Kokette aufs Aeußerste steigern wollte, so könnte sie solchen Plan nicht geschickter durchführen, als wenn sie mit Absicht sich ebenso gegen dich benähme, wie sie jetzt unwillkürlich in reinster treuester Sympathie sich dir zeigt, das liebe, reich begabte, ganz unschuldige Kind. Deine Täuschung, alter Hans, ist reine Selbst-

täuschung, denn du lebst wol zwanzig Jahre länger in der Welt als Maria, und wärest du ganz ohne Eitelkeit, so würdest du trotz aller deiner Liebe klarer und kälter sehen können, wie die Dinge stehen; so trägst du allein die Schuld deiner Verblendung, und wirst sie, das hoffe ich zu deiner Ehre, auch allein büßen.

Es gab wol ein Wesen in Waldhausen, welches das Verhältniß zwischen Hans und Maria richtig und nicht ohne Sorgen durchschaute, aber dieses Wesen, Hans' Schwester, die stille Pauline, pflegte sich nicht für befugt zu halten, irgendwie Winke zu geben oder Andeutungen fallen zu lassen, wenn sie nicht besonders dazu aufgefordert wurde; sie begnügte sich für gewöhnlich damit, im stillen Gottes Hülfe zu erflehen, und war jedem Eingreifen in das Geschick anderer abgeneigt, nicht aus Theilnahmlosigkeit, sondern aus Bescheidenheit und demüthiger Ergebung in einen höhern Willen. Was die andern Hausgenossen betrifft, so sahen Onkel Leopold und Teresa die wachsende Verliebtheit des Hans recht gut, aber der erstere freute sich darüber und hatte die letztere sehr dringend gebeten, beileibe nicht in irgendeiner Weise durch Neckereien oder andere Notiznahme dieser Verliebtheit Maria's Unbefangenheit zu stören; auch war Teresa jetzt viel zu sehr in eigenen Angelegenheiten mit dem

sich offen um sie bewerbenden Brandfeld beschäftigt, als daß sie Zeit gehabt hätte, zwischen Hans und Maria zu intriguiren. Von der letztern festen Hinneigung zu Felix hatte aber weder sie, noch der alte Herr auch nur eine Ahnung, sonst würde er gewiß seinen Neffen Hans gewarnt haben, welcher in seiner Art fast ebenso sehr des Alten Liebling war als Maria selbst. Wir wissen es schon aus dem Frühern, daß eine Verheirathung Maria's an Hans sehr gut in den Kram des Onkel Leopold gepaßt haben würde; Tante Minchen aber hatte keine leiblichen Augen, und wenn sie auch sonst mit dem Geiste sehr scharf sah, so lag doch von dem eben Besprochenen noch zu wenig in der Luft; es war noch zu still und zu neu, um im Zimmer mit andern als den Gesichtssinnen wahrgenommen werden zu können, besonders auch weil Hans nur im Freien frei mit Maria sprechen mochte, und zwar hauptsächlich bei Spazierritten zu zweien, deren schon mehrere vorgekommen waren.

Einige Tage, nachdem wir unsere lieben Waldhäuser auf der Stromwiese zwischen den Heuhaufen zu Pferde gesehen haben, war der Urlaub des Rittmeisters Brandfeld dem Ablaufen nahe, und der wackere Soldat hielt es demnach für angemessen, sein Verhältniß mit Teresa zur Entscheidung zu bringen. Als er den Onkel

Leopold um eine Unterredung bat, lächelte derselbe und nahm den Antrag des ihm lieb gewordenen Mannes recht herzlich auf, indem er glaubte, ihm gute Aussichten stellen zu dürfen; zu dieser Redensart lächelte wieder der Rittmeister, und der Alte wußte nun, daß er seiner Sache schon sicher sei. Noch an demselben Abend wurde die Verlobung erklärt und am Tage darauf durch ein solennes Mittagsmahl mit sämmtlichen Nachbarn und Gutsbeamten gefeiert; der erstern gab es freilich sehr wenig, da Waldhausen weite Grenzen hatte und meist von königlichen Forsten eingeschlossen war. Man konnte nicht glücklichere Gesichter sehen als die des bei der Tafel beieinander sitzenden Brautpaars, und die allgemeine Heiterkeit wurde durch häufige gemüthliche Toaste so gesteigert, daß das Fest zu einem recht lauten wurde, wie sich's für der muntern Teresa Verlobungsfeier auch recht wohl paßte. Der einzige etwas düstere Gast am Tische war Graf Krackenberg, doch hatte sein Trübsinn eher einen schwermüthigen als übellaunigen Charakter; er war die Höflichkeit selbst gegen Tante Minchen Excellenz und Paulinen, zwischen welchen beiden Damen er einen Ehrenplatz bei der Tafel hatte, und bemühte sich angelegentlich um deren Unterhaltung, bis, schon gegen das Ende des Mahles, nach allen andern Toasten, der

Bräutigam sämmtlichen noch unversagten Anwesenden ein Glas „auf baldige glückliche Nachfolge" zubrachte. Man stieß lachend nach allen Seiten an; da hob auch Graf Krackenberg sein Glas, um mit der ihm gegenübersitzenden Maria anzuklingen, und suchte dabei ihre Augen mit einem tiefglühenden, sehnsüchtig bittenden Blicke; sie aber, welche noch eben bei dem Anstoßen mit ihrem Nachbar Hans Eberwehr erröthend gelächelt hatte, berührte des Grafen Glas mit langsamer, kalter Würde, fast komisch vornehm erscheinend, wie ein als Prinzessin verkleidetes Kind. Es lag in ihrem Wesen eine vollkommene Abweisung, ohne daß sie jedoch derselben sich bewußt war; sie hatte nur eine entschiedene Antipathie gegen den jungen Grafen, der doch bei den Damen der Residenz eine kleine Zeit lang Regen und gut Wetter gemacht hatte, und mußte unwillkürlich dieselbe an den Tag legen, ebenso wie sie ihre Sympathie mit Hans Eberwehr kund gab; sie wußte weder von dem einen noch von dem andern dieser beiden Bewerber, daß sie Leute dieser Gattung waren, sondern war des unbefangenen Glaubens, kein Mensch auf der Welt könne sie par amour lieben, als Felix allein. Der Graf trank sein Glas aus und weiter keins bei diesem Mahle, sprach auch kein Wort weiter zu seinen Nachbarinnen, bis die Tafel aufgehoben

wurde. Als am Abend die meisten Gäste sich entfernt hatten, bat er den alten Freiherrn beiseite und sprach, seine Hand fassend: Lieber Onkel, du mußt mir erlauben, daß ich morgen mit Brandfeld abreisen darf.

Warum das, mein guter Junge?

Dir kann ich keine Unwahrheit sagen; du weißt es auch schon selbst, daß mich eine Leidenschaft für deine Enkelin Maria erfaßt hat, und ich weiß es, daß sie meine Annäherung entschieden zurückweist. Deshalb muß ich fort.

Der Alte sprach kein Wort, sondern nickte nur, dem Grafen ernst in die Augen sehend, zustimmend mit dem Kopfe und drückte dabei fest des jungen Mannes Hand. Am andern Morgen fuhr derselbe mit Brandfeld ab, und beim letzten Kusse rief ihm Onkel Leopold mit ernst frohem Tone zu: Auf dem Kaukasus wird alles bald in Ordnung kommen; Gott helfe dir, mein Junge! In seinen Mantel gehüllt begann Graf Krackenberg die weite Reise, ohne nur noch einmal umzublicken, während der neben ihm sitzende zärtliche Bräutigam seiner am Fenster stehenden, durch Thränen lächelnden Braut noch tausend Kußhändchen zurückzuwerfen hatte.

Wieder einige Tage später wurden der alte Freiherr und Hans Eberwehr in ihren Arbeiten durch die Ankunft eines polnischen Juden unterbrochen, welcher

eine Botschaft zu überbringen vorgab. Er wurde vorgelassen und übergab ein schmuziges Brieflein des kurzen Inhalts in litauischer Sprache: „Der junge Herr Felix ist in Bangaidonen bei dem großen Herrn Ahsen; er hat mir versprochen, dazubleiben, bis er Nachricht aus Waldhausen bekommt."

Sieh einmal da den Wisch ohne Unterschrift, sagte der alte Freiherr leise, indem er den Zettel an Hans hinreichte; aber die Nachricht ist sicher; du weißt doch, wer sie schickt? Derselbe Mann, der unsern Felix von hier fortbrachte; da in der Ecke ist sein Zeichen für mich.

Hans bemerkte auf einer Ecke des Zettels nicht ungeschickt gezeichnet ein kleines Pferdchen und daneben eine Flinte.

Aber wie Teufel kommt der Felix nach Bangaidonen, das ich wol schon nennen gehört habe! rief der Alte auch noch flüsternd und fragte dann laut den Juden: Von wo bringst du den Brief?

Ist er mir von Riga zugekommen, antwortete der Jude, und soll ich doch bekommen zwei Thaler dafür vom gnädigen Herrn.

Da hast du sie. Weißt du, von wem der Brief ist?

Kann ich das nicht sagen, gnädigster Herr!

Hast du noch sonst was an mich zu bestellen?

Nix weiter, gnädigster Herr, aber wenn der gnä-

digste Herr — der Jude neigte sich zur Erde und küßte des Alten Rock — mir noch wollten was schenken vor meine Müh' —

Schlingel, du hast ja schon einen Dukaten bekommen!

Gut, gnädigster Herr, bin ich auch damit zufrieden. Haben der gnädigste Herr noch was zu befehlen vor'n armen Jüd'?

Bist du in Kurland bekannt? Weißt du, wo Bangaidonen liegt?

Waih! soll en armer Jüd' so weit sein bekannt? bin ich doch nicht weiter gewesen als bis Rosseinen. Aber kann ich schicken dem gnädigsten Herrn einen von unsere Leit', wo viel dort herum is gewesen; soll ich en schicken dem gnädigsten Herrn?

Wart' einmal, wollen doch erst sehen, ob wir's nicht auf der Karte finden.

Der Freiherr nahm eine Landkarte aus dem Bücherschrank und suchte auf derselben, während Hans mit hineinsah und bald rief: Hier steht's mit großen Buchstaben; es muß ein Städtchen sein.

Möcht' wol nicht sein eine Stadt, sagte der Jude, aber wird sein ein großes Schloß und wird auch ein Markt da gehalten.

Sieh einmal den Spitzbuben! nun weiß er doch

davon, rief der Freiherr; warum hast du das nicht gleich gesagt?

Halten zu Gnaden, gnädigster Herr; wollt' ich doch lassen zukommen en kleinen Verdienst dem Schmuel; is er doch der Bruder von meiner Memme.

So sprach der Jude, indem er sich demüthig fast auf der Erde wand. Der Freiherr lachte und sagte: Nun geh' in Gottes Namen und sei ein andermal klüger! Wer mich kennt und zu mir nicht ehrlich ist, der muß sehr dumm sein.

Werd' ich doch sein klüger ein andermal! rief reuig der Jude, indem er zum Empfehl dem Freiherrn den Rock küßte und mit gesenktem Haupte abzog.

Nun Hans, rief der Freiherr ernst freudig, als er mit seinem Neffen allein war, jetzt wissen wir, wo der Junge steckt; wie machen wir's nun, daß wir ihn bald herkriegen? Da Krackenberg fort ist, scheint mir, daß er ohne Gefahr hierher kommen könnte; und er gehört ja hierher!

Es war ein Klang in den letzten Worten, der des Hörers Herz vor Rührung beben machte.

Ja, wie bekommen wir ihn am besten hierher? fuhr der Alte fort; wenn ich ihm mit der Post schreibe, so kann es vierzehn Tage dauern, bis er den Brief hat, vielleicht kommt er auch gar nicht an; wir wissen

ja, wie es da drüben mit der Ordnung und Ehrlichkeit aussieht bei den Posten. Eigentlich ist es dumm von dem Jungen, daß er nicht von selbst hierher zurückkommt, da er doch vom Raudon wissen muß, wie sehr wir hier nach ihm trachten.

Das können wir ihm wol nicht zumuthen, lieber Onkel, daß er ungerufen kommen sollte.

Warum nicht; nach seinem Rechte soll ein jeder sehen.

Ja, wenn es ihm streitig gemacht wird; aber so —

Na, laß nur gut sein; es ist ihm am Ende nicht zu verdenken, daß er uns jetzt Umstände macht. Aber, warum er nicht wenigstens geschrieben hat!

Das hat er ja vielleicht auch gethan, nur ist der Brief noch nicht angekommen.

Kann sein. Aber hör' einmal, Hans, jetzt sag' mir im Vertrauen: wie weit bist du mit dem Kinde?

Der Alte lächelte gutmüthig und des Neffen Gesicht überflog eine starke Röthe, während er ernst blieb und nicht antwortete, sodaß der Alte nach einer Pause fortfuhr: Sieh einmal, Hans, ich meine nur, daß du bald darüber aufs Reine kommen mußt, damit der Felix, wenn er herkommt und eine Weile hier mit uns lebt, doch gleich weiß woran er ist. Denn das kannst du mir schon glauben, der hat auch Feuer gefangen bei der Engelsgeschichte, und wenn er zurück-

kommt und nun eine Existenz gewonnen hat, so wird er gerade aufs Ziel losgehen; meinst du nicht?

Hab' ich denn selbst eine Existenz, wie du es nennst? fragte der Neffe mit etwas finsterer Miene.

Dummes Zeug! Wenn sie nicht lieber mit dir Brot ißt, als mit einem andern Kuchen, so taugt sie nicht für dich, mein Junge. Und zu Brot für euch behalt' ich immer noch genug übrig, das weißt du ja, auch wenn wir Waldhausen an den Felix abgeben. Die Butter freilich dazu, die mußt du selbst schaffen, ja, ja — der Alte schmunzelte über seinen Witz — und daß du das kannst, das weiß ich auch; du mußt nur den rechten Muth fassen!

Du hast recht, Vater! ich muß noch heute wissen, woran ich bin.

Aber fang' es klug an, mein Sohn, daß das Kind nichts merkt, wenn sie nicht schon dein Herz für sie kennt, wenn sie etwa doch an einen andern schon gedacht haben sollte —

An wen?

Wer kann das wissen? aber so'n Mädchen ist ein kluges Ding und unmöglich ist's nicht, daß sie so gut gemerkt hat als ich, an wen der Felix denkt; und wenn sie das gemerkt hat, so meine ich — aber wir wollen doch noch vor Tische unsere Rechnung zu Ende bringen.

Es war dem Neffen sehr angenehm, das verfängliche Gespräch abzubrechen, bei dessen letzten Worten der Oheim ein heftiges Zucken in seinen Mienen wahrgenommen hatte. Beide Männer gingen sehr eifrig an ihre Arbeit zurück und hatten sie noch kaum beendet, als sie zu Tische gerufen wurden. Nachdem die Familie sich gesammelt hatte, theilte der alte Herr in freudig erregter Stimmung den Seinen mit, daß er ziemlich sichere Nachricht über Felix' Aufenthalt erhalten habe und denselben nun bald zurückzurufen hoffe. Es war wol nach dem kurz vorher Berichteten sehr natürlich, daß Hans bei dieser Mittheilung Maria scharf beobachtete, und er sah dabei mit Schrecken, daß sie die Farbe wechselte, indem ein freudiger Glanz in ihre Augen stieg. Das mußte doch wol mehr sein als bloßes Mitgefühl für Tante Minchen, zu welcher die Jungfrau bescheiden hinblickte; denn der war in dem Geliebten ein Sohnessohn aufgefunden worden, und sie hörte die Nachricht mit dankbar gefalteten Händen und froh bewegtem Antlitz. Teresa drückte ihre Freude in Worten aus, aber Pauline warf einen ängstlichen Blick von Maria nach Hans hin, welchen derselbe auch wol bemerkte und mit heißem Erröthen beantwortete. Pauline also ahnte auch von dem, worauf Onkel Leopold heute hingedeutet hatte — so

dachte Hans — und er selbst nur habe sich von süßen Träumen täuschen lassen so weit, daß er geglaubt habe, das Herz des lieben Kindes sei ihm zugethan? Noch heute — der Entschluß wurde während der Mahlzeit ganz fest in ihm — müsse er bestimmte Kunde von dem Zustande dieses Herzens haben. Deshalb forderte er, als die Rede davon war, daß Teresa zum morgenden Posttag an ihren Bräutigam schreiben wolle, Maria allein zu einem Spazierritt auf, wozu der alte Herr unmerklich schmunzelte, ohne seine Begleitung anzubieten. Vielmehr sagte er auf Maria's Frage, ob er nicht auch mitkommen würde: Nein, nein, reitet ihr nur allein! ich werde unterdeß an den Jungen schreiben.

Es war ein warmer Sommerabend, sodaß das reitende Paar, nachdem es eine Strecke weit über die Stromwiese galopirt war, wieder den Berg hinaufbog, um die Schatten des Waldes zu suchen. Bis dahin war Hans Eberwehr einsilbig genug gewesen, denn er ging nicht ohne Furcht an das Werk, das er sich für den heutigen Spazierritt aufgelegt hatte, und es schien ihm keineswegs leicht, was doch nöthig war, nämlich Maria's Herz zu ergründen, ohne dabei das seine zu verrathen. Endlich faßte er einen kräftigen Entschluß und begann mit fast hörbarem Herzklopfen: Dein Großvater schreibt jetzt an Felix; sage mir ein-

mal, liebes Mariechen, freust du dich denn wol auch zu dem neuen Vetter?

Maria hatte eben, als sie schweigend neben dem schweigenden Onkel Hans hergeritten war, sehr lebhaft an Felix gedacht, und erschrak daher zuerst vor der Frage fast so, als wäre sie auf der That ertappt; dann dachte sie: aber wie mag denn der gute Onkel so fragen, da er ja doch zu ahnen schien, daß — wir einander lieben. Endlich kam die Antwort: Weißt du das denn nicht, lieber Onkel?

Maria begleitete diese Frage mit einem schönen, aufrichtigen Blick, den sie aber vor der ängstlich ihr entgegenflammenden Glut von Hans' Augen erröthend niederschlagen mußte; fast glaubte der Forscher schon genug zu wissen, aber er wollte Sicherheit für alle Zeit und fragte deshalb so sanft und ruhig als er konnte: Du liebst den Felix?

Darauf erfolgte keine hörbare Antwort, nur ein noch dunkleres Erröthen, aber das war dem Fragenden Antwort genug; auch er schwieg nun eine Weile, äußerlich ruhig genug, innerlich von wilden Kämpfen bewegt; dann endlich fragte der Sieger: Wollen wir heute abends sein Quartett spielen?

Gern, lieber Onkel! war die leise und schüchtern hervorkommende Antwort. Es wurden nicht mehr viel

Worte zwischen Onkel und Nichte bis zu ihrer Heimkehr nach Waldhausen gewechselt; der erstere wußte, wo die Gedanken der letztern weilten, und sammelte sich immermehr in die Stimmung, welche fortan zu haben er sich fest vorgenommen hatte und welche sich vielleicht als in ihm herrschend schon dadurch kund gab, daß er fast unhörbar das alte Lied „Tu sei quel dolce fuoco" vor sich hinsummte, dessen letzter Vers also lautet:

E mi vedrai morire,
Se lo comandi tu!
Dormi, bel idol mio,
Dormi, che vuoi di più!

Als sie zu Hause abgestiegen waren und Hans die Jungfrau die Rampe hinaufführte, trat ihnen der alte Herr mit Briefen in der Hand aus der offenen Halle entgegen und heftete einen fragenden Blick auf Hans; als er aber auf dessen ernst gefaßtem Antlitz deutlich las, daß er kein Brautpaar vor sich habe, nahm er des Neffen Hand mit einem Blick inniger Theilnahme und schüttelte sie kräftig, dann zog er das rosige Mädchen an seine Brust, von welcher sie schnell entschlüpfte, um sich umzukleiden.

— Komm mit, Hans, in meine Stube; ich habe dir einen Brief von Felix mitzutheilen, sagte der alte Herr

nach einer kurzen Pause; denke dir, der Junge will uns Umstände machen!

Hans folgte schweigend dem Onkel in sein Arbeitszimmer, woselbst er den ihm gegebenen Brief durchlas. Es war derselbe, welchen Felix in Bangaidonen an den alten Freiherrn geschrieben und, nachdem er mit Raudon-Krutinnus zusammengetroffen war, noch mit einer Nachschrift versehen hatte. Es war derselbe fast vierzehn Tage unterwegs gewesen und endlich mit der heutigen Post angekommen, nachdem, wie wir wissen, Raudon's Zettel durch die Judenpost schon schneller den Weg von Riga hierher gemacht hatte.

Nun, was sagst du dazu? fragte der alte Herr, als er sah, daß Hans mit dem Briefe fertig war.

Daß Felix Rudau ein braver Junge ist und daß keiner von uns an seiner Stelle anders fühlen würde!

Hm, das mag sein! Aber was thun wir nun, um ihn herzubekommen? Ich kann doch zum Donnerwetter nicht auf seine Bedingungen eingehen, und wenn ich das nicht thue, so verkriecht er sich in irgendeinen Winkel, wo ihn der Teufel finden mag! Muß der Schlingel da auch gleich solchen verrückten alten Engländer finden, der ihn nach Ostindien spediren will? wenn er dahin geht, können wir ihm nachpfeifen — da kriegen wir ihn nimmer wieder zu sehen!

Wir müssen ihn unter jeder Bedingung herschaffen, sagte Hans mit fester Stimme.

So? — also sie liebt ihn? Der alte Herr schwieg eine Weile kopfschüttelnd, dann fuhr er fort: Macht mir jetzt gar nicht so viel Freude, als es mir unter andern Umständen gemacht haben würde; — aber her muß er, da hast du recht! Was soll ich ihm schreiben, Hans?

Du sollst ihm nur schreiben, daß er jedenfalls herkommen müsse, um das Geschäftliche bei der Sache in Ordnung zu bringen, auf welche Art, das möge vorläufig noch unentschieden bleiben. Den Brief gibst du mir mit, denn ich will ihn selbst herholen.

Braver Kerl du!

Du weißt, daß ich schon seit langer Zeit den Wunsch habe, mir Kurland einmal anzusehen; das kann ich nun sehr bequem auf eure Kosten ausführen; denn ich muß ja durch ganz Kurland fahren, um nach Bangaidonen zu kommen, wie wir heute morgens auf der Karte gesehen haben.

Gut, gut! — Hans, alter Junge — wir sind ja allein — komm her, komm an mein Herz! —

Hans fiel in des Oheims ausgebreitete Arme, und es ist nicht zu leugnen, daß er in denselben einigemal convulsivisch zuckte, bis er sich rasch und fest

aufrichtete, um seine Thränen schnell zu trocknen; auch der Alte hatte nasse Augen und drückte noch einmal innig des Neffen Hand, welcher letztere dann sagte: ich möchte wol, wenn es ginge, schon morgen früh fahren.

Bis dahin werden wir den nöthigen Paß nicht bekommen können; doch halt! ja, es geht. Joseph bringt dich morgen nach Tillstadt; da lässest du dir einen Paß geben und kannst gleich mit Postpferden nach Memel abfahren, wo der russische Consul dir den Paß visiren muß. Ich darf dich jetzt wol nicht länger hier zurückhalten? setzte der Alte leiser hinzu.

Nein! die Reise wird mir gut sein.

Gott gebe dazu seinen Segen!

Dank dir, Vater! jetzt will ich den Joseph bestellen und packen gehen; am Abend spielen wir dann noch einmal das Quartett.

Du, du! — wird dir das gut sein?

Versteht sich! hab's schon mit ihr abgemacht.

Nun, in Gottes Namen denn! — so geh' du alles bestellen und ich will indessen fürs Reisegeld sorgen.

Am Abend wurde das Quartett gespielt und zwar so vollendet, daß alle Zuhörer sich wunderbar davon ergriffen fühlten; bald nachdem die letzten Accorde davon verklungen waren, verabschiedete sich Hans von

Tante Minchen und den andern Frauen, weil er am andern Morgen ganz früh aufbrechen wollte. Wohl begleiteten ihn die innigsten Segenswünsche, laut ausgesprochen von der blinden Matrone, welcher er den Enkel, leise gebetet von der Jungfrau, welcher er den Geliebten zurückbringen sollte; Maria glich einem Bilde der holdesten Dankbarkeit; als sie zum Abschied Hans' Hand drückte, und er war in diesem Momente der Mann dazu, ihres seligen Blickes sich freuen zu können. Gott erhalte ihm so lautere Kraft und Liebe!

Felix hatte eben wieder eine Beethoven'sche Sonate gespielt; sein lieber Wirth, der Graf von Ahsen, widmete diesen herrlichen Compositionen täglich entzücktere Aufmerksamkeit; er lernte dieselben jetzt erst kennen und dadurch eine neue wunderbare Offenbarung der ewigen Weltpoesie ahnen, ja zuweilen so deutlich verstehen, daß er fast meinte, diese Offenbarung durch ein Gedicht in gewöhnliche Menschensprache übersetzen zu können; aber hatte er solch ein Gedicht wirklich niedergeschrieben, so überzeugte er sich doch bald nachher, daß er in demselben nichts wiedergegeben hatte, als etwa einige Punkte, zwischen denen die lebensvolle Figur des Kunstwerks noch einzuzeichnen war, oder

auch hier und da einen Farbenschein, der an den Lichtglanz des empfundenen Bildes erinnerte. Je weniger ihm nun das genügte, was er in der durch den Genuß von Beethoven'schen Sachen erzeugten Stimmung und Empfindung reproducirte, desto inniger verlangte ihn nach der Wiederholung des Genusses, nach immer tieferm Verständniß des Kunstwerks, und nach festem Einprägen der ihm einmal deutlich gewordenen Empfindungen und Bilder, sodaß Felix ihm nicht oft genug die Sonaten, welche er auswendig wußte, wiederholen konnte. Auch die Gräfin und Fräulein Sylvia fingen an, sich weit mehr für die Musik zu interessiren, die unser junger Freund spielte, als das, wenigstens bei der erstern, am Anfang der Fall gewesen war, und nur die Knaben waren eigentlich unzufrieden mit des Felix vielem Sitzen am Klavier, weil er ihnen während der Zeit entzogen war. So war jetzt kaum die Sonate verklungen, als Konrad, froh die feierliche Pause nach derselben unterbrechen zu können, mit der Meldung zu seinem noch geschlossenen Auges dasitzenden Vater trat, daß im Kruge ein fremder Herr angekommen sei, der nach Felix geschickt habe, weil er denselben zu sprechen wünsche.

Felix fragte, was es gebe, und erhielt einen Zettel, welchen ein Mensch aus dem Kruge gebracht hatte,

des Inhalts: „H. Eberwehr ist aus Waldhausen angekommen und bittet, zu ihm in den Krug zu kommen.“ Um solcher Aufforderung Folge zu leisten, empfahl sich Felix sogleich dem Grafen, welcher ihn bat, er möge seinen Freund aus Waldhausen bewegen, im Schlosse Wohnung zu nehmen, und zugleich seine Söhne abhielt, mit nach dem Kruge zu springen, weil er vermuthete, daß Felix und Hans beide lieber beim ersten Zusammentreffen allein miteinander sein würden.

Als Felix zu Hans in die Stube trat, empfing ihn derselbe mit herzlichem Handschlag und verwandtschaftlicher Umarmung, brachte ihm Grüße von allen Verwandten aus Waldhausen und händigte ihm den Brief des alten Herrn ein, welchem er den von Heinrich angefertigten Aufsatz über des jungen Mannes Herkunft beifügte. Diesen Aufsatz, bat er, möge Felix heute Abend durchlesen; ehe er das Sachverhältniß kenne, wäre füglich nicht geschäftlich mit ihm zu verhandeln; doch vor allen Dingen sei es nöthig, auf gute Vetter- und Brüderschaft ein Glas Wein zu trinken.

Eine Flasche mit zwei Gläsern stand schon auf dem Tische; Hans schenkte ein und trank mit Felix auf Du und Du; dann brachte der letztere die Einladung des Grafen vor, welche Hans unbedenklich annahm.

Er wurde sehr freundlich auf dem Schlosse empfangen und man brachte den Abend in angenehmer, mit Musik gemischter Unterhaltung hin, bei welcher wir gern länger verweilen würden, wenn wir nicht Mitleid mit unserm Felix hätten, der natürlich von der Sehnsucht, die Geschichte seiner Herkunft zu erfahren, fast verzehrt wird, es aber für seine Schuldigkeit hält, in der Gesellschaft auszuharren, bis dieselbe von selbst aufbricht. Dieses Aufbrechen wurde durch ein mehrfaches unterdrücktes Gähnen des Hans Eberwehr noch ziemlich frühzeitig herbeigeführt, denn der Graf bemerkte die Reisemüdigkeit seines Gastes als ein aufmerksamer Wirth sehr bald und führte ihn zu seinem Schlafzimmer. Begleiten wir unsern Felix nach dem seinigen und sehen wir ihm über die Schulter, wenn er das Folgende liest.

XXI.

In den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts ererbte der General Freiherr von Rudau die Herrschaft Waldhausen von seiner Pathe, einer kinderlosen Tante, und geborenen von Rudau, deren Stolz und Freude er während seines ganzen Lebens gewesen war. Denn, mit hellem, muthigem Geiste, festem Charakter und starkem Körper begabt, hatte er schon in früher Jugend während des Siebenjährigen Krieges als tüchtiger Offizier sich bei vielen Gelegenheiten ausgezeichnet und schnell die höhern militärischen Grade erreicht, sodaß er in den Augen der von großer Anhänglichkeit für ihre väterliche Familie beseelten Tante ganz geeignet schien, den Glanz des in frühern Jahrhunderten rühmlich bekannt gewesenen Geschlechts der Rudaus zu erneuen und zu heben. Daß der General sich stets von der die Großen seiner Zeit gefährlich benagenden Liber-

tinage fern gehalten und ein sittlich strenges Leben geführt, trug nicht wenig dazu bei, ihn in den Augen seiner Tante zum Helden zu erheben, da diese Dame die Sittenlosigkeit des Hofes, an dem sie lange hatte leben müssen, tief verabscheute; sie hatte in dieser Beziehung die traurigsten Erfahrungen an ihrem eigenen Gatten gemacht und zog sich nach dessen Tode auf seine von der Residenz sehr fern gelegenen Güter zurück, die ihr vermacht worden waren. Hier beschäftigte sie sich mit der Sorge für das Wohl ihrer Untergebenen und mit der Erziehung eines armen Fräuleins, der einzigen nähern Verwandten ihres verstorbenen Gemahls, welche derselbe auf dem Sterbebette ihrem Schutze empfohlen hatte. Daß der General von Rudau, der seine Tante öfters in Waldhausen besuchte, um die Hand dieses Fräuleins warb und sie endlich als Gattin heimführte, legte den Schlußstein an das Gebäude der Gunst, welches die alte Dame ihm in ihrem Herzen erbaut hatte, und als nun gar nach Verlauf eines Jahres dem neuvermählten Paare ein Sohn geboren wurde, der nach seinem Vater und dessen Tante den Namen Julius in der Taufe erhielt, machte die alte Dame ihr Testament, in welchem sie den General zu ihrem einzigen Erben einsetzte, mit der Verpflichtung jedoch, aus Waldhausen ein Majorat zu stiften.

Dieser Verpflichtung nachzukommen, lag ganz im Sinne des Generals, der einen hohen Grad von aristokratischem Familiensinn besaß, und als daher einige Jahre nach Julius' Geburt die Tante das Zeitliche segnete, verfehlte er nicht, sogleich die Bedingungen des Testaments zu erfüllen und Waldhausen zu einem Majorat für die Familie Rudau zu stiften. Die Legalisirung dieser Stiftung von seiten der Krone war ziemlich die letzte Gunst, welche dem General von seinem Monarchen zu Theil ward, denn der erstere war um diese Zeit mit den am Hofe herrschenden Parteien in entschiedene Opposition gerathen, besonders in Bezug auf die militärischen Einrichtungen des Staats. Obwol er nämlich selbst aus der Schule Friedrich's des Großen und der leidenschaftlichste Verehrer dieser Sonne Preußens und seines Jahrhunderts war, so hatte er doch, eben weil er im Stande war, dieses, seines ersten, angebeteten Monarchen Größe vollständig zu begreifen, auch Auge für alles nach ihm in der Welt erstehende bedeutende Neue behalten, namentlich was militärische Verhältnisse betraf; er sah klar, daß die preußische Armee zu einer Parademaschine ohne belebenden Geist herabgesunken war, und daß dagegen die Französische Revolution eine neue Art Krieg zu führen geboren hatte, welche das große Genie des Generals Bonaparte

mit weltbesiegender Gewalt zu handhaben begann; er bewunderte dieses außerordentliche Genie und sagte dessen ungeheuere Erfolge voraus; denn er gehörte keineswegs zu denjenigen Weisen, die mit ihrer Ansicht zurückhaltend umgehen, sondern er sprach dieselbe vielmehr unumwunden und mit rücksichtsloser Energie in jeder Gesellschaft aus, sodaß er vielen hochgestellten Leuten, die mehr Dünkel als Einsicht besaßen, höchst unbequem wurde und bald für einen Franzosenfreund, ja für einen Vaterlandsverächter zu gelten begann, während er doch zu seinen allerdings zuweilen etwas ausfahrenden Reden gegen die vaterländischen Verhältnisse eigentlich nur durch die Begierde getrieben wurde, eben das Vaterland vor den ihm drohenden Gefahren zu warnen und zu retten. Für seinen jungen edelgesinnten und wohlwollenden König hätte der General Rudau gern sein Herzblut hingeben mögen, denn er war Royalist vom Kopf bis zur Zehe und den politischen Ideen der Französischen Revolution todfeindlich entgegen, aber als ein Mann von starkem Selbstgefühl, der schon unter Friedrich dem Großen in bedeutenden Wirkungskreisen thätig gewesen war, beurtheilte er diesen jungen König etwa, wie ein liebender Vater seinen gutartigen, jedoch nicht sonderlich begabten Sohn, welcher, dem richtigen älterlichen Einflusse ent-

zogen, von einfältigen, altersschwachen oder gar böswilligen Räthen misleitet wird.

Es ist nicht zum Verwundern, daß ein General, so tüchtig er sonst sein mochte, der solche Ansichten über die Verhältnisse seines Vaterlandes hegte und mit denselben bei seinem dreisten und heftigen Charakter keineswegs hinter dem Berge hielt, bald Aeußerungen allerhöchsten Misfallens auf sich zog, die seinen Stolz verletzten und ihn bewogen, seinen Abschied zu fordern, um sich auf seine Güter zurückzuziehen. Das war nun zwar sehr vortheilhaft für diese Güter, auf welchen sein ungewöhnliches Organisationstalent, verbunden mit seiner energischen Aufsichtsführung, schnell einen großen Aufschwung zum Bessern hervorrief, weniger ersprießlich aber für ihn selbst, für sein körperliches und geistiges Wohlbefinden. Er fühlte in sich die Kraft, seinem Vaterlande, das er dem Sturze entgegenschwanken sah, zu helfen (denn er hatte sich ebenso frei von Verachtung der neuentstandenen französischen Kaisermacht als von Furcht vor derselben erhalten), und war doch nun entfernt von jeder Möglichkeit des Eingreifens in die Zügel der Regierung desselben; dann hatte er auch die militärische Laufbahn verlassen müssen, ehe er das höchste Ziel seines Ehrgeizes, den Feldherrnstab, hatte erfassen und schwingen

können, und er hielt sich doch — vielleicht nicht mit Unrecht — für geboren zum Feldherrn; so wirkten Vaterlandsliebe und Selbstsucht, von der wir ihn nicht freisprechen können, vereinigt dahin, die bis dahin sehr feste Gesundheit des nun schon in den Sechzigern befindlichen Mannes zu untergraben und seinen sonst so klaren Geist mit bitterm Grimme gegen die ganze Weltordnung zu füllen. In allem geschäftlichen Verkehr blieb er zwar, nach wie vor, energisch thätig, gerecht und nicht übermäßig streng, aber in seinen Mußestunden verfiel er, je schlimmer es nach seiner Meinung im Vaterlande zuging, immermehr einem düstern Unmuthe, der natürlich einen schweren Druck auf seine nächsten Umgebungen ausübte. Am meisten litt wol darunter seine liebenswürdige, über zwanzig Jahre jüngere Gemahlin, welche von sanftestem, edelstem, liebevollstem Naturell, und darum gar nicht im Stande war, zu begreifen, wie ihr sonst hochverehrter Eheherr seinem selbstsüchtigen Ehrgeiz so weit die Zügel konnte schießen lassen, daß er zuweilen eine wahrhaft satanische Freude bei den durch die Thorheiten seiner am Ruder des Staats stehenden Feinde hervorgerufenen Demüthigungen des Vaterlandes äußern mochte. Zwar, als die erste sichere Nachricht von den schrecklichen Niederlagen der Armee, deren Ehre und Ruhm

der General als seine eigene fühlte, nach Waldhausen kam, da erlitt der leidenschaftliche alte Herr eine Art von Schlaganfall; sowie er sich aber von demselben schon nach einigen Stunden wieder erholt hatte, verscheuchte er die ihn niederdrückenden Gewalten des Schmerzes und der Trauer dadurch, daß er abwechselnd bald in den tobendsten Verwünschungen, bald in dem bittersten Hohne gegen seine obenerwähnten Feinde seinem Herzen Luft machte. Einmal blieb er vor dem Bilde des großen Friedrich, welches immer in seinem Wohnzimmer hing, stehen und sprach zu demselben: O du mein hochseligster allergnädigster Herr! Was würdest du sagen, wenn du jetzt herunterkämest aus deinem Elysium in dein altes Königreich und nachsähest, wie die Dinge hier gegangen sind und noch gehen! Ha ça, wie würdest du deine Krücke brauchen und die Canaillen zum Teufel jagen, die dein Reich verloren, deine Armee, Herr im Himmel, deine Armee verdorben haben! Vor deinem Auge, aus Respect vor dir, darf ich die Schurken nicht so tituliren, wie sie es verdienen; einige davon sind schon ihre Spießruthen durchgelaufen, wenn du sie anders vor dich gelassen und nicht stracks in die Hölle geschickt hast, wo sie bei ewigem Heulen und Zähneklappern auf ihre Schandgesellen warten mögen! Gott

verzeih' mir die Sünde! ich wünsch' ihnen ewige Verdammniß! —

Diese mit großer Energie ausgesprochenen Worte fielen so schreckhaft in das Ohr der anwesenden Gattin des Generals, daß sie voller Angst ihm zurief: Um Himmels willen, Vater, versündige dich nicht an der ewigen Barmherzigkeit!

Ihr hier? rief der erzürnte Alte zurück, als er sein Weib mit dem zwölfjährigen Julius und dessen beiden nachgeborenen Geschwistern, deren Anwesenheit zu seiner Pflege er völlig vergessen hatte, im Zimmer erblickte, ihr hier? Weiber und Kindergeschrei um mich her? hinaus mit euch und schert euch zum Teufel!

Leise wich die entsetzte Frau mit ihren Kindern zur Thür hinaus und sendete ihrem aufgebrachten Gemahl seinen Leibjäger Schwendberg, damit derselbe des Herrn achte; sie selbst glaubte dem erhaltenen Befehl Folge leisten und fortgehen zu müssen, um den nach ihrer Meinung schwer Erkrankten nicht noch mehr zu erzürnen. In ihrem Zimmer angekommen, weinte sie sich aus, bis sie im Gebete Trost und Stärkung fand; der Knabe Julius aber, der sich an sie geklammert und mit ihr geweint hatte, behielt von der vorhergehenden Scene eine verschlossene, trotzige Stimmung gegen den Vater, welche alle zärtlichen Bitten seiner

Mutter während seines ganzen folgenden Lebens nie vollständig wieder entfernen konnten. Der General schämte sich seiner Heftigkeit sehr bald nach dem Ausbruch derselben, aber diese innere Scham, die er sich nicht eingestehen wollte, machte ihn nur noch härter gegen sich selbst und seine Liebsten, sodaß er während eines ihn kurz nach dem Vorfall überkommenden Nervenfiebers weder Frau noch Kinder seinem Krankenlager nahen ließ, auch keinen Arzt, den sie für ihn hatten holen lassen, sondern nur seinen Schwendberg und einen alten emeritirten Compagniechirurgus, der schon seit längerer Zeit in seinem Hause lebte, im Zimmer duldete. Auch von diesem Chirurgen, dem alten Klotz, nahm er keine Arzneien außer den kühlenden Tränken, die er sich selbst verordnete, und so verdankte er seine endliche Genesung nächst Gott nur seiner vortrefflichen Leibesbeschaffenheit, die allen Stürmen seines ergrimmten Geistes Trotz bot. Er genas vollständig und vielleicht waren durch dieses Nervenfieber die schädlichen Folgen des vorhergegangenen Schlaganfalls abgeleitet worden; seine Stimmung war jetzt entschieden eine weniger gereizte und mildere als vor der Krankheit. Frau und Kinder sah er zum ersten mal wieder, als er im Stande war, sein Zimmer zu verlassen und ihnen einen Besuch zu machen; er

sprach sanft und freundlich mit ihnen, wie seit vielen Jahren nicht, und machte so das Herz seiner Gattin wieder in freudiger Hoffnung aufathmen. Auch wurde das Leben in Waldhausen jetzt dadurch ein bewegteres und heiteres, daß der alte Herr sein Haus zu einem Asyl für viele Verwandte machte, welche durch das Kriegsgeschick aus ihren bisherigen Stellungen vertrieben worden waren. Der um zwanzig Jahre jüngere Bruder des Generals, der damalige Rittmeister Leopold von Rudau, wie dessen Schwager, der Major Hans von Eberwehr, hatten beide nach dem Tilsiter Frieden der Armeereduction wegen freiwillig den königlichen Dienst quittirt, weil viele Offiziere damals entlassen werden mußten und beide Ehrenmänner der Meinung waren, sie könnten eher aus eigenen Mitteln sich und ihre Familien weiter erhalten als andere ärmere Kameraden, die nur von ihrer Gage lebten. Der General lud Bruder und Schwager mit ihren jungen Frauen — sie waren beide erst seit kurzem verheirathet — freundlich nach Waldhausen ein, und beide nahmen gern die Einladung an, theils weil sie vor der Hand kein anderes Obdach hatten, theils auch, weil sie keinen Ort im Lande wußten, an dem sie bessere Gelegenheit haben konnten, die Landwirthschaft, welcher sie sich fortan widmen wollten, praktisch zu

erlernen; denn Waldhausen galt schon damals für eine der am besten bewirthschafteten Herrschaften in der Provinz. Major Eberwehr war dem General doppelt verschwägert, denn er war zugleich ein Stiefbruder von dessen Frau; er hatte damals erst ein einziges Töchterlein, Pauline, bald nach seinem Einzuge in Waldhausen aber wurde ihm ein Sohn, Hans, geboren, wie auch schon mehrere Monate früher dem Leopold Rudau ein Sohn, Heinrich. Mit Frau von Eberwehr war noch deren jüngste Schwester mit ins Haus gekommen, welche nur wenige Jahre älter war als Julius Rudau, und noch mit demselben die meisten Unterrichtsstunden theilen konnte. Es fehlte demnach fortan nicht an fröhlich thätigen Menschen und munterm Kindergewimmel im Schlosse zu Waldhausen, das für all das Getreibe Raum genug hatte. Der General schien nach seiner Krankheit die düstere Stimmung verloren zu haben und sich im patriarchalischen Beherrschen dieser Familiencolonie recht wohl zu fühlen, während seine Gattin, welche damals zuerst den Namen „Tante Minchen" erhielt, recht eigentlich die liebevolle sorgsame Mutter und das zusammenhaltende Element für den ganzen Kreis war; sie genoß das vollste Vertrauen und ehrfurchtsvolle wie zärtliche Verehrung von groß und klein, welches Glück sie durch

ihre treue und pflegsame Hausordnung, wie durch ihr innig theilnehmendes Herz in reichem Maße verdiente.

So vergingen diesem Familienkreise mehrere Jahre in gleichmäßigem, aber sehr innigem Zusammenleben; am Tage waren die Männer, die sich willig von dem Hausherrn dirigiren ließen, in der Wirthschaft beschäftigt oder zogen auch wol mit ihrem Familienhaupte auf die Jagd aus, während die Frauen mit Kindern und Hauswesen vollauf zu thun hatten; abends aber versammelten sich die Erwachsenen, während die jüngern Kinder schon schliefen, zu guter gemeinschaftlicher Lectüre oder anderer geselliger Unterhaltung, bei welcher die in der Familie sehr einheimische Musik eine große Rolle spielte. Der General selbst stammte ja noch aus der Zeit, da jeder junge Offizier sich um Fertigkeit auf irgendeinem Instrumente abmühte, weil sein großer König selbst für einen Virtuosen und Musikkenner galt; ihm war schon als Knabe die Geige von Tante Julie, welche ihn hatte erziehen lassen, in die Hand gegeben worden, und er hatte es auf derselben zu einer nicht unbedeutenden Geschicklichkeit gebracht; doch hielt er sich selbst nicht für vollkommen genug, um die erste Stimme in Streichquartetten zu spielen, und engagirte dazu einen jungen talentvollen, aber brotlosen Musiker, den er zugleich als Schreiber bei

der Gutskassenverwaltung verwendete. Dieser junge Mann, der spätere Kassenrendant und zugleich Musiklehrer des Hauses, spielte also die erste Geige, der General selbst die zweite, Major Eberwehr die Bratsche und Leopold Rudau das Cello im Streichquartett, welches sehr regelmäßig exercirt wurde, sodaß man jede Woche ein neues Stück einstudirte, und sich dann am Sonntag mit Aufführung der bereits fließend gehenden Sachen eine Feiertagsfreude bereitete. Auch an Vocalmusik war durchaus kein Mangel im Schlosse, da alles, was nur eine Stimme hatte, auf des Generals Antrieb singen mußte, wie ihm der Schnabel gewachsen war, Tante Minchen aber, wie auch Tante Eberwehr die Begleitungen auf dem Klavier sehr fertig von Noten spielten.

Während dieses äußerlich harmlosen Treibens entzogen die jüngern Männer sich keineswegs der Theilnahme an den Vorbereitungen zur Wiedergeburt des Vaterlandes, die damals vor den tausend Augen des großen Ueberwältigers verborgen und ganz im stillen getroffen werden mußten. Der General nahm an diesen Bemühungen wenig Antheil und sprach sich einmal zu Bruder und Schwager folgendermaßen aus: „Was ihr da macht, das macht allein! ich kann euch dabei mit nichts anderm helfen als mit Geld, soviel ich

übrig habe. Hätte der König mir Anno 1 die Armee übergeben, so hätt' es mit dem Teufel zugehen müssen, wenn wir in diese Lage gekommen wären; jetzt aber weiß ich mit Rath und That nicht mehr zu helfen, meine Zeit ist vorüber; darum laßt mich aus dem Spiele, wenn es etwas anderes als Geld betrifft. Der alte Herrgott wird sein Preußen nicht verlassen! Es kann nicht sein Wille sein, das Werk des alten Fritz zwanzig Jahre nach seinem Tode zu verderben; er wird alles wieder in Ordnung bringen mit andern Kräften, als ich sie zu gebrauchen verstehe. Mit der Armee hätt' ich den Schaden verhüten können, wenn ich sie zur rechten Zeit in die Hand bekam, jetzt aber taug' ich nur noch zum Zahlen, und drum maß' ich mir nicht an, auch nur mit einem Worte euern Kohl, den ihr anders kocht, als ich's verstehe, fett machen zu wollen. Wider euch will ich wahrlich nicht sein, aber helfen kann ich euch auch nicht."

Auch gegen die Neuerungen, welche die Gesetzgebung dieses Zeitabschnitts dem Staate brachte, verhielt der alte Herr sich ziemlich passiv. Er hatte schon bald nach seiner Besitznahme von Waldhausen sämmtliche Frondienste aufgehoben und seine Bauern zu Pächtern ihrer Ländereien gemacht; jetzt wurden sie zwar Eigenthümer derselben, aber die Renten, welche

sie nach der Regulirung davon zu zahlen hatten, betrugen fast mehr als ihre frühern Pachte. Der General äußerte sich einmal gegen Schwager und Bruder folgendergestalt über diese Verhältnisse: Das will ich gern glauben, daß diese eure neuen Leute, die jetzt den Staat regieren, von gutem Willen beseelt sind, daß sie nicht an ihr eigenes Wohl denken, sondern an das Beste des Staats, und solch guter Wille pflegt immer einige Früchte zu tragen und macht manches lebendig, was bis dahin todt lag; aber wenn sie sich zum Exempel einbilden, daß sie den Bauern dadurch gut thun werden, daß sie ihm freies, theilbares, verkäufliches Eigenthum geben, da sind sie auf einem ganz verfluchten Holzwege. Daß manches alte Edelhaus dabei über Bord gehen wird, ist wol gewiß; es gibt deren viele, die schlechte Landwirthe sind; das sehen die Herren ja kommen und wollen es nicht verhindern; das aber sehen sie nicht, daß sie den Bauernstand ruiniren, die Bauern selbst zu brotlosem Gesindel machen, ihr Hab' und Gut den Wucherjuden in die Hände bringen werden. Große Dummrians scheinen sie mir doch zu sein! Alle Stände wollen sie durcheinander mengeliren und dadurch jeden einzelnen vernichten; sie nehmen das Gift der Französischen Revolution, um die Franzosenkrankheit, die über uns ge-

kommen ist, zu curiren; kann sein, daß es als Gegengift gegen diese Krankheit etwas mithilft, aber Gift bleibt es darum doch und wird noch lange im Staatskörper fortwirthschaften und erst recht zu Tage kommen, wenn wir die Franzosen wieder los sind. Der Bauer, welcher freies Eigenthum hat, soll mehr Courage haben, fürs Vaterland zu schlagen, als wenn er von seines Herrn Acker lebt? Dummer Unsinn! Draufschlagen werden sie, dafür will ich einstehen, aber nicht, weil sie freies Eigenthum bekommen haben, sondern um sich an dem Franzosen zu rächen, der sie mit Füßen getreten hat. Freies Eigenthum! Heute kommt ein Jude und bietet ihm ein paar hundert Thaler dafür — weg damit! Er meint ja ein Krösus zu werden; was soll er sich weiter mit dem Vaterlande quälen? Die klugen Herren Gesetzgeber haben die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Gaben sie dem Bauer eigenes Land, so mußten sie ihn auch zum Majoratsherrn darauf machen; aber weit besser noch hätten sie für ihn gesorgt, wenn sie ihn aus dem erbunterthänigen Fronsmann zum freien fleißigen Pachter umgeschrieben hätten, statt das Eigenthum des Landes dem Gutsherrn unnöthig fortzurauben. Das Rittergut muß untheilbares, unveräußerliches Majorat sein und die Bauern sicher- und gutgestellte Zeitpächter

auf den Ländereien, die sie bewirthschaften und die der Herr nicht zum Hofe einziehen darf; so wollte es der alte Fritz, und der wußte besser was er wollte als eure klugen, guten Leute von heute. Meine eigenen waldhäuser Bauern haben schon Speck angesetzt seit den zehn Jahren, daß sie meine Pächter sind; jetzt, wenn die alten Wirthe aussterben, werden ihre Bälger den Hof theilen wollen, natürlich durch Verkauf; soll ich da Juden in die Dörfer lassen? nein, das nicht, so wahr Gott lebt! — Ich muß selbst den Hof kaufen und seine Nachbarn auch an mich zu bringen suchen, wie ich irgend kann, und dann aus dem Dorf ein Vorwerk machen; so Gott will, soll nach zehn Jahren kein Bauer mehr im Waldhausenschen existiren! Und jeder Edelmann, der kein schwachköpfiger Narr und Verbrecher gegen sein eigenes Geschlecht ist, wird ebenso handeln, wenn er die Mittel dazu hat! Denn wer steht uns dafür, daß derselbe Staat, der uns jetzt einen Theil unsers Rechts und Guts nimmt, um es an unsere Bauern zu schenken, nicht späterhin auch von dem Reste denselben confus menschenfreundlichen Gebrauch macht? Es ist mir sehr lieb, daß Waldhausen weit mehr Wald als Dorfgrund hat, und daß ich nicht viele Dörfer auszurotten brauche, aber die, die jetzt da sind, müssen fort. So werde ich wol mit

der Zeit reicher werden durch eure weisen Gesetze, meine Bauern aber zu Tagelöhnern, wenn sie tüchtige Leute sind, oder zu Gesindel, wenn sie nicht ordentlich arbeiten wollen. So geht es, wenn man die gegeneinander hetzt, die zusammen leben und sterben sollten als brave Offiziere und tüchtige gehorsame Soldaten, auch bei der Landwirthschaft, nach unsers großen hochseligen Königs Willen; der Stärkere muß dann den Schwächern auffressen; hier in Waldhausen bin ich glücklicherweise der Stärkere; anderwärts wird es anders gehen, aber auch schwerlich erfreulicher für die humanen Dummköpfe.

So raisonnirte der alte harte Herr und zollte den Neuerungen nur insofern Beifall, als sie zur allgemeinen Aufregung mitwirkten, welche nöthig war, um das Franzosenjoch abzuschütteln; er meinte aber, das Schnapstrinken, welches unter den frei gewordenen Bauern sehr viel stärker zu werden begann, erscheine ihm zu jenem Zwecke noch weit fördernder und sei ihm deshalb auch fast noch lieber als die unverdauten liberalen Ideen. Major Eberwehr und Leopold Rudau, welche mit den zur Wiedergeburt des Vaterlandes wirkenden edeln Männern in innige Verbindung getreten waren, schwiegen zu solchen Aeußerungen still, da sie wußten, daß sie durch Widerspruch den alten Herrn

nur zur äußersten Erbitterung getrieben haben würden; sie waren wenig geneigt, mit demselben über die Zweckmäßigkeit einzelner Gesetze zu streiten, und zufrieden, daß sie nur über das eine, was noth sei, über die Aufbietung aller Mittel und Kräfte zur Abschüttelung des fremden Jochs, mit ihm sich einig fühlten. Sie liebten und verehrten ihr Familienoberhaupt und folgten ihm schon aus langer militärischer Gewohnheit ohne Widerspruch, ohne sich durch seine Schroffheiten viel anfechten zu lassen, welche auch ihren eigenen Ansichten selten schnurstracks entgegenstanden, wie es bei dem Sohne des Generals, dem jetzt zum Jünglinge erwachsenen Julius Rudau, allerdings sehr oft der Fall war. Dieser, welcher in der Hauptstadt der Provinz unter der Aufsicht eines tüchtigen Hofmeisters zur Universität vorbereitet wurde, hatte sich mit jugendlicher Schwärmerei ganz und gar den Ideen hingegeben, welche zu jener Zeit die besten Köpfe füllten und von ihnen besonders in die studirende Jugend ausgeströmt wurden. Daß nun der Knabe schon wie ein Mann für die Befreiung vom fremden Joche glühte, das erfreute den Vater sehr, denn kein Jüngling konnte ihn selbst in dieser Glut übertreffen; die andern Ideen aber, die sich bei dem jungen Julius mit seinem Frankenhasse vergesellschafteten, die Schwärmereien von allge-

meiner Freiheit und Verbrüderung im deutschen Vaterlande, von Ausgleichung der Standesunterschiede u. s. w., die würde der Vater mit Feuer und Schwert im Sohne auszurotten versucht haben, wenn er von ihrem Dasein in demselben eine Ahnung gehabt hätte. Julius aber, von Natur ernst und jeder ihn berührenden Härte stummen Trotz entgegensetzend, hatte dem Vater nie jene Austreibungsscene seiner Mutter vergessen und war gegen denselben verschlossen wie das Grab; er widersprach ihm nie, sprach aber auch nur dann mit ihm, wenn er auf eine Frage zu antworten hatte. Da es nun nicht in der Gewohnheit des Generals lag, nach den Meinungen seiner Untergebenen, zu denen er vor allen Dingen seine eigenen Kinder rechnete, zu forschen, indem er vielmehr als selbstverständlich annahm, daß sie gleicher Meinung mit ihm sein müßten, so erfuhr er von dem innern Gemüthszustande seines ältesten Sohnes nur das, was ihm andere darüber etwa berichteten, und das war meistens zu Gunsten des ernsten, aber feurigen, sanften, aber charakterfesten Jünglings, sodaß er mit demselben sehr wohl zufrieden war und noch einmal rechte Freude an ihm zu erleben hoffte.

Der trauliche Familienkreis von Waldhausen erhielt nun zuerst dadurch einen Abbruch, daß Major

Eberwehr mit den Seinen durch folgende Verhältnisse genöthigt wurde, einen andern Wohnort zu nehmen. Ein Vatersbruder von ihm hatte in dem vormaligen Neu-Ostpreußen, welches durch den Tilsiter Frieden zum Herzogthum Warschau geschlagen worden war, eine sehr große Besitzung erworben und bat nun, da er sein Ende herannahen fühlte und keine Kinder mehr, nur unmündige Enkel um sich hatte, seinen Neffen, den Major, ihn vorläufig in der Verwaltung und Ordnung seiner Geschäfte zu unterstützen, um dann später nach seinem Ableben die Oberleitung derselben nebst der Vormundschaft über die unmündigen Erben zu übernehmen. Der Major hielt es für seine Pflicht, diesem Rufe Folge zu leisten, verließ mit Schmerzen Waldhausen wie sein Vaterland und siedelte zu dem alten Oheim über, der ihm in seiner Jugend vielfache Unterstützung hatte angedeihen lassen, welche er jetzt durch wesentliche Dienste zu vergelten hoffte. Bald darauf unternahm Napoleon seinen gewaltigen Feldzug gegen Rußland; seine Heeressäulen wälzten sich wie Heuschreckenschwärme raubend und zerstörend über die dem Namen nach befreundeten Länder, deren Herrscher ihm Hülfstruppen stellen mußten, den Eisfeldern entgegen, auf denen das Schicksal ihren Uebermuth brechen wollte. Dieser Uebermuth hatte den

Grimm und die Rachsucht der mishandelten Völker aufs äußerste gesteigert, und es war wol kein Wunder, daß von ihnen manche Greuelthaten verübt wurden, als die zersprengten Glieder der so stolz und gewaltthätig hinmarschirten großen Armee jetzt flüchtig und elend bettelnd auf denselben Straßen wieder heimkehrten. Auch die Wälder von Waldhausen mochten manchen Mord an unseligen, halberfroren liegen gebliebenen Krüppeln bedecken, wenngleich der Herr dieser Gegend edelstolzen Sinnes die früher erduldete Schmach nicht an den Elenden zu rächen versuchte, die jetzt zum Theil in seine Macht gegeben waren; vielmehr ließ er nach Kräften für die krank und verwundet Ankommenden sorgen, indem er alle passenden Räume, ja sogar einen Theil seines eigenen Schlosses zum Lazareth für diese Unglücklichen hergab. Allerdings that er das nicht etwa mit wohlwollendem Herzen gegen seine bitter gehaßten Feinde, sondern nur aus einer Art Ehrgefühl, weil er meinte, ein ehrenhafter Soldat müsse sich nach gewonnener Bataille auch des unschädlich gewordenen Feindes erbarmen. Der Lohn, den er für diese kalte Mildthätigkeit erhielt, war nun freilich ein sehr bitterer, denn ein heftiger Typhus, der unter den Aufgenommenen ausbrach, ergriff auch die Mitglieder seines Hauses, ja seiner Familie. Es er-

lagen demselben seine eigenen Kinder, sodaß einzig der in der Universitätsstadt entfernte Julius ihm übrig blieb; es starb ferner Leopold Rudau's innig geliebte Gattin mit einem Säugling an der Brust und einem wenig ältern Kinde, sodaß auch dieser Vater bis auf seinen damals fünfjährigen Sohn Heinrich völlig verwaiste. Tante Minchen war die einzige, welche Gott zur Pflege der Erkrankten und Uebrigbleibenden erhielt, aber sie zog sich, wahrscheinlich durch ihre fast ununterbrochenen Nachtwachen während der gewaltigsten Nervenaufregung am Krankenlager ihrer Kinder und sonstigen lieben Angehörigen, ein schweres Augenleiden zu, welches später mit völliger Blindheit endete, als sie mit ihrem im Schmerz wieder erstarrten Gemahl und dem kleinen Heinrich allein in Waldhausen zurückblieb. Denn Leopold Rudau und auch ihr Sohn Julius waren schon dem Rufe ihres Königs gefolgt und standen jetzt bei der Armee in Schlesien. Sie hatten es am leichtesten, in der Thätigkeit und den Entbehrungen des Kriegs mit ihren Schmerzen fertig zu werden. Dem armen Major Eberwehr war es schwer genug geworden, nicht zu ihnen sich gesellen zu dürfen, sondern zu Hause bleiben zu müssen, aber die gegen seinen alten Oheim übernommene Verpflichtung hielt ihn mit den Fesseln der Ehre zurück im fremden

Lande, fern von der Ruhmesbahn der alten Kampfgenossen, ihn, den noch ganz rüstigen, höchst kampffähigen Soldaten, der Vaterland und Kriegsruhm gleich leidenschaftlich liebte. Vielleicht war ihm unter allen den uns bekannten Familienmitgliedern die schwerste Rolle anheimgefallen, und er ward ihrer nur mit großer Mühe Herr. So oft es ihm seine bedeutenden Geschäfte erlaubten, fuhr er nach dem etwa vier Meilen von seinem Wohnorte entfernten Waldhausen hinüber, um gute und schlimme Nachrichten mit dem alten General zu besprechen, und beide Männer vergaßen zusammen über die herrlichen Erfolge der vaterländischen Armee in feuriger Freude das eigene Leid. Zwar hatte der General ein schlechtes Ende des ganzen Kriegs prophezeit, da er den Zustand der Armee mit Landwehr u. s. w. für höchst untauglich zu einem längern Feldzuge, auch den General Blücher nur für einen tüchtigen Husaren hielt, nicht aber für einen Feldherrn, wie er gegen Napoleon nöthig sei. Auch noch nach der Schlacht an der Katzbach blieb er kopfschüttelnd bei seiner vorgefaßten Meinung, während er zu Bülow nach dessen ersten Erfolgen mehr Zutrauen zu fassen begann. Endlich aber nach der Schlacht von Leipzig rief er aus: Ja, ja, Gott selbst führt sie und es wird gehen! Das ist kein Krieg mehr der Armeen, die

Völker sind selbst ausgezogen, und für unser Kapitalvolk scheint der alte Husar ein prächtiger Fahnenträger zu sein. Verdamm' mich Gott, wenn ich mich nicht freue, die Geschichte falsch tarirt zu haben! — Einen solchen Ausspruch hatte man von dem alten starren Herrn noch kaum in seinem Leben gehört, und es war ihm derselbe hoch genug anzurechnen.

XXII.

Der Krieg war beendet, der Friede geschlossen, die Sieger kehrten heim, unter ihnen Leopold Rudau als Commandeur eines Cavalerieregiments, bei welchem auch Julius Rudau als Offizier stand; beide kamen zusammen auf Urlaub nach Waldhausen, und der alte General sah mit stolzer Freude, daß beide mit den Ehrenzeichen des Eisernen Kreuzes geziert waren. Bald nach den ersten Begrüßungen fragte er seinen Sohn: Nun, Julius, willst du weiter dienen?

Ich habe noch nicht darüber nachgedacht.

Das heißt also: ich will weiter dienen, denn wie kann man aufhören wollen, Soldat zu sein, wenn man nicht durch Verhältnisse genöthigt wird, den Abschied zu nehmen.

Warum sollte er nicht weiter dienen? sprach Leopold Rudau dazwischen, als Julius schwieg; er ist gesund und frisch wie ein Hecht, gut angeschrieben bei seinen Vorgesetzten, nahe zur Schwadron —

In der Fronte lohnt das nicht im Frieden, unterbrach der General; er muß in den Generalstab, da kann er Carrière machen auch ohne Krieg.

Hm, wer weiß, wie bald wir wieder marschiren, bemerkte Leopold.

Meinst du? erwiderte der General; ich sage dir, jetzt kommt ein Friede, länger als nach dem Siebenjährigen Kriege; die Völker haben rein ausgewirthschaftet und müssen erst wieder zu Kräften kommen. Doch, magst du nun dienen bleiben oder den Abschied nehmen, eins ist an der Zeit, Julius: du mußt dir eine Frau suchen!

Der Sohn erröthete und schwieg; der Vater sah ihn scharf an und sagte fast lächelnd: Bist wol am Ende schon gar verliebt? Aber nur beileibe keine Mesalliance! fuhr er streng fort; arm kann sie sein wie eine Kirchenmaus, daraus mache ich mir nichts; aber drei Bedingungen muß sie erfüllen: sie muß von altem Adel sein, von tadelloser Conduite und evangelischer Confession. Sonst hast du freie Wahl, und ich hoffe, du wirst gut wählen!

Ei, warum sollt' er nicht? rief Leopold, hat er doch sonst Aug' und Herz auf dem rechten Flecke!

Julius blieb, wie in frühern Jahren, dem Vater gegenüber verschlossen und stumm, desto weicher und

inniger gestaltete sich sein Verhältniß zur erblindeten Mutter; ihr gestand er auch unverhohlen, daß sein Herz, abgesehen von einigen flüchtigen, momentanen Berührungen, die keinen dauernden Eindruck zurückgelassen hätten, noch frei und er daher wol im Stande sei, nach des Vaters Willen eine Gattin zu wählen, daß er aber gegen dieses geschäftartige Suchen eines Liebesbündnisses unüberwindliche Abneigung hege und auch die Bedingungen, an die der Vater seine Zustimmung knüpfe, als unwürdigen Zwang verabscheue. Die Mutter machte ihm dagegen bemerkbar, daß er diesen Zwang nicht etwa dem Eigensinne des Vaters, sondern vielmehr den bei der Stiftung des Majorats nach dem Willen der Tante Julie getroffenen Bestimmungen zuzuschreiben habe; es sei demnach nur der Wunsch des Vaters, seinem Sohn die Nachfolge in Waldhausen zu sichern, den der letztere zu berücksichtigen habe u. s. w. Alle diese freundlichen Vorstellungen wirkten aber nur wenig gegen den Geist des Widerspruchs, der sich von früher Jugend auf in Julius gegen den strengen, ihm tyrannisch erscheinenden Vater gebildet hatte, und der um so mächtiger in ihm wuchs, je mehr er durch Scheu vor unschönen Scenen dem General gegenüber zum Verstummen gewungen wurde.

Leopold Rudau mußte bald wieder zu seinem Re-

gimente zurück und ließ seinen Neffen noch einige Wochen allein in Waldhausen; aber auch dieses einsame Zusammenleben bildete kein näheres Verhältniß zwischen Vater und Sohn, weil der erstere, zufrieden mit der anscheinenden Fügsamkeit des jungen Mannes, kein innigeres Verständniß zu bedürfen schien, der Sohn aber, harte Berührungen fürchtend, sein Herz immer fester verschloß. Der General, welcher in ihm einen ernsten Charakter voraussetzte und tüchtige militärische Kenntnisse und Erfahrungen vorfand, wenn er danach forschte, freute sich dessen und hoffte, seinem Julius werde einst das Geschick den Feldherrnstab gönnen, den es ihm selbst versagt habe; er werde seinem Vaterlande zum Vortheil, seinem Geschlechte zu hohem Ruhme die Ehrenstufen zunächst dem Throne ersteigen; denn der Julius könne ja auch schweigen, wenn er eine andere als seine eigene Meinung vorläufig Recht behalten sähe; das hatte er, der General, nie gekonnt. So meinte der alte Herr und setzte, zum ersten male seit seinem Ausscheiden aus der Armee, alles, was er noch von einflußreichen Connexionen hatte, in Bewegung, um seinem Sohne die wissenschaftliche Militärcarrière zu eröffnen. Es gelang das ohne Mühe, da Julius durch sich selbst gut empfohlen war, und wir sehen ihn nun bald in der Hauptstadt

des Reichs, um dort militärischen Studien obzuliegen und zugleich als heirathsfähiger Erbe von Waldhausen eine nicht unbedeutende Rolle in der besten Gesellschaft zu spielen. So erfüllte er ohne Widerstand, aber auch ohne Interesse, die Wünsche seines Vaters und that ruhig seinen Dienst — wie er hohnlächelnd gegen sich selbst dieses ihm völlig gehaltlos erscheinende Treiben nannte — einige Jahre lang fort. Gegen das Ende dieser Zeit hatte er sich aber von den militärischen Beschäftigungen schon fast ganz und gar abgewendet und trieb nun ästhetische, besonders musikalische Studien, welche seinem tief empfindenden Herzen weit mehr Genuß gewährten; auch der Besuch der Hof- und sonstigen Damengesellschaften war ihm um diese Zeit schon höchst widerwärtig geworden, dagegen hatten die Gelage, welche geniale Wüstlinge seiner Bekanntschaft mit verführerischen Sirenen feierten, einen düster magischen Reiz für ihn gewonnen, sodaß er sich oft in ihre wilden Strudel stürzen mochte; er war Faustischen Gelüsten verfallen und brütete tagelang über Hoffmann'schen Novellen. So fand ihn Leopold Rudau, als er einmal zufällig nach der Hauptstadt kam. Dieser, der, obgleich er sein Oheim und früherer Regimentscommandeur war, doch mehr wie ein älterer Bruder zu ihm stand, fand bald den Schlüssel zu

seinem Herzen wieder, den er anfänglich fast verloren zu haben schien, und entdeckte in diesem Herzen ein wildes Chaos von Ehrgeiz und unbefriedigtem Thatendurst, Ekel vor der Prosa des gewöhnlichen Lebens und unbewußter Sehnsucht nach den ihm tief verborgenen Labequellen reiner Liebe und klarer Religion; diese Sehnsucht zog ihn zur Musik und zu den Hoffmann'schen Schriften, die er größtentheils aus seinem eigenen Herzen herausgeschrieben meinte; auch der Goethe'sche „Faust" kam nie aus seiner Tasche; kurz, er litt an der Krankheit, die wol mancher begabte junge Mann unsers Jahrhunderts durchzukämpfen gehabt hat. Leopold Rudau kannte diese Krankheit aus eigener Erfahrung nicht, doch hatte der scharfe Schmerz um die früh verlorene Gattin seine von Natur derbe, heitere Gemüthlichkeit so weit verklärt, daß er derjenigen Weichheit der Mitempfindung, welche Julius bei einem Freunde bedurfte, vollständig fähig war; zugleich aber hatte sein ganzes Wesen einen so gesunden, enthusiastischen Schwung, daß sein Erscheinen auf den jüngern Freund wirkte wie frischer Luftzug auf ein in dumpfer Windstille hinbrütendes Fahrzeug. Julius lebte vollständig wieder auf, ging überallhin gern mit, wo es den soeben zum Obersten beförderten kräftigen Lebemann hinzog, sei es zu fröhlichen Diners mit den

alten Kriegskameraden, sei es zu den Kunstgenüssen, welche die Bühne der Hauptstadt den Liebhabern dramatischer Kunst in so reichem Maße bot, damals als Ludwig Devrient und Frau Milder-Hauptmann an diesem Himmel culminirten, der andern mitwirkenden bedeutenden Künstler nicht zu gedenken. Um ganz ungenirt zu sein, gingen die beiden Vettern meist in Civilkleidern nach dem Schauspielhause, und es zog sie auch wol aus demselben noch nach dem Weinhause hin, wo der Mann, den sie eben nur als König Lear „jeden Zoll einen König" gesehen hatten, mit dem phantastischen Dichter der „Serapionsbrüder" seine Abende zuzubringen pflegte. Wir wissen es schon, daß Onkel Leopold noch in späten Jahren gern von diesen Abenden Wunderdinge erzählte; auf Julius wirkten sie eigenthümlich anregend und doch zugleich befriedigend und abstillend. Schon längst hatte er eine Sehnsucht gehabt, mit Hoffmann persönlich bekannt zu werden, nie aber bisher die Scheu, dem damals hochgefeierten, ihm so innig lieben Dichter sich vorzustellen, überwinden können; diese Schwierigkeit wurde durch Leopold's gerades unbefangenes Wesen leicht beseitigt, und Julius genoß Momente frohen Glücks in geistiger Berührung mit dem ihn schnell als ein „poetisches Gemüth" erkennenden Hoffmann, welche Momente noch

in der Erinnerung beseligend sein Inneres durchklangen, wenn er schon lange nicht mehr in der Gesellschaft des gegen ihn so recht von Grund aus liebenswürdigen Dichters war. Freilich wurde solches Glück durch den Schmerz getrübt, daß das auf Julius fallende Licht wol von dem letzten Aufflackern einer Flamme, die dem Erlöschen nahe sei, herrühren möge, aber auch dieser Schmerz wirkte wohlthätig auf den Kranken, indem er ihn wenigstens von dem Wühlen in seinem eigenen Ungenügen abzog.

Eines Abends saßen Julius und Leopold auf gesperrten Sitzen der Estrade des Opernhauses, erwartungsvoll der Aufführung von Gluck's „Iphigenia in Tauris" entgegenharrend, als sie sich noch einmal erheben mußten, um ein allerliebstes, aber sehr einfach, fast ärmlich gekleidetes, rothbäckiges Jüngferlein mit einem noch jüngern Wesen männlichen Geschlechts zu den Nebensitzen nach der Mitte hin durchzulassen. Das Jüngferlein verneigte sich dankbar gegen die aufstehenden Herren und nahm den Platz neben Julius ein, ihr Bruder — das mußte er der großen Aehnlichkeit nach sein — den nächsten Sperrsitz. Wie kindlich freuten sich die beiden, leise kichernd, zusammen, daß sie noch zur rechten Zeit hätten kommen können. Hätte meine Dame nicht Besuch bekommen, flüsterte

das Mädchen, so hätt' ich ihr den Abend über vorlesen müssen und gar nicht das Billet benutzen können, das der gute Musikdirector mir geschickt hatte; ach, Heinrich, was wäre das schade gewesen! — Julius Rudau's Ohren mußten heute ungewöhnlich scharf hören, sonst hätte er diese ganz leise gesprochene Rede nicht verstehen können, ebenso wenig die Antwort des knabenhaften Jünglings: Ach ja, Roschen, wie schade wär' das gewesen! dann würd' auch ich nur die halbe Freud' an der ersten Oper, die ich seh', gehabt haben.

Mit unbefangener Lust, wenn auch sehr leise sprechend, machten die beiden Kinder nun einander auf den Vorhang und die sonstigen Verzierungen des weiten Zuschauerraums aufmerksam, den sie zum ersten male zu betreten schienen; Julius fühlte sich eigenthümlich zum Horchen auf ihr unschuldiges, trauliches Geflüster hingezogen, welches ihn um so mehr anheimelte, da es im deutschen Dialekt seines Geburtslandes Litauen geführt wurde. Zuletzt konnte er sich nicht enthalten zu fragen: Hat uns der Zufall nicht vielleicht hier liebe Landsleute zugeführt? Wir sind aus Litauen!

Ach ja, wir auch! erwiderte freudig erschreckt und ganz roth werdend das junge Mädchen.

Und darf man fragen, aus welcher Gegend von

Litauen? fragte Julius etwas indiscret, doch wurde ihm das nicht übel gedeutet, denn das Mädchen antwortete ganz vergnügt: Aus Tillstadt, mein Herr! Unser Vater ist der dortige Cantor Morgenroth.

Was? so sind Sie Roschen Morgenroth und das da der kleine Heinrich? fragte gleichfalls an dem Gespräche theilnehmend der Oberst; kennt ihr mich denn nicht mehr, Kinder? Ich bin ja der Leopold Rudau, der vor ein sieben, acht Jahren oft genug zu euerm Vater kam.

Spielten Sie nicht das Violoncello, Herr Baron? fragte ganz schüchtern der feingebaute Jüngling.

Ganz recht, mein Junge! siehst du wol, hast mich nicht vergessen, das ist recht; aber das Mamsellchen weiß nichts mehr von mir, he? Na, schadet nichts! Freut mich, daß wir Landsleute uns hier getroffen haben; und dieser Herr hier, damit ihr's doch wißt, das ist der Julius aus Waldhausen, den ihr auch damals zuweilen gesehen habt.

Ach ja! fuhr das Mädchen heraus, indem ihre Augen wie in Erinnerung aufleuchteten; dann erschrak sie über den gezeigten Mangel an Haltung und blickte verschämt erröthend zu Boden.

Aber wie in aller Welt, Kinder, kommt ihr hierher? fragte der Oberst.

Der Vater wollte gern, antwortete das sich wieder erholende Mädchen, daß ich hier eine Zeit lang Singstunden nehmen sollte, damit ich künftig in Tillstadt welche geben könnte, mein Bruder Heinrich aber sollte auch mehr Musik hören und lernen, als er es in Tillstadt konnte; drum schrieb der Vater an seinen Jugendfreund, den Herrn Musikdirector N. N., und der hat uns hier Stellen verschafft, an denen unser Unterhalt dem Vater wenigstens nichts kostet. Der Herr Musikdirector ist sehr gut gegen uns und hat uns auch heute die Komödienbillets geschenkt.

Jetzt erklang der Taktstock des Dirigenten und die Aufführung nahm ihren Anfang; natürlich wurde dadurch das Gespräch der Landsleute unterbrochen, und athemlos horchte das junge Geschwisterpaar dem im Orchester aufbrausenden Sturme, mit welchem die Oper beginnt. Ein Bericht über die Details derselben und ihrer heutigen Aufführung würde zu weit führen; genug, daß die Milder-Hauptmann die Iphigenia sang! Aber trotz der wunderbaren Wasserstimme dieser großen Sängerin und der sonst auch vortrefflichen Darstellung der Oper war des Julius Aufmerksamkeit fast noch mehr durch seine Nachbarin als durch das hohe Kunstwerk auf der Bühne gefesselt. Er lag tief in seinen Sessel zurückgelehnt und betrachtete unverwandt

das junge Mädchen, welches mit allen Fibern nach der Musik lauschte, nach dem Spiel sah, auf dessen Antlitz sich das innigste Verständniß der sanft mächtigen Melodien und edeln einfachen Harmonien malte; sie war so ganz in Schauen und Hören verloren, daß sie währenddessen nicht im entferntesten an ihren Nachbar dachte, geschweige denn bemerkte, wie innig derselbe sie beobachtete; dem Obersten freilich entging das keineswegs und er schaute nicht ohne alle Besorgniß auf seines Vetters träumerisches Augentrinken; er begann für denselben einen Rausch zu fürchten, der in jedem Falle gefährlich werden konnte, denn er kannte die Leidenschaftsfähigkeit des Julius. Sollte Roschen Morgenroth ihm nur zum Spiele dienen? Dazu war sie doch offenbar zu schade schon als Tochter ihres Vaters; oder sollte Julius sie, seinem Vater und der Majoratsstiftung trotzend, zum Altare führen? daran war doch auch nicht zu denken. Es mag wunderbar erscheinen, aber es ist factisch wahr, daß solche Besorgnisse schon an diesem Abende in des Obersten sonst so sorgenfernes Herz einzogen und daß er sogleich sich fest vornahm, als geschickter Soldat und wohlwollender Freund gegen diese beginnende Leidenschaft zu operiren. Hätte Roschen Morgenroth sechzehn Ahnen gehabt, wie freudig würde er sich für ihren

Verbündeten erklärt haben, denn nach seiner Meinung hätte nichts den Julius von seinem krankhaften Zustande so radical curiren können als eine leidenschaftliche Liebe mit der Folge eines glücklichen Ehebündnisses.

Als der Vorhang des ersten Actes fiel, holten Röschen und Heinrich tief Athem und saßen dann staunend da, als wüßten sie nicht, wie ihnen geschehen. Der Oberst, der seines Vetters Versunkenheit unterbrechen wollte, fragte laut: Nun, Kinder, wie hat's euch gefallen?

Ach wunderschön! — aber es thut so weh! antwortete Röschen, deren Augen noch voll Thränen waren, indem sie schauernd ihr Tuch fester um die Schultern zog.

Es klingt wie eine ernste Liebe! tönte es kräftig wohllautend aus Julius' Brust.

Röschen wendete sich erschrocken nach ihm um; jetzt erst wußte sie, wer neben ihr saß; auch Leopold erschrak, denn die gefürchtete Flamme in Julius' Brust war jetzt vor seinen Augen klar aufgelodert, ja hatte wol auch schon in die Seele des Mädchens den zündenden Funken geworfen. Wie sollte der besorgte Freund nun löschen? Er begann mit den Cantorskindern eine Unterhaltung über triviale tillstädter Verhältnisse, in welche dieselben ganz unbefangen eingingen, denn

sie waren ja ganz darin zu Hause; Julius saß stumm dabei und meinte Faust's unschuldiges Gretchen von Wäsche und Kleinkinderpflege schwatzen zu hören; er sah nach ihrer Hand, ob sie wirklich „so garstig und so rauh" sei, weil die „Mutter gar zu genau"; die Hand war allerdings sichtbar, denn Roschen hatte, weil ihr warm geworden, die dunkeln Handschuhe ausgezogen; die Hand war auch keineswegs aristokratisch fein, sondern vielmehr ein rothes, noch ziemlich wohlgeformtes, rundfingeriges Pätschchen; aber das half dem guten Leopold ebenso wenig als die Berührung der kleinstädtisch bürgerlichen Verhältnisse; Julius war nun einmal blasirt gegen aristokratische Formen und große Weltmanieren; er fand gerade nichts entzückender als diese natürliche kleine Cantorstochter „mit kindlich dumpfen Sinnen, und all ihr einfaches Beginnen umfangen von der kleinen Welt".

Als die Oper zu Ende war, wollte Julius seiner Nachbarin den Arm bieten, um sie nach ihrer Wohnung zu führen, aber Leopold kam ihm zuvor, indem er sagte: Nein, nein, mir als dem Aeltern gebührt die Ehre, dem Mamsellchen meinen Arm zu geben; ich kann schon immer Ihren Vater oder Onkel vorstellen, bin ja auch ein alter Freund Ihres Vaters, während der junge Fant da, dieser Löwe aus den Hofcirkeln,

durchaus nicht dazu taugt, Sie aus dem Theater zu führen.

Auf diese Worte zog Julius sich ernst zurück, das Mädchen aber nahm des Obersten Arm, nicht ohne tief zu erröthen und einen scheu schmerzhaften Blick auf seinen Neffen fallen zu lassen, den dieser wohl bemerkte, obgleich er nur ganz flüchtig war. Leopold fragte nun im Heimführen, während Julius mit Heinrich dicht folgte, seine Schutzbefohlene nach ihren Verhältnissen in hiesiger Stadt und erfuhr, daß sie als dienende Gesellschafterin einer kränklichen Dame bei derselben Kost und Wohnung genieße; Röschen selbst klagte nicht über ihre Stellung, aber ihr Bruder Heinrich seufzte unwillkürlich bei ihrem Bericht und brachte auf Julius' dringendes Fragen traurig hervor, daß seine arme Schwester einen schweren Stand bei der alten launenhaften Dame habe, die ihr namentlich fast gar keine Zeit zu ihren Gesangsübungen übrig lasse, weil sie fortwährend vorgelesen haben wolle, was auch der Singstimme sehr schädlich sei, u. s. w.; worauf Julius dem jungen Menschen das Versprechen abnahm, ihn am nächsten Morgen zu besuchen. Als endlich das Haus der Dame erreicht war, dankte Röschen den Rudaus etwas verlegen für ihre gütige Begleitung und schlüpfte mit ihrem sich ehrfurchtsvoll und etwas

scheu empfehlenden Bruder zur Thür hinein. Die beiden Rudaus gingen sinnend weiter; da steckte Julius seinen Arm unter Leopold's und fragte mit einem heftigen Druck: Wo bringen wir das Mädchen hin?

Nun zum Teufel! brummte der Oberst etwas ärgerlich, du willst ihr doch nicht etwa eine petite maison einrichten? Sie wäre freilich die erste nicht, wie Mephistopheles sagt.

Lieber Onkel, wie kannst du mir solche Gedanken zumuthen? rief Julius ängstlich bewegt; aber vor dem Weibe, das ihre Stimme vernichtet, muß sie doch gerettet werden.

Gut! wir wollen mit ihrem Beschützer, dem Musikdirector, sprechen, daß er sie bei einer anständigen Bürgerfamilie unterbringen soll, wo wir Pension für sie zahlen wollen. Ihr Vater, der das selbst nicht kann, wird es mir nicht übel nehmen, wenn wir's für ihn thun.

Aber dir soll sie auch nicht zur Last fallen, Onkel.

Und warum dir eher als mir? Patron, was hast du für ein Recht an sie, das ich nicht in viel höherm Grade hätte?

Sie soll meine Braut werden! fuhr Julius energisch heraus.

Hollah! rief der Oberst, indem er stehen blieb, soll's da hinaus? — Ach, du wirst mir doch nicht

einbilden, daß ich dich für solch einen Narren halten soll — der Oberst zwang sich zu einem schallenden Gelächter — für einen Narren, der nach der Aufregung eines Abends —

Still, Onkel! Du weißt, daß es mir Ernst ist.

So willst du also dein Vermögen, den Segen deines Vaters, dein ganzes künftiges Lebensglück aufs Spiel setzen, um der Marotte eines Augenblicks Genüge zu leisten? Die Roschen mag ein ganz gutes Mädchen sein, aber was weißt du denn bisjetzt von ihr? Du weißt ja noch nicht einmal, ob sie schief ist oder gerade, ob dumm oder klug, ob nur scheinheilig oder wirklich unschuldig!

Ich weiß aber, daß sie das innigste Verständniß für Musik hat und daß sie auch mich verstehen wird; das habe ich heute Abend schon gesehen, ebenso, daß sie ein unschuldiges Kind ist; ob sie sonst für das Auge der Welt schief oder dumm erscheinen mag, ist mir ganz gleichgültig.

Wie kann man nur solches Zeug reden! Du hast gesehen, daß sie dich verstehen wird? Daß sie dich wieder lieben wird, wenn du ihr deine Liebe zeigst, das glaube ich wol, aber dich verstehen? Ja, so wie Gretchen den Faust verstanden hat, oder die Taube den Adler, der sie zerreißt —

Du hörst es ja, sie soll mein glückliches Weib werden!

Dein glückliches Weib? O, du Thor! Ja, trauen kannst du dich mit ihr lassen, dadurch den Fluch deines Vaters auf dich ziehen und deiner Mutter das Herz brechen — glaubst du, daß du danach noch ein glückliches Weib haben kannst, wenn sie werth ist, dein Weib zu sein? Kann ein deiner würdiges Weib mit dir glücklich sein, wenn du selbst es nicht bist? Julius, ich sage dir: du machst dich selbst, deinen Vater, deine dich so innig liebende Mutter, ja, du machst das Mädchen, das du zu lieben meinst, grenzenlos unglücklich, wenn du nicht jeden Gedanken an irgendeine Liebesverbindung mit ihr sogleich, noch heute abends, mit aller Gewalt von dir fortdrängst; du mußt dir das Ehrenwort darauf geben, das arme Kind weder zu deinem Weibe, noch zu deiner — Geliebten — so ist ja das feine Wort — machen zu wollen! Heute noch kannst du sie aufgeben, ohne ihr und dein eigenes Herz zu brechen, bald vielleicht nicht mehr; Julius, Julius! hör' auf das, was ein ehrlicher Kerl dir sagt, der länger in der Welt gelebt hat als du, und der da erfahren hat, welch ein heiliges Glück eine gute, gleichartige Ehe sein kann.

Gleichartig! das ist es ja eben! Dieses unschuldige

Kind ist mir gleichartiger als irgendeine Staatsdame aus eurer hochmüthigen Gesellschaft.

Ei, du mußt bedenken, Julius, daß ihr nur den kleinsten Theil eures Lebens Gluck'sche Musik miteinander hören werdet, wenn ich auch wirklich zugeben will, daß ihr bei derselben gleichartig empfunden haben möget. Röschen's Vater ist ein sehr tüchtiger Musikus; dadurch ist das gute Kind in ihrer musikalischen Bildung dir wol gewiß ebenbürtig, vielleicht gar überlegen; aber in jeder andern Richtung — glaubst du z. B., daß ihr belletristischer Horizont über Gellert's Fabeln hinausgeht?

Nun, wäre das nicht wundervoll, wenn Gott es mir vorbehalten hätte, der Geliebten nach und nach die Götterbilder im Garten der Poesie zu zeigen, nach und nach vor ihren Augen die herrlichsten Schönheiten zu enthüllen? Ich würde damit anfangen, ihr meinen lieben Hoffmann vorzulesen; den würde sie verstehen, davon bin ich überzeugt.

Und wie würde dein lieber Hoffmann theilnehmend lächelnd den Kopf schütteln über deine Thorheit!

Hoffmann? o nein, der würde mir recht geben! O, hätte Hoffmann neben mir gesessen statt deiner und mit mir das holde Kind während der Iphigenia gesehen, der würde gleich mir für sie fühlen!

Hoffmann würde trotz allem Zauber der Gegenwart in deinem Roschen doch die endliche Criminalräthin Mathesius oder Hofräthin Heerbrandt gesehen und sich mit der Liebe des echten Musikanten, die Kapellmeister Kreisler so schön erklärt, begnügt haben, besonders wenn er hätte fürchten müssen, durch ein irdisches Verlangen das Lebensglück der theuersten Menschen, ja der Geliebten selbst, zu zerstören.

Du hast recht, sagte Julius leise, und Leopold drückte seine zitternde Hand; sie gingen weiter.

So darfst du sie nicht wiedersehen, fuhr Leopold fort; du mußt diese Stadt verlassen. Geh' vorläufig nach Waldhausen zu deiner lieben Mutter, deinem braven Vater. Dann, denke ich, müßtest du ein paar Jahre reisen; der Vater würde dazu gern seine Zustimmung geben, und den nöthigen Urlaub zu bekommen würde dir auch nicht schwer werden.

Ja, du hast recht, ich will reisen! aber eins mußt du mir versprechen: wir theilen uns in die Geschwister; du sorgst für das Mädchen, ich nehme den Heinrich mit auf Reisen. Ich will Roschen nicht wiedersehen, aber ihr Ebenbild, ihr zarter Bruder, soll mich begleiten; was kann ihm Besseres zu seiner musikalischen Ausbildung widerfahren? wird er nicht gern mögen?

Ich hoffe, das wird sich machen lassen. Wegen

des Mädchens müssen wir zuerst mit dem Musikdirector sprechen.

Ich weiß, wo wir den jetzt finden; gehen wir sogleich dahin!

Gut! aber werden wir ihn auch nüchtern finden um diese Zeit?

Wenn er getrunken hat, wird er uns um so bessere Auskunft geben können und mögen; des Morgens ist er unausstehlich mürrisch und sogar oft flegelhaft grob; halb trunken wird er uns nur Gutes zumuthen, nüchtern aber würde er uns die schlimmsten Absichten unterlegen.

Arm in Arm mit langen Schritten, ohne unterwegs weitere Worte zu wechseln, eilten die beiden Männer nach dem Weinhause, in welchem sie richtig den Musikdirector mit einigen Zechbrüdern antrafen und zwar in der besten Laune. Als Julius sich ihm näherte, rief er ihm sogleich in gebrochenem Italienisch, welches er nur bei fröhlichem Muthe sprach, entgegen: Ah, sia il benvenuto, carissimo mio Signor Capitano! setzen Sie sich! was haben Sie da noch für einen freundlichen Helden bei sich?

Das ist mein guter Ohm, der Oberst Rudau, bester Herr Musikdirector; wir beide möchten Sie gern in einer Geschäftssache consultiren.

Cospetto! bin ich ein damnato avvocato geworden? Nun, Sie werden mich doch nicht mit trockenem Munde consultiren wollen?

Nein, behüt' uns Gott davor! aber Sie müssen schon die Güte haben, den Wirth zu machen.

Für euer Geld herzlich gern! He, Kellner! Licht dort ins andere Zimmer auf den Ecktisch und vorläufig eine Flasche Chambertin mit grünem Siegel! Dann ein Souper für drei Personen, klein und fein nach meinem Geschmack, die bekannte Sorte ins Eis, Knackmandeln und Rosinen dazu! verstanden?

Per servirla, signore maestro! rief der auch bereits in italienische Laune versetzte Kellner mit freundlichem Grinsen, stellte sogleich die Kerzen zurecht und kam auch bald mit der spinnwebumhüllten Burgunderflasche, indem er höflich fragte: Die Herren befehlen vielleicht weißen Zuckerkand dazu?

Nein, noch nicht; vielleicht, wenn wir nach dem Champagner wieder Burgunder befehlen werden. Nun zum Geschäft, meine Herren!

Die Gläser wurden gefüllt, geleert und wieder gefüllt, da trug Oberst Rudau sein Anliegen folgendermaßen vor: Sie wären heute abends zufällig mit zwei musikalischen Landsleuten in der Oper zusammengetroffen —

Sang die Milder nicht göttlich? rief der Kapellmeister dazwischen; auf ihr Wohl!

Die Gläser klangen zustimmend und der Oberst fuhr fort: Es waren die beiden Kinder meines Freundes, des alten Cantor Morgenroth aus Tillstadt —

Auch mein Freund! rief der Kapellmeister, er soll leben!

Wieder wurden die Gläser geleert und gefüllt; damit war die Flasche zu Ende. Kellner, der Wein sagt meinen lieben Gästen zu!

Sehr wohl, Herr Musikdirector, hier ist schon die zweite Flasche, erwiderte beflissen der dienende Geist.

Gut, wir wollen versuchen, ob's dieselbe Sorte ist. Trinkt aus, ihr lieben Herren, daß wir in einem Athem die Probe machen können.

Es ist derselbe vortreffliche Wein, sagte der Oberst, nun aber verlange ich, daß Sie mich ausreden lassen.

Gern, aber Sie müssen sich kurz fassen.

Roschen Morgenroth ist Gesellschafterin einer Dame, der sie den ganzen Tag, oft auch noch die Nacht hindurch, vorlesen muß.

Was Teufel, das ist gegen den Contract! das muß ihr ja die Singstimme ruiniren.

Eben drum bitten wir Sie, das Kind von dieser Dame fortzunehmen und in einer guten Pension, wo

sie keine Dienste zu leisten hat, unterzubringen. Wir wollen gern im Namen ihres Vaters die erforderliche Pension, auch die nöthigen Singstunden u. s. w. bezahlen.

Im Namen ihres Vaters? glauben Sie, daß der Alte Ihnen das wird ersetzen können?

Nein.

Nun, dann danke ich Ihnen in seinem Namen und will das kleine Rosel gern gut unterbringen. Hat einen famosen Sopran, das Kind, nur verfluchte litauische Manieren; fehlt ihr die Schule; aber wenn Sie die Kosten tragen wollen, dann geb' ich ihr den jungen S. zum Lehrer, da soll sie bald singen wie ein Engel im Himmel. Sie sind prächtige, liebe Leute und thun ein gutes Werk, handeln auch im Interesse der Kunst — Sie sollen hoch leben! — Die Vettern dankten — und das liebe Rosel auch hoch, hoch und abermal hoch! — Wieder wurden die Gläser geleert. — Wird das Kind eine Freud' haben, wenn sie nun den besten Unterricht bekommt, den sie hier haben kann, und zugleich vollauf Zeit zum Ueben. Wenn sich doch auch des Heinrich einer so annehmen wollte! das ist ein ganz verflucht gescheidter kleiner Kerl; wenn der so an den rechten Orten studiren könnt'! das müßt'

ein kleiner Mozart werden, wenigstens so'n Hinterviertel von ihm.

Eben des Heinrich wegen möchten wir auch mit Ihnen sprechen. Hier mein Vetter Julius möchte ihn gern mit nach Italien nehmen.

Auf Ihre Kosten?

Gewiß.

Ah! Canto l'armi pictose e il Capitano! Geben Sie mir die Hand, Capitano! ist das Ihr Ernst?

Wenn sein Vater es erlauben möchte und er selbst gern mitginge....

Was Vater erlauben! Dummes Zeug! ich bin hier Vater; die Kinder sind hier in meine patria potestas gegeben; ich kann sie sauer kochen lassen, wenn ich Lust hätte und meinte, daß sie dadurch in der Musik profitirten. Und ob der Junge gern mitginge? ob? der Teufel sollte ihn zu Höllenhackbretern verarbeiten und eine Ewigkeit Hopsmurkis auf ihm spielen lassen, wenn er nicht wollte! Also Sie wollen ihn wirklich mitnehmen?

Ich hoffe es zu können, wenn ich den nöthigen Urlaub und meines Vaters Erlaubniß erhalte.

Ach! da steht also die Sache noch in weitem Felde?

Nein, nein! lächelte der Oberst; wenn Julius Lust hat, so wird mein Bruder gern einwilligen und der Urlaub dürfte auch schwerlich versagt werden.

Dann ist die Sache also abgemacht? Können wir darauf trinken?

Ei ja, warum nicht!

Nun wohl denn: also dieses Glas auf gute italienische Studien meines carissimo Enrichino!

Man trank und der Kapellmeister fuhr fort: Nun hört einmal, ihr lieben Gäste, wir sind jetzt hier lustig und guter Dinge, wohlwollend gegen die ganze Welt — ah, ich liebe die Welt! — aber morgen könnten wir doch vielleicht anders denken — in vino veritas! — wir könnten vergessen haben, was wir heute beschließen, drum laßt uns, ihr lieben Freunde, noch vor dem Souper alles hübsch zu Papier bringen und unterschreiben — „denn was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen“ — ja, meint ihr nicht?

Gewiß, gewiß! bestätigten Julius und der Oberst; das nöthige Protokoll mit nähern Bestimmungen über die Familie, zu welcher Roschen kommen sollte u. s. w., wurde aufgesetzt und richtig unterschrieben.

So! rief der Kapellmeister, jetzt will ich mit frohem Herzen einen der seligsten Abende meines Lebens feiern!

Sehr spät in der Nacht brachten die beiden Rudaus, deren Köpfe auch nicht ganz leicht waren, den kleinen Feuergeist nach Hause.

Röschen Morgenroth war ernst erfreut über die glücklichen Veränderungen in ihren Verhältnissen; wem sie dieselben zu danken hatte, erfuhr sie nicht bestimmt, mochte es aber vielleicht ahnen. Noch vor Ablauf des Jahres wurde sie die Gattin ihres jungen Gesanglehrers, welcher eine sehr einträgliche Anstellung bei der Oper der Residenz hatte. Diese Nachricht erhielt Heinrich Morgenroth in Rom, wohin ihn Julius Rudau zu Studien an der Capella sixtina gebracht hatte; der letztere schweifte damals als Philhellene in Griechenland umher, wohin ihm Heinrich die Nachricht von der Verheirathung seiner Schwester schickte. Ebendahin gelangte ungefähr ein Jahr später auf demselben Wege die Botschaft, daß weiland Röschen Morgenroth an der galopirenden Schwindsucht gestorben sei. Einige Monate später schrieb Julius einen langen Brief an seinen Vater, aus welchem derselbe nur mittheilte, daß der Rittmeister — wir haben vielleicht zu sagen vergessen, daß Julius schon vor seinem Urlaub zu diesem Range avancirt war — keinen weitern Nachurlaub verlange und sich nun allmählich zur Heimkehr anschicken wolle; zum Frühjahrsmanöver werde er wol schon wieder in seiner Garnison sein. Leopold Rudau bekam diesen Brief des Julius einige Zeit nach seiner Ankunft zu lesen; es war derselbe im leidenschaftlich-

sten Schmerze geschrieben und es ward dem Vater darin das Opfer, welches der Sohn ihm damit gebracht, daß er Röschen entsagt habe, in bitterer Weise vorgehalten, auch hart geäußert: nicht dem Vater zu Liebe habe er, Julius, entsagt, sondern weil er dessen Härte gegen Mutter und Geliebte gefürchtet; der Vater möge ihm also auch keinen Dank dafür gutschreiben; wenn jemand für seinen guten Willen dabei Dank verdiene, namentlich vom Vater, so sei es der für die Familienruhe thätig gewesene Onkel Leopold.

Dieser Brief war der erste feindselige Act, welchen der von bittern Schmerzen gefolterte Julius rücksichtslos gegen seinen Vater unternahm; er machte auf den letztern, welcher sich durchaus keiner Härte oder Ungerechtigkeit gegen den Sohn bewußt war, einen erbitternden Eindruck; dem Bruder Leopold aber dankte der General in herzlichen Worten dafür, daß er ihn so uneigennützig vor der kleinbürgerlichen Schwiegertochter bewahrt habe; „uneigennützig genug", sagte er, „denn im Fall Julius wirklich eine Misheirath gemacht hätte, wäre ja das Majorat an dich und deinen Heinrich gefallen".

Und wenn jetzt der Julius gar nicht heirathet, was haben wir dann gewonnen? fragte der Oberst.

Dummes Zeug! erwiderte der General, er wird

doch nicht zeitlebens ein Narr bleiben, was er doch weit mehr gewesen ist, als ich dachte. Er wird ja in dem Briefe gegen mich fast zum schlechten Kerl durch seine Narrheit.

Aber hast du denn gar keinen Begriff davon, lieber Bruder, was der arme Junge gelitten, was er seiner Lebensstellung geopfert hat?

Ach! das weiß ich, daß er zu Grunde gegangen wäre, wenn du ihm nicht klug und brav beigestanden hättest; der Narr muß viel thun, um meine Achtung wiederzugewinnen. Kein Wort mehr davon!

Der Oberst wußte, daß alles, was er nach diesem Ausspruche des Generals noch zu Julius' Gunsten sagen könnte, nur dazu dienen würde, den Vater noch mehr gegen den Sohn aufzubringen; deshalb schwieg er und dachte betrübt darüber nach, warum doch Julius seit seiner Reise gegen ihn selbst, gegen denselben Leopold Rudau, dem er sonst so herzlich vertraute, ein so unfreundliches Schweigen beobachtete, indem er die Briefe, die der Oberst an ihn geschrieben, unbeantwortet gelassen hatte und überhaupt jede Erinnerung an ihr früheres Verhältniß gegeneinander vergessen zu haben schien. Sollte Julius nicht vergessen und vergeben können, daß Leopold es gewesen, der ihn in der besten Absicht von Roschen getrennt? Aus dem

Briefe an den General ließ sich eine Andeutung darauf herauslesen. Der Oberst gehörte nicht zu den schreibseligen Naturen, meinte auch, man müsse eine Wunde ruhig ausbluten lassen, deshalb that er vorläufig keine Schritte weiter gegen seines Neffen Schweigen.

Der Winter verging; sogar das Frühjahrsmanöver hatte schon begonnen und noch immer war Julius Rudau nicht heimgekehrt; ja, es fehlte sogar seit einigen Monaten jede Nachricht von ihm; da endlich kam ein Brief an den General aus Rom, worin der Sohn ihm schrieb, daß er mehrere Monate krank gelegen habe, nun aber schon wieder in der Genesung begriffen sei und, sobald er könne, den Heimweg antreten werde; die Zeugnisse seiner Aerzte über die Krankheit seien an die vorgesetzte Militärbehörde als Entschuldigung seiner Urlaubsüberschreitung eingesendet worden; durch diese Behörde habe er auch noch eine unbestimmte Urlaubsverlängerung nachgesucht, und er bitte daher den Vater, ihm möglichst schleunig Mittel zu seiner Weiterexistenz zuzusenden. Der Unmuth des Generals wurde durch diesen Brief nicht vermindert; er sagte zum Obersten: Nun er Geld braucht, schreibt er; solange sein Creditbrief vorhielt, ließ er uns ohne Nachricht; weiß der Teufel, was er wieder für Geschichten vorhaben mag! man erfährt ja nie, wo er steckt. Das

ist nichts als unerhörte Nachlässigkeit, daß er während seiner Krankheit nicht durch den Arzt oder sonst einen Bekannten ein paar Zeilen zur Benachrichtigung an seinen Vater schicken konnte!

Aber, lieber Bruder, wendete der Oberst ein, er hat euch nicht Nachricht von der Krankheit geben wollen, ehe er in der Besserung war, um euch nicht unnöthig in Angst zu setzen.

Dummes Zeug! hält er mich für ein altes Weib? Mir hätt' er dreist alles mittheilen können; ich würd' es Minchen schonend beigebracht haben. Aber ich wittere faule Fische! was Teufel hat ein junger Mann krank zu sein, wenn seine Conduite eine vernünftige ist?

Nun, vorm Krankwerden ist doch kein Mensch sicher, auch bei der besten Conduite, besonders wenn das Herz viel hat aushalten müssen.

Zum Teufel mit einem Herzen, das den Verstand unter den Pantoffel bringt! das ist so viel werth wie ein leidenschaftliches böses Weib, das seinen schwachen Eheherrn unter den Tisch jagt! Beide verdienen Ruthenstreiche. Mir scheint, daß an dem Julius Hopfen und Malz verloren ist, aber Geld soll er haben, noch mehr als ich ihm ausgemacht für seine Reiseschluderei; er soll nicht sagen dürfen, daß er nicht cavaliermäßig

habe auftreten können, obwol ich fürchten muß, daß er die crapule vorgezogen hat.

Julius erhielt einen neuen, sehr umfangreichen Creditbrief, der aber von einem kalt und streng abgefaßten Schreiben des Generals begleitet ward. Daß darauf keine Antwort kam, war der Mutter des Abwesenden nicht so unerklärbar, als daß auch ihre eigenen, in sanftem, zärtlichem Tone geschriebenen Briefe sämmtlich unbeantwortet blieben. Sie erkrankte ernstlich aus Kummer darüber, während der Vater immer unversöhnlicher gegen den Sohn gestimmt wurde, sodaß er alle Nachforschungen nach dem fast Verschollenen verbot und zuletzt gar nicht mehr litt, daß dessen Name in seiner Gegenwart genannt werden durfte.

Die waldhausenschen Güter waren indeß vortrefflich verwaltet worden und trugen hohe Revenuen; die Bauerdörfer waren, wie der General es vorhergesagt hatte, verschwunden und wohlgebaute Vorwerke hatten deren Stelle eingenommen. Jetzt hielt der General es an der Zeit, etwas für die Veredelung der Pferdezucht zu thun, welche ihm für die Spitze aller landwirthschaftlichen Bestrebungen galt, und so veranlaßte er im Herbst dieses Jahres seinen Bruder Leopold, der in seinen Augen einer der besten Reiter und Pferdekenner des Landes war, nach England zu gehen, um

sich daselbst mit dem Zustande der dortigen Pferdezucht genau bekannt zu machen und schließlich einige Pferde zur Veredelung der waldhäuser Zucht dort anzukaufen. Zu diesem Zweck nahm der Oberst Urlaub für ein Jahr und erreichte England gerade zu der Zeit, als die Herbst=Fuchsjagden begannen, welche er, eben zur Bereicherung seiner Kenntniß der englischen Pferdezucht, mitzumachen beschlossen hatte. So war er von der Heimat fern, während sich die Dinge zutrugen, die wir nun leider zu berichten haben werden.

XXIII.

Es kann wunderbar erscheinen, daß durch Heinrich Morgenroth keine Nachrichten über Julius nach der Heimat kamen, aber dieser junge Musikus wußte ja selbst wenig von seinem Gönner, nachdem derselbe ihn in Rom zurückgelassen hatte und unter fremdem Namen nach Griechenland gegangen war. Von dorther gab er zwar zuweilen Zeichen seines Daseins nach Rom hin, auch wol dann und wann Adressen, wohin Heinrich ihm die indessen eingegangenen Briefe u. s. w. schicken sollte; aber nie hatte er seinen jungen Freund beauftragt, Berichte über seinen Aufenthalt oder sein Befinden heimzusenden, vielmehr demselben aufs dringendste eingeschärft, nie an die eigenen Verwandten, geschweige denn an die Rudaus irgendeine Silbe von seiner philhellenischen Abenteurerei auch nur anzudeuten. So würde Heinrich darüber nicht haben schreiben dürfen, selbst wenn Leopold Rudau ihn dazu aufgefordert

hätte; da das aber nicht geschah — denn Leopold Rudau hatte ihn ja nur flüchtig gesehen und erinnerte sich seiner kaum noch — so schwieg er natürlich auch gegen den General, welcher gar nichts von seiner Existenz wußte und ihn wahrscheinlich für keinen passenden Reisegefährten seines Sohnes gehalten haben würde.

Zu Rom in seinem Balconstübchen des vierten Stockes saß Heinrich Morgenroth vor einem Notenblatt, um die Reinschrift einer Motette anzufertigen, welche er dem Gesange der Sixtinischen Kapelle nachgeschrieben. Es war just um die Fastenzeit des Jahres, zu dessen Frühlingsmanöver Julius schon zurückerwartet wurde. Der fleißige junge Künstler war so emsig mit seiner Arbeit beschäftigt, daß er gar nicht merkte, wie die Thür seines Zimmers aufging und ein langer breitschulteriger Mann mit bleichem Gesicht, welches hochblondes Haar und Bart wild umschatteten, in zerrissenen Kleidern hinter seinen Stuhl trat, bis dieser Mann mit seiner ernsten volltönenden Stimme sagte: Gib mir den Brief!

Heinrich fuhr erschreckend auf und rief: Gütiger Gott, Julius! — Beide fielen einander in die Arme; dann holte Heinrich den Brief, welchen er von seinem Schwager, dem Opernsänger, über Roschen's Tod erhalten, und sagte dabei mit sanft trauriger Stimme:

O lieber Julius, du mußt mich jetzt noch inniger lieben als früher, denn ich bin ja nun ganz verwaist. Unser Roschen hat beide Aeltern sich nachgezogen; die Mutter ist gestorben, bald nachdem sie Roschen's Tod erfahren, und nach vier Wochen ist der Vater ihr auch gefolgt ins ewige Ruheland; es sind noch nicht acht Tage her, daß mein Stiefbruder Friedrich mir das alles hat schreiben müssen. Das ist der Oberförster, der auch mit im Felde war; du hast ihn ja wol gekannt?

Julius antwortete nicht; er starrte in den Brief, den er jedoch nicht zu lesen schien. Soll ich dir vorlesen? fragte Heinrich.

Ja, ja, lies, mein Junge!

Heinrich las mit zitternder Stimme; der Schluß des Briefes lautete folgendermaßen: „Ewig werde ich mit inniger Rührung aller der Liebe und Güte gedenken, die sie mir erwiesen, obwol ich weiß, daß ich nicht ihr ganzes Herz erfüllte. Sie hatte in diesem Herzen, wie sie selbst mir noch vor unserer Vermählung vertraute, dem Manne einen Altar erbaut, der sich eurer so liebreich angenommen, nachdem er euch in der Oper gefunden, und ihre letzten Worte waren: «Sende noch einen Gruß an Heinrich und seinen edeln Freund»! Gott erhalte dich, lieber Schwager u. s. w."

Heinrich schwieg und trocknete seine Augen; da brach auch Julius in convulsivisches Schluchzen aus, indem er rief: O ich wußte es ja, daß auch sie mich liebte, obwol wir einander kaum gesehen hatten! So treffe denn kalter Fluch alles, was uns trennte.

In dieser Zeit schrieb Julius den ersten der erwähnten Briefe an seinen Vater und fiel darauf in die schwere Krankheit, welche seine angekündigte Heimkehr verhinderte. Schon seit mehreren Jahren, seit seinem thörichten, aber tiefen Weh um die Aufopferung seiner Leidenschaft, war Byron, statt Hoffmann, sein Lieblingsdichter, der stolze, gegen die Weltordnung kaltgrimmige Trotz des Briten ihm gleichstimmiger geworden als Hoffmann's grauenhafter Schmerzhumor; ebenso zog ihn die weiche sinnliche Liebesglut des erstern jetzt mehr an als des letztern selbstlosere Sehnsucht nach ewiger Harmonie; er war demnach männlicher, irdisch heldenhafter, aber weit selbstischer geworden; das „ewig Weibliche", das uns (nach Goethe) hinanzieht und das in der Hoffmann'schen Poesie oft so rein aufleuchtet, hatte er tiefer in den Hintergrund seines Innern zurückgedrängt. Ebenso, wie früher mit Hoffmann, war er jetzt mit Byron persönlich bekannt geworden, in den Kämpfen von Missolonghi als Mann dem Manne, ohne daß der Lord oder dessen Umgebung

seinen Stand und Namen erfuhr, denn er mußte ja dieselben seiner heimischen Verhältnisse wegen verschweigen. Julius' fester Körper ertrug alle militärischen Strapazen und klimatischen Anfechtungen, denen der zartere und mehr geschwächte Leib des englischen Dichters erlag, obgleich der letztere die einem Oberbefehlshaber von selbst zustehenden Bequemlichkeiten genoß, während der erstere nicht selten jeden Mangel und jede Anstrengung mit dem gemeinen Soldaten theilte. Julius blieb noch nach Byron's Tode in Missolonghi, bis ihn die Nachricht vom Tode der Geliebten nach Rom zurückrief, woselbst der in Körper und Seele angesammelte Krankheitsstoff in einem bösen Fieber, wie wir schon wissen, sich Luft machte. Ehe er in diese Krankheit verfiel, hatte er heimkehren wollen, weil sein Urlaub abgelaufen war und eine totale Gleichgültigkeit und Kälte gegen alle äußern Verhältnisse sich seiner bemächtigt hatte. Jetzt, nach seiner Genesung, fühlte er sich wunderbar von der römischen Landschaft angezogen und festgehalten, und so zog er, als die Aerzte seinen Aufenthalt in der um diese Jahreszeit schon ungesund werdenden Stadt nicht länger leiden wollten, mit Heinrich in das Albaner Gebirge hinaus, um dort vor der gänzlichen Abreise noch eine Villeggiatur zu halten. Zu demselben Zweck wohnte

in ihrer Nähe Heinrich's Hauptlehrmeister in der Musik, der ehrwürdige alte B., welchem sie einen Besuch machten. Musikalisch verwandte Seelen pflegen schnell miteinander bekannt zu werden, und so bildete sich bald ein inniger Verkehr zwischen dem jetzt genesungsweich gestimmten Julius und dem alten Italiener, welcher an seinem talentvollen Schüler Heinrich großen Antheil nahm. Wir sagten, Julius sei jetzt genesungsweich gewesen, doch hatte das Fieber seine Härte gegen Aeltern und Verwandte in der Heimat, denen er den Tod der Geliebten zur Last legte, noch nicht gebrochen. Der Mutter wegen, weil er ihr Leiden durch des Vaters Zorn fürchtete, hatte er Roschen entsagt; das konnte sein selbstischer Spleen — wir müssen seiner Gemüthskrankheit doch irgendeinen Namen beilegen — auch der nicht einmal vergeben, die er von Kindesbeinen an aufs innigste geliebt hatte! So ließ er ihre Briefe ohne Antwort, denn seine Bitterkeit wollte er ihr nicht offenbaren, und ihr einen Brief zu schreiben, der nicht Kunde von dem wahren Zustande seiner Empfindung gäbe, hielt er seines frühern Verhältnisses zu ihr auch für unwürdig. Ungefähr so sprach er sich in dieser Zeit einmal gegen Heinrich aus, der ihn um einen Brief an die Mutter bat; energisches Dringen auf Erfüllung einer Bitte lag aber nicht in der Stellung

des jungen Musikers zu seinem weit ältern, männlichern Freunde; auch würde dasselbe wahrscheinlich nur ein noch stärkeres Anschwellen des Starrsinns bewirkt haben, den Julius wol vom Vater ererbt haben mochte.

Es war an einem wunderschönen Abende des Monats Mai, als Julius und Heinrich, von einem weiten Spaziergange heimkehrend, bei der Wohnung ihres Freundes, des alten Kapellmeisters, vorbeigehen wollten; da hörten sie aus dem erleuchteten, nach der Loggia hin offenen Zimmer den Gesang einer weiblichen Stimme mit Klavierbegleitung erklingen; sie standen still, um zu lauschen; ein weibliches Wesen im Hause des Kapellmeisters war fast ein Wunder. Der Gesang klang weich und voll in die warme dunkelblaue Sternennacht hinaus und machte Heinrich's Herz erzittern, sodaß er leise rief: „Mir ist, als hörte ich das selige Roschen! so sang sie, wenn sie recht bei Stimme war!"

Nie hab' ich die Selige gehört, aber so hab' ich mir ihren Gesang gedacht! sagte Julius, indem er näher trat, um tiefbewegt weiter zu lauschen. Es wurde das Brautlied der Susanna aus Mozart's „Figaro's Hochzeit" „Deh vieni, non tardar" drinnen gesungen, und dem Julius ward zu Muthe, als tönte ihm ein

sehnsüchtiger Liebesruf der Verewigten aus jener Welt herüber; unbewußt stieg er leise die Treppe der Loggia hinauf und blieb zuletzt in der geöffneten Flügelthür stehen. Heinrich war ihm geräuschlos gefolgt und beide Freunde sahen nun die Sängerin in vollem Lichte neben dem Flügel stehen, auf welchem eine ältere Dame die Begleitung spielte. Wie von einem Wunder gebannt starrte Julius das singende Mädchen an; konnte das ein anderes Wesen sein als die aus dem Himmel wiedergekehrte heißbeweinte Geliebte? Daß Julius, welcher Roschen nur den einen Abend im Theater gesehen hatte, diese selbst wiederzusehen glaubte, war wol leicht erklärlich, da auch Heinrich von einer wunderbaren Aehnlichkeit mit seiner verstorbenen Schwester gerührt wurde. Roschen war allerdings dunkelblond mit hellbraunen Augen und nordischem Teint gewesen, während die Sängerin schwarzes Haar und dunklere Augen hatte; aber in diesen Augen wallte unter den langen Wimpern ein solcher Glanz, daß sie hell dadurch erschienen, und das Incarnat, wenngleich italienisch, war doch zart und fast wie weißer Marmor, jetzt auf den Wangen rosig gefärbt von der Gesangsaufregung, wodurch es dem von Roschen ähnlicher wurde; die feine Nase aber, der liebliche Mund und das sanfte Kinn waren ganz der Hingeschiedenen nach-

gebildet, wie auch die leichte, nur mittelhohe Gestalt entschieden an dieselbe erinnerte. Heinrich fand hier auffallendere, vollkommenere Schönheit als bei seiner Schwester, und einen gewissen Nimbus, der ihm wie ein Zeichen vornehmerer Geburt erschien; Julius aber sah nur ein ins Leben getretenes herrliches Conterfei der Verlorenen, ja sie selbst ihm wiedergeschenkt — können wir uns wundern über den unbeschreiblichen Eindruck, den solches Wiederfinden auf ihn machte? Sein phantastisches Gemüth zog magnetisch alle Liebesseligkeit an sich, welche in der italienischen Wonnenacht ringsum ruhte, und so trat er nach Beendigung des Gesangs, wie von Göttern beglückt und geschmückt, in das Zimmer, nicht einem träumerischen Schwärmer, sondern vielmehr einem siegreichen König gleich, dessen Erscheinen man ehrfurchtsvoll freudig feiert. Der alte Kapellmeister empfing ihn sehr enthusiastisch, denn der eben gehörte Gesang hatte ihn außerordentlich befriedigt, und stellte ihn der Gräfin Montanara sowie deren Tochter Giulia, der jungen Sängerin, vor. Es sei hier zugleich bemerkt, daß diese beiden Damen aus einem alten, aber gänzlich verarmten Hause waren, sodaß Giulia genöthigt gewesen, ihre musikalischen Gaben als Bühnensängerin zur Erhaltung ihrer Familie auszubeuten; sie war bereits im Theater della

Scala in Mailand engagirt und jetzt mit ihrer Mutter nach Rom gekommen, um von dem berühmten B. ein Urtheil über ihren Gesang zu hören, welches Urtheil damals maßgebend für die Kunstkenner von ganz Italien war. B. hatte an demselben Nachmittag zu seinen Freunden Julius und Heinrich geschickt, um sie für den Abend zur bevorstehenden Kunstprobe einzuladen, und war jetzt hocherfreut, daß sie zufällig aus eigenem Antriebe kamen, obwol sie von der Einladung noch keine Kunde erhalten hatten.

Heinrich stand von ferne und sah, wie Julius mit der schönen Sängerin sprach, wie bei seiner Rede ihre Augen leuchtend gegen ihn aufgingen, wie sie dieselben dann erröthend wieder niederschlug; es überkam ihn halb freudig, halb schmerzhaft die Gewißheit, daß jene beiden einander schon innerlich erkannten und auch äußerlich bald sich angehören würden; es war ihm, als sähe er ein der aufgehenden Sonne entgegenstehendes Rosengewölk, auf dem die beiden sich betteten, wie selige Götter; aber verbarg der düster sich ballende Grund des Gewölks auch nicht böse Gewitter, welche das Himmelslager oben zersprengen mußten, wenn sie losbrächen? Zärtliche Besorgniß um den Freund und was zu ihm gehörte öffnete Heinrich's Herz und hineinzog das Bild der schönen schwestergleichen Giulia wie

in einen ihr fürs ganze Leben geweihten Tempel; aber gleich darauf schloß sich tiefseufzend des Tempels Thür, um jedem Auge seinen heiligen Inhalt zu verbergen.

Giulia sang noch mancherlei, ernste wie heitere Musik, und der alte B. sprach unumwunden seinen höchsten Beifall aus; nur fürchtete er, daß ihre Stimme für die Dauer nicht die in großen Bühnenräumen nothwendige Anstrengung ertragen würde, zu welcher Bemerkung Giulia schmerzlich lächelte. Julius sah dieses Lächeln und ernst bittend begegneten seine Augen denen des Mädchens, welches sich dann erröthend abwendete. Am folgenden Morgen machte Julius der Gräfin einen Besuch und warb um ihrer Tochter Hand; die Gräfin erschrak vor so plötzlicher Bewerbung und bat um einige Bedenkzeit, welche der Freier unter der Gegenbedingung, daß sein Antrag sorgfältig verschwiegen bleibe, zugestand. Nach den bei dem Kapellmeister und durch Vermittelung desselben bei Julius' Bankier eingezogenen Erkundigungen mußte die Gräfin eine Verbindung mit dem ehrenhaften und reichen Fremden als ein Glück für ihre Tochter ansehen, und deshalb lud sie denselben schon nach wenigen Tagen wieder zu sich ein, um ihm mitzutheilen, daß sie gegen seine Bewerbung um ihre Tochter nichts einzuwenden habe. Des Mädchens Herz hatte der hohe mächtige Mann

mit den so treu leuchtenden blauen Augen schon am ersten Abend gewonnen und glückselig sank sie in seine Arme, als er sie, von der Mutter zu ihr geführt, um ihre Liebe bat. Die Verlobung blieb jedoch vor der Hand noch ein Geheimniß, um welches außer den Betheiligten niemand wußte als Heinrich und der alte B., denn Julius hatte der Gräfin sehr triftige Gründe für die Nothwendigkeit der Geheimhaltung angeführt. Er hatte ihr gesagt, daß sein Vater auf Grund einer Familienstiftung nie seine Verlobung mit einer katholischen Braut zugeben könne, daß von Erfüllung der Bedingungen dieser Familienstiftung sein ganzes künftiges Vermögen abhänge, daß Giulia also nothwendig späterhin zur evangelischen Confession übertreten müsse; bevor das geschehen sei, dürfe sein Vater kein Wort von der Verlobung erfahren. Die Gräfin war anfangs sehr erschrocken gewesen darüber, daß ihre Giulia Protestantin werden müsse, hatte sich aber, da sie gar nicht bigot war, endlich darein gefunden, nur das für ganz unmöglich erklärt, daß ihre Tochter in Italien, in ihrer Mutter Hause, vom alten Glauben abfallen solle. So hatte denn Julius die Auskunft vorgeschlagen, daß man sich im stillen katholisch wolle trauen lassen; dann werde er mit seiner jungen Frau nach der Schweiz reisen und sie dort erst zum Protestantismus

übergehen lassen, ehe er sie nach der Heimat seinen Aeltern zuführe. Mit schwerem Herzen willigte endlich die Gräfin, welche in Julius ihren Wohlthäter und Erretter von langem Elend sah, in diesen Plan; vielleicht mochte sie auch fürchten, daß ihre Tochter, wenn sie die erbetene Einwilligung nicht gäbe, ohne dieselbe dem Geliebten folgen würde, wie er sie auch führe, denn sie war demselben schon mit dem vollsten Vertrauen ergeben. Die Gräfin war überhaupt eine weichherzige, edelgesinnte Frau, deren moralische Energie aber durch langes Leiden zur Widerstandslosigkeit gegen festen andern Willen abgeschwächt worden war. Um die Trauung ganz im stillen vollziehen zu können, begaben die Damen sich nach Mailand zurück, wo der Bruder der Gräfin, Don Tomaso, als Geistlicher lebte; Julius und Heinrich folgten ihnen ebendahin. Dem Don Tomaso durfte nichts davon gesagt werden, daß seiner Nichte ein Confessionswechsel bevorstehe; vielmehr stellte ihm die Gräfin vor, daß Julius, der jetzt wider den Willen seines streng protestantischen Vaters sich öffentlich nicht mit einer Katholikin verbinden dürfe, durch diese Ehe vielleicht später, nach dem Tode seines Vaters, in den Schos der alleinseligmachenden Kirche zurückgeführt werden würde, und bewog ihn dadurch zur geheimen kirchlichen Einsegnung des Paares. Als

Zeugen bei derselben dienten Heinrich und ein Herr von K., ein Kurländer, den Julius schon auf der Universität kennen gelernt und jetzt zufällig in Mailand wiedergefunden hatte. Beiden nahm Julius das Ehrenwort darüber ab, daß sie binnen Jahresfrist in keiner Weise das Geheimniß verletzen wollten; nach dieser Zeit hoffte er mit seinem Vater bereits längst im Reinen zu sein und die Oeffentlichkeit nicht weiter scheuen zu dürfen. Er meinte: wenn Giulia Protestantin geworden sei, so erfülle sie ja die Bedingungen des Vaters und derselbe werde sich dann freuen, eine so schöne, liebenswürdige und hochbegabte Schwiegertochter in seine Arme schließen zu können. So sprach zu ihm sein hoffender Muth, aber eine scheue Frage, die er freilich hart von sich abwies, raunte ihm doch dann und wann unversehens ins Ohr: „kann es nicht auch anders kommen?" Jetzt, da sein Herz wieder liebeerfüllt war, regte sich auch sein Gewissen wieder und warf ihm kalten Trotz gegen den Vater, eigensüchtige Härte gegen die geliebte Mutter vor; wie gern hätte er ihr jetzt geschrieben! aber durfte er ihr schreiben, ohne seines Glückes zu erwähnen, und durfte er dieses Glücks erwähnen, ehe Giulia's Confessionswechsel die Bedingungen des Vaters erfüllte? Er wollte nicht schreiben, ohne volle Wahrheit geben zu können,

und schwieg deshalb lieber ganz; die Schroffheit seines Charakters siegte über seine Sehnsucht nach Mittheilung und offener Hingebung an das Mutterherz.

Unmittelbar nach der Trauung hatte das junge Paar Mailand in Heinrich's Gesellschaft verlassen, um einige Wochen an den oberitalischen Seen zu verleben; dann wollte man nach Genf gehen. Der Gräfin hatte Julius eine nicht unbedeutende Summe zu ihrem vorläufigen Unterhalt zurückgelassen, auch versprochen, weiter für sie Sorge zu tragen, sobald er seine Verhältnisse in der Heimat geordnet haben würde.

Ein ziemlich bepackter Reisewagen zog langsam die Simplonstraße aus Italien nach der Schweiz hinauf; der Vetturin ging brummend nebenher, denn schon stand die Sonne tief und man hatte noch eine weite Fahrt bergan bis zum nächsten Orte, in dem man nächtigen wollte, während doch die schwachen Pferde schon große Müdigkeit zeigten und kaum noch vorwärts konnten. Eine ganze Strecke vor dem Wagen ging eine Dame zwischen einem großen und einem kleinen Manne; an der Spitze eines Straßenzickzacks angelangt blieben diese drei stehen, um hinab in die schauerliche Schlucht zu blicken, in welcher unten ein Bergstrom

schäumte, und hinauf an der gegenüberliegenden schroffen Felswand, längs welcher auf schmalem Pfade hoch über ihnen einige Maulthiere mit kaum hörbarem Schellengeläut hinklimmten. Der größere Mann, unser Julius, war eben dabei, seiner jungen schönen Gemahlin, welche deutsch von ihm lernte, den Goethe'schen Vers vorzusagen:

Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Im Nebel sucht das Maulthier seinen Weg;
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut,
Es stürzt der Fels und über ihn die Flut!

Da schallte ein ängstlicher Hülferuf vom Vetturin zu ihnen hinauf; sie blickten zurück; der Wagen stand still und neben ihm banden zwei Kerle den schon verstummten, also wahrscheinlich geknebelten Fuhrmann. Julius sprang, so schnell er konnte, hin, um Hülfe zu leisten; aber ehe er noch zu dem Niedergeworfenen gelangen konnte, mußte er auf einen lauten Angstruf seiner Frau nach derselben sich umwenden, um zu sehen, wie mehrere Männer sich ihrer und Heinrich's zu bemächtigen suchten. Natürlich riß ihn dieser Anblick mit noch größerer Hast wieder zurück; seine Riesenkraft reichte hin, um die beiden Männer, welche Giulia gefaßt hatten, im ersten Moment des Angriffs zu Boden zu schlagen; dann raffte er einen Carabiner auf,

der diesen entfallen war, und warf sich auf Heinrich's Ueberwältiger, welche er auch beide mit gewaltigen Kolbenschlägen so weit betäubte, daß sie von ihrer schon gewonnenen Beute ablassen mußten; indeß hatten sich aber die beiden ersten schnell wieder aufgerafft und erwarteten nur jene beiden Kerle, welche den Vetturin gebunden hatten und jetzt eiligst herangestürzt kamen, um selbviere einen neuen Angriff zu beginnen. Julius nahm den Betäubten noch einen Carabiner und gab denselben an Heinrich, stellte sein Weib mit dem Rücken an die Felswand, sich selbst vor sie hin, Heinrich neben sich und erwartete so die Annäherung der vier Spitzbuben, indem er zugleich die Carabiner untersuchte und ungeladen fand. Die Kerle kamen nun vorsichtig heran und riefen ihm zu, er möge sich ergeben, wenn er nicht niedergeschossen sein wolle. Darauf antwortete Julius damit, daß er auf sie losstürzte, wieder einen niederschlug und den nächsten so an den Abhang drängte, daß er nur durch einen kühnen freiwilligen Sprung eine Terrainstufe hinab der Gefahr entging, rücklings hinuntergestoßen zu werden. Die beiden Uebergebliebenen flohen bis hinter den Wagen zurück, zu welchem nun Julius seine zwar zitternde, aber doch gefaßt scheinende Gattin führte; Heinrich, welcher ihnen folgte, hatte fast mehr die Besinnung verloren als die

edelgeborene Giulia, deren Seele in Bewunderung ihres heldenkräftigen Gemahls sich stolz gehoben fühlte. Man erreichte unbehindert den Wagen; als aber Julius sich bückte, um die Bande des geknebelten Vetturin zu lösen, sah Giulia, wie die beiden Geflohenen sich wieder näherten, wie der eine von ihnen sein Gewehr auf ihren knienden Gatten anschlug — da warf sie sich vor ihn und in demselben Augenblicke knallte der Schuß; blutend sank sie in die Arme ihres entsetzten Mannes, der in diesem Augenblicke nur an sie, nicht an Vertheidigung dachte, und lächelte froh in sein angstvolles Auge. Da rief von oben her eine gewaltige Stimme, natürlich auf italienisch: „Welcher verdammte Hund hat da geschossen? Hab' ich's etwa nicht verboten? — Wartet, ihr ungehorsamen Schlingel. Die Ueberfallenen blickten nach der Stimme hin und sahen einen schnell herankommenden großen Mann, dem noch ein halbes Dutzend anderer Banditen folgten; Giulia wollte die Hände heftig zum Gebet zusammenschlagen, aber der linke Arm versagte ihr den Dienst; er war oben an der Schulter verwundet; ihr Mann riß sich empor und faßte seinen Carabiner mit fester Hand zur Vertheidigung, auch Heinrich hatte den besten Willen dazu. Der große Mann war indeß näher gekommen und hatte Julius — es begann schon zu

dunkeln — fest ins Auge gefaßt. Cospetto! rief er aus, das ist ja unser Capitano Barbarossa von Missolonghi! Seid willkommen, mein Herr Capitano! was führt Euch in diese verdammten Schneegebirge?

Wenn Ihr der Marcodottore seid —

Richtig, derselbe, den Ihr zweimal aus den Händen der ungläubigen Türkenhunde gerettet!

So helft mir nun wieder gegen diese Schurken, die uns hier räuberisch überfallen.

Nun, Ihr habt Euch ja schon selbst geholfen, Signor Capitano, und habt die dummen Jungen herrlich abgeprügelt! Sie sind noch nicht reif dazu, es mit einem wackern Philhellenenhauptmann aufzunehmen. Aber den Schurken, der geschossen hat wider mein Verbot, den will ich ohne Absolution in die Hölle schicken! Und ein Weib zu treffen, ein so schönes Weib! der ehrlose Schuft! Laßt mich die Wunde untersuchen! Ihr wißt, ich heiße nicht umsonst dottore und habe schon manche schlimmere Wunde verbunden und geheilt.

Giulia war bleich, aber sie lächelte freundlich den besorgten Gatten an, als Marco, welcher ein chirurgisches Besteck bei sich führte, die Wunde mit der Sonde untersuchte; es schmerze nur wenig, meinte sie, und sei nichts im Vergleich mit der Freude, das Weib eines Helden zu sein.

Wahrhaftig, Capitano, Ihr habt da eine muthige Dame gewonnen! rief Marco, während er einen Verband anlegte; solch eine Lebensgefährtin könnte ich auch wol brauchen. Die Wunde ist übrigens nicht schlimm; kein Knochen gesplittert; nun vorwärts!

Giulia wurde in den Wagen gehoben, welchen der bereits von seinen Banden befreite Vetturin nun langsam weiter trieb, während Julius und Heinrich nebenher gingen. Marco blieb noch einen Moment zurück, um seinen Leuten die nöthigen Befehle zu geben, dann gesellte er sich wieder zu den Reisenden. Ja seht, begann er zu Julius, wie sonderbar in dieser Welt alte Bekannte wieder zusammenkommen! Also Ihr habt auch das Land des Undanks und der Betrügerei verlassen? Als der edle Lord, der uns geworben hatte, gestorben war, wer sollte uns da noch unsern Sold geben? Da ging ich in die Heimat, um hier auf eigene Hand vom Muthe zu leben; Ihr scheint es auch nicht länger dort haben aushalten zu können, Capitano?

Mich haben Privatverhältnisse von dort fortgezogen. Aber sagt mir, werde ich in unserm Nachtquartier einen Chirurgen finden?

Damit wird es schlimm aussehen. Aber wenn Ihr mir versprecht, kein Wort von dem Vorfalle zu reden, ehe Ihr nach dem Hospiz kommt, so will ich Euch

für die Nacht als Chirurg dienen und morgen früh noch einmal die Wunde verbinden, sodaß Ihr morgen sicher bis zum Hospiz gelangen könnt, woselbst unter den Augustinern ein recht geschickter Arzt ist. Dort wird Eure Gemahlin vor der Hand bleiben müssen, bis sie so weit wiederhergestellt sein wird, um die Reise fortsetzen zu können. Wollt Ihr mir Schweigen geloben bis zur Ankunft im Hospiz?

Mein und der Meinen Schweigen würde Euch wenig helfen, wenn Ihr nicht auch den Vetturin dazu bewegt.

O, dessen will ich bald sicher sein! Er weiß, ich oder einer der Meinen würde ihn auf ewig stumm machen, wenn er uns verrathen wollte. Sagt also: wollt Ihr schweigen?

Wie sollte ich nicht?

Nun gut! dann will ich Euch zu Diensten sein und den Schaden möglichst zu mildern suchen, den meine Tölpel angerichtet haben. Bin ich nicht ein ehrlicher, dankbarer Kerl?

Schade nur, daß Ihr ein Straßenräuber geworden seid.

Geworden? Ich bin es ja von Jugend auf gewesen, bis ich zufällig den edeln Lord kennen lernte; er gefiel mir und ich folgte ihm nach Griechenland.

Und nun seid Ihr wieder zu dem schändlichen Handwerk zurückgekehrt?

Signor Capitano, das verbitt' ich mir! es ist kein schändliches Handwerk, denn ich treib's mit Anstand und Großmuth, wie Ihr selbst erfahren habt.

Bah! was würde uns Euer Anstand und Großmuth geholfen haben, wenn ich Euch nicht — von früher her bekannt gewesen wäre.

Sagt das nicht! Eure tapfere Vertheidigung hatte mich schon für Euch eingenommen, und die Schönheit Eurer Gemahlin würde mir alle mögliche Rücksicht aufgelegt haben. Ihr wäret mit einer ganz geringen Abgabe für meine Leute davongekommen, und ich für mein Theil würde mir nur einen Kuß von der Dame erbeten haben.

Unverschämter, ich hätte Euch niedergeschlagen!

Das glaube ich wohl, wenn Ihr gekonnt hättet; dann freilich hätte ich keinen Kuß bekommen. Aber laßt uns von andern Dingen reden!

Und der Räuber begann die Erinnerung an manches gemeinschaftlich erlebte Abenteuer zurückzurufen, wodurch die Zeit verfloß, bis das schon zuweilen sichtbar gewordene Licht des zu erreichenden Nachtquartiers endlich ganz nahe gekommen war. Da besprach sich Marcodottore eine Weile leise mit dem Vetturin und

blieb dann auf der Straße zurück, indem er bald als Chirurgus nachzukommen versprach; man möge nur auch für ihn ein Zimmer und Abendessen bestellen.

Das Unterkommen war ganz erträglich; der Chirurg stellte sich bald anders gekleidet ein und schien im Gasthause als Signore dottore ziemlich bekannt zu sein; am andern Morgen verband er noch einmal Giulia's Wunde und empfahl sich dann, dankbar einige Napoleons „für die Seinen", wie Julius ihm lächelnd sagte, einsteckend. Glücklich erreichte man das Hospiz, von wo aus man schon nach acht Tagen etwa weiter reisen konnte, um die völlige Genesung in Genf abzuwarten. Nach einigen Wochen war auch diese eingetreten, und Julius wünschte nun, daß seine Gattin bei einem Prediger, den er indeß ermittelt, ihren Unterricht im protestantischen Bekenntniß beginnen möge; da ergab sich aber, daß das Räuberabenteuer einen Eindruck zurückgelassen hatte, der für das zukünftige Glück des jungen Ehepaars gefährlicher zu werden drohte als die Schußwunde. Giulia bekannte nämlich ihrem Gemahl, als derselbe in sie drang, nun doch den beabsichtigten Religionsunterricht zu beginnen, folgendes Erlebniß: Als sie damals den Schuß erhalten und unmittelbar darauf Marcodottore mit seinem Gefolge von der andern Seite längs der Straße heran-

stürzen gesehen habe, allem Anschein nach, um gleichfalls über sie herzufallen; da habe sie die Rettung ihres Gemahls ohne ein Wunder für unmöglich gehalten und mit aller Inbrunst zur heiligen Mutter Gottes gefleht, sie wolle ein solches Wunder eintreten und ihren Gemahl nicht umkommen lassen; gleich darauf, als Marcodottore seinen frühern Befehlshaber erkannt, habe sie das Gefühl gehabt, ihr Gebet sei von der heiligen Jungfrau erhört worden, und seit jener Zeit trete fast in jeder Nacht ihr Oheim und früherer Beichtvater Don Tomaso im Traum vor ihr Lager, um ihr Vorwürfe darüber zu machen, daß sie nun, da die Mutter Gottes ihr doch so sichtlich geholfen, den Glauben an dieselbe abschwören wolle; er drohe ihr stets, sie werde ganz verlassen sein auf Erden und auch keine Helferin im Himmel mehr haben, wenn sie nicht ihre Absicht, von der alleinseligmachenden Kirche abzufallen, aufgeben werde. Julius erschrak über die Flut von Leiden, welche er aus dem Quell des Aberglaubens über sein geliebtes Weib heranschwellen sah; er bekämpfte diesen Aberglauben — als solcher erschien ihm wenigstens ihr Gefühl — sanft mit den Waffen der Vernunft und der Liebe, und es gelang ihm, Giulia dazu zu bewegen, daß sie, wenngleich mit schwerem Herzen, den Unterricht begann.

Aber je länger derselbe dauerte, desto mehr wuchsen ihre Besorgnisse. Dann nahm Julius sie wol tröstend in seine Arme und sagte zu ihr: Glaubst du denn nicht, daß ich, lieberfüllt von dir, ebenso innig zur heiligen Mutter Gottes beten kann als du selbst? Glaubst du, daß die katholischen Hymnen der Sixtinischen Kapelle nicht mir ebenso fromme Erhebung schafften als euerm Heiligen Vater selbst und den Cardinälen, welche sie anhören? Als ich nach Rom kam und in Gesellschaft eines katholischen Freundes zuerst die Sixtina singen hörte, sagte dieser Freund, der meine andächtige Rührung, ja Zerknirschung bemerkte: „Nun, ich sehe wohl, du wirst Rom nicht verlassen, ohne Katholik geworden zu sein!“ worauf ich ihm antwortete: „Wenn du das, was ich eben war, katholisch nennst, so bin ich Zeit meines Lebens ein guter Katholik gewesen. Denn die höchsten Gaben, die euer Cultus bietet, genießt der Mensch nicht nach Maßgabe seiner Confession, sondern nach seiner ästhetischen Rührbarkeit; ich habe also nicht nöthig, eure alberne Intoleranz, die nur Menschensatzung ist, anzunehmen, um des lieblichsten Segens, den euch eure Kirche geben kann, theilhaftig zu werden.“ Jener Freund ward durch diese Antwort verstimmt, denn er verstand mich nicht und hatte, wie ich glaube, Absichten mit mir; du aber,

meine Giulia, die mich liebt und keine Absicht mit mir hat als die, eins mit mir zu sein, du verstehst mich wohl und hast mir ja selbst schon gesagt, daß du dich Einer Religion mit mir fühltest.

Ach ja, erwiderte Giulia, mit dir fühle ich mich ganz eins in Lieb' und Glauben, in allem! und ich lebe der seligen Hoffnung, daß ich einst Hand in Hand mit dir vor Gottes Thron werde treten dürfen, wie wir vor seinen Altar getreten sind! Aber wenn der Prediger in der Religionsstunde mir die Vorzüge eurer Confession auseinandersetzt, dann ist mir, als führe er mich in eine leere, kalte, graue Stube, darin ich auf ewig soll eingeschlossen werden, ohne jemals die freien blühenden Fluren meiner Jugend, in denen gütige Heilige mir nahten, wiedersehen zu dürfen.

Mein liebes, liebes Herz! rief Julius, da hast du ja eben fast mit denselben Worten wie Goethe das echteste protestantische Glaubensbekenntniß, das ich kenne und anerkenne, ausgesprochen. Der Dichter sagt:

Ich wandle auf weiter, bunter Flur
Ursprünglicher Natur!
Ein holder Born, in dem ich bade,
Ist Ueberlieferung, ist Gnade.

Behalte du immer den Glauben an deine blühende Jugendflur mit den darin wandelnden Heiligen im

liebenden Herzen und laß dich nicht irren durch die kalten Worte des Predigers. Denke einmal, was ich von dem guten Don Tomaso würde anhören müssen, wenn ich in deinem Falle wäre und zur Ebnung von Familienverhältnissen von meiner angeborenen zu der katholischen Confession übergehen müßte? Würde er nicht rücksichtslos meine Ketzerlehre, der ich bisher angehangen, verfluchen und mir bei einem etwaigen Rückfall in dieselbe mit ewiger Verdammniß drohen? Dergleichen Unduldsamkeit hast du bei deinem kalt sprechenden Lehrer nicht zu fürchten.

Aber bleibt es nicht immer eine schwere Sünde, um irdischen Mammons willen die Religion zu wechseln?

Du sollst ja nicht die Religion wechseln, sondern nur die Form der öffentlichen Aeußerung derselben. Was die eigentliche Religion selbst betrifft, so hast du nicht dieselbe mit dem Don Tomaso und wirst nie dieselbe mit deinem protestantischen Lehrer haben, sondern nur mit mir; denn jeder Mensch von Gefühl und einiger Klarheit hat ja sein eigenes Verhältniß zu Gott, und wir beide sind glücklich zu preisen, daß wir wie aus einem Herzen zu ihm beten können. Und du sollst auch nicht um irdischen Mammons willen dein Bekenntniß wechseln, sondern um des Glücks und der

Einigkeit der Familie willen, in welche du getreten bist. Du weißt ja, daß mein Vater seiner Natur nach keine katholische Schwiegertochter anerkennen kann, weil er einmal das Gegentheil ausgesprochen und zum Familiengesetz erhoben hat. Wären ähnliche Gründe vorhanden, die mich nöthigten, zur katholischen Confession überzugehen, so würde ich kein Bedenken tragen es zu thun, obgleich die Formen bei einem solchen Uebertritt häßlicher und schwerer zu erfüllen sind als bei dem, welcher dir vorliegt.

Solche Zusprüche aus dem Munde des Geliebten milderten und lösten allerdings Giulia's Gewissensbedenken so weit, daß sie den Unterricht fortsetzte und endlich nach einigen Monaten wirklich zur protestantischen Confession übertrat; indessen that sie diesen Schritt ohne Herzensfreudigkeit und mit einer abergläubischen Furcht, die sie nicht ganz los werden konnte, wenn sie dieselbe auch möglichst zu verbergen und zu unterdrücken suchte, mit der Furcht, nun ohne den unmittelbaren Schutz ihrer lieben Heiligen weiter leben zu müssen. Um so inniger klammerte sich ihr Herz an ihren Gemahl, dem sie einmal sagte: Du bist nun mein einziger Heiliger, der mich auf Erden schützen und behüten, der mich an seiner Hand auch in den Himmel führen soll! — worauf Julius antwortete:

Gott verleihe mir die Kraft dazu, wie er mir den Willen verliehen! —

Noch an demselben Tage, an welchem Giulia Protestantin geworden war, hatte ihr Gemahl an seine Mutter geschrieben und derselben offen die ganze Geschichte seiner Liebe mitgetheilt, schließlich um ihren Segen und ihre Vermittelung beim Vater bittend. Diesen Brief legte er offen in einen an den Vater gerichteten ein, welchen er um Verzeihung bat, daß er so weit ohne die älterliche Zustimmung gehandelt habe; er entschuldigte sein Verfahren damit, daß er es nicht gewagt habe, die Einwilligung zur Verlobung mit einer katholischen Braut zu erbitten, welche der Vater nach den Majoratsbestimmungen nicht habe ertheilen dürfen; jetzt erfülle seine Frau die gestellten Bedingungen und er bitte nun inständigst um den nachträglichen väterlichen Segen und freundliche Aufnahme seiner jungen Frau, die den Aeltern gewiß liebenswerth erscheinen werde, wenn sie dieselbe kennen lernen würden. Es war dieser Brief wärmer und inniger geschrieben als jemals ein früherer des Sohnes an den Vater, denn Julius war durch seine neue Liebe ein anderer, ein weicherer und frömmerer Mensch geworden, der innerlich den Aeltern schon oft sein bisheriges schroffes Betragen gegen dieselben abgebeten hatte.

Julius wartete in Genf zwei lange Monate vergeblich auf Antwort. Anfangs tröstete er sich über das Ausbleiben derselben mit der Hoffnung, sein Vater werde, wie er darum gebeten, sogleich den königlichen Consens, dessen er als Offizier zu seiner Heirath bedurfte, nachsuchen und nicht eher antworten wollen, als bis er denselben zugleich mitschicken könne; endlich aber konnte er aus Furcht, seine Baarschaft werde später nicht mehr zur Heimreise ausreichen, nicht länger in Genf auf Antwort warten. Er schrieb daher noch einmal an den Vater, daß er aus den eben angeführten Gründen jetzt, ohne die Antwort erwarten zu können, seine Rückreise antreten und bei derselben vaterländisches Gebiet vermeiden müsse, weil er auf diesem als Rittmeister im Dienst verheirathet sich noch nicht öffentlich sehen lassen dürfe; seiner Neigung nach würde er zwar lieber sogleich den Abschied nehmen, als sich solchen Zwang auferlegen, indessen wolle er diesen Schritt doch nicht ohne den Willen des Vaters thun, weshalb er seine Rückreise über Wien, Krakau und Warschau nach Białodwor in Polen, dem Gute seines Freundes, des Grafen P...ski, antreten werde, woselbst er, höchstens zwanzig Meilen von Waldhausen entfernt, sicher die Antwort des Vaters erwarten zu können hoffe; aber gar zu lange dürfe der Vater ihn

nicht mehr harren lassen und für sein eigenes, freilich schwer zu entschuldigendes Schweigen durch die gleiche Härte bestrafen, denn seine Frau sehe in wenigen Monaten ihrer Entbindung entgegen und der Vater werde ihr doch zu solcher Zeit weder Waldhausen als Obdach, noch die Pflege der lieben Mutter entziehen wollen. Mit schwerem Herzen sendete Julius diesen Brief ab, in den er noch einige Zeilen mit innigen Bitten an die Mutter offen eingelegt hatte. Wie schwer bereute er jetzt als eine drückende Schuld sein früheres Schweigen gegen die Aeltern, deren Leiden dabei er jetzt in noch höherm Grade nachzuempfinden meinte! Dem Vater mochte er es wol zutrauen, daß derselbe ihn auf solche Weise für seine eigene Schuld gebührend bestrafen wolle; aber wie konnte die liebe, gütige, sanfte Mutter zu solcher ihr ganz unnatürlichen Härte bewogen werden? Das war ihm unbegreiflich.

Als der erste Brief des Julius aus Genf in Waldhausen ankam, war Leopold Rudau schon nach England abgereist, die Mutter aber hatte der General ihrer andauernden Kränklichkeit wegen nach der Hauptstadt gesendet, um dort unter der Aufsicht der berühmtesten Aerzte des Landes den Winter zuzubringen und dann im Sommer darauf vielleicht ein Bad zu besuchen. So war der alte Herr allein in seinem Hause, als er

den erwähnten Brief erhielt; sein Jäger Schwendberg überreichte ihm denselben und sah, wie der General ihn, nachdem er die Adresse gelesen, unerbrochen auf seinen Schreibtisch legte; dreimal vierundzwanzig Stunden blieb er daselbst unerbrochen liegen, während welcher Zeit der alte Herr der Speise und des Schlafs kaum zu bedürfen schien; fast ununterbrochen ging er allein in seinem Arbeitszimmer auf und ab, als ob er einen wichtigen Entschluß finsterer Art reiflich überlege. Endlich, am dritten Tage, rief er Schwendberg und befahl ihm, frisches Feuer im Kamin zu machen; der Jäger war entsetzt über den heisern unheilschwangern Sprachton und das wildzornige Antlitz seines Herrn; als das Feuer brannte, nahm der letztere alle Blätter des jetzt geöffnet und auseinander gestreut auf dem Tische liegenden Briefs sorgfältig, eines nach dem andern noch einmal mit den Augen überlaufend, in die Hände, ballte sie mit grimmigen Geberden in ein Knäuel zusammen und warf sie dann in das lodernde Feuer, von dem er nicht eher sein Auge abwendete, bis er sich mit dem Schüreisen überzeugt hatte, daß der letzte Fetzen des Papiers zu Zunder verbrannt war. Nach diesem Vorfall schien der General seine Ruhe wiedergefunden zu haben; er aß, schlief und wirthschaftete weiter wie sonst, ohne daß

man in seinem Wesen eine bedeutende Veränderung hätte wahrnehmen können.

Julius' zweiter Brief blieb nicht drei Tage unerbrochen auf dem Tische liegen wie der erste, sondern wurde sogleich nach der Ankunft entsiegelt, gelesen und dann mit bitterm Lächeln ins Feuer geworfen, indem der General dabei zu sich selbst sagte: Jetzt fängt er also an, zu merken, wie es thut, wenn man sich nach Antwort sehnt und keine erhält, der freche widerspenstige Patron, der undankbare Bösewicht! Das sollte mir fehlen, seine Komödiantenprinzessin hier Wochen halten zu lassen! Soll mein Haus zum Findelhause werden? Sein Geld geht bald zu Ende; da soll die Noth ihn beten lehren!

Der General sprach im Zorne sehr laut, sodaß der vom Feuermachen noch im Zimmer anwesende Schwendberg jedes Wort hatte verstehen können und nun durch starkes Räuspern ein Zeichen seiner Gegenwart geben zu müssen glaubte, infolge dessen der General schnell nach ihm umblickte und mit einem wilden Blitze seiner Augen rief: Er ist noch da? — Hat Er gehört, was ich zu mir selbst gesprochen?

Jedes Wort, Excellenz!

So rath' ich Ihm, daß Er aus seinem Herzen eine Mördergrube macht, welche nichts herausläßt,

was hineingekommen! Wenn ich merke, daß er zu irgendwem plaudert, so schieß' ich Ihm eine Kugel vor den Kopf! versteht Er mich?

Zu Befehl, Excellenz! aber vor dem Todtschießen hab' ich keine Furcht.

Das weiß ich, sonst würd' ich Ihm auch nicht vertrauen! Der General ging einigemal im Zimmer auf und ab, dann fuhr er fort: Hör' Er 'mal, Schwendberg, ich glaube, Er dient mir gern?

Meine Schuldigkeit, Excellenz!

Dummes Zeug! Seine Schuldigkeit ist blos, mir zu dienen, nicht, mir gern zu dienen.

Ew. Excellenz haben mir von klein auf Lohn und Brot gegeben und einen ordentlichen Menschen aus mir gemacht, drum ist es auch meine Schuldigkeit, Ihnen gern zu dienen.

So? Meint Er, daß jeder so denkt, den ich zu einem ordentlichen Menschen gemacht habe? Es gibt Leute, an denen ich mehr gethan als an Ihm, die mir mit schwarzem Undank lohnen! Was meint Er dazu, daß der Rittmeister, nachdem er fast verschollen war, mir neulich auch einmal schreibt: er habe sich mit einer italienischen Theaterdirne trauen lassen? und heute wieder: seine Person wolle hier Wochen halten? hier in Waldhausen eine Person, mit der er wider

mein Wissen und Willen von einem katholischen Winkelpfaffen zusammengekuppelt worden ist? Heiliges Donnerwetter!

So war das Eis gebrochen, und der General hatte nun an seinem Jäger Schwendberg einen Vertrauten, gegen den er seinen Zorn und Aerger über den Sohn äußern konnte. Es ist hierbei zu bemerken, daß Julius schon in seinen Knabenjahren eine Abneigung gegen diesen Lieblingsdiener seines Vaters gefaßt hatte, weil derselbe, oft mit der Aufsicht über ihn beauftragt, dann immer sein Spiel mit den schmuzigen Dorfkindern, welches der Vater als unschicklich verboten hatte, gewissenhaft verwehrte; die Abneigung des Knaben hatte sich bei dem verschlossenen, trotzigen Jüngling nicht vermindert, der in Schwendberg immer einen von seinem Vater abgesendeten Aufpasser oder Spion erkennen wollte und ihn deshalb zurückstoßend und verächtlich behandelte. Später als Mann sah Julius wol des Jägers große Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit ein, konnte aber doch den alten Widerwillen gegen ihn nicht ganz unterdrücken und zeigte denselben auch nicht selten in seinem Benehmen, da er, wie wir schon wissen, sich oft starrsinnig genug in seinen Empfindungen gehen ließ. Es war demnach wol nicht unnatürlich, daß sich auch bei Schwendberg eine Art von

Haß und Verachtung gegen den Sohn seines Herrn gebildet hatte, wie er sich wol gerade bei tüchtigen Leuten am leichtesten einstellt, wenn sie von unerfahrenen, jüngern Herren, die sie aufwachsen gesehen haben, ungerecht und ohne Schuld hart behandelt werden. Der Jäger Schwendberg wurde wenigstens nicht durch die mindeste Anhänglichkeit an Julius davon abgehalten, in die harte und böse Stimmung des Generals gegen seinen Sohn auch selbst hineinzukommen; er verwünschte in seinem Sinne den thörichten, ungehorsamen Trotzkopf, welcher so ehrlos dem würdigen und vernünftigen Vater, seinem geliebten und hochverehrten Herrn, zuwiderhandelte.

Was seine Frau betraf, so sendete der General ihr weder Julius' mitverbrannte Briefe an sie, noch machte er ihr irgendeine Mittheilung darüber, daß der Sohn jetzt endlich an die Aeltern geschrieben habe, vielmehr vermied er es sorgfältig, des von ihm längst für verschollen Erklärten irgend gegen die Mutter zu erwähnen. Diese letztere hatte allerdings von ihrem jetzigen Aufenthaltsorte noch einmal nach Rom an den Sohn geschrieben und aufs dringendste um Antwort gebeten; da aber Julius von Rom abgereist war, ohne seine Adresse für nachzusendende Briefe zurückzulassen, und da er noch dazu von Mailand aus das Ziel seiner

Weiterreise der geheimen Vermählung wegen absichtlich verschleiert hatte, so kam dieser Brief seiner Mutter nie in seine Hände, sondern vielmehr nach einigen Monaten mit dem Bemerken der vaterländischen Gesandtschaft in Rom, daß Adressat nicht zu ermitteln sei, wieder an die tief betrübte Absenderin zurück. Da machten ihre häufigen Thränen die Mittel meist unwirksam, welche die besten Aerzte der Stadt verordneten, und kummervoll sah ihre junge Gesellschafterin und Pflegerin, die jetzt bald zwanzigjährige Pauline Eberwehr, ihre Kräfte sich zusehends vermindern.

So ist es erklärbar, daß Julius von seiner Mutter keine Antwort erhielt. Wir finden ihn nun, schon gegen das Ende des Winters, auf dem Gute seines polnischen Freundes an der Grenze der vaterländischen Provinz, fast in Verzweiflung über das Ausbleiben aller Nachrichten von den Seinen. Vergebens wartete er drei Wochen lang an seinem jetzigen Aufenthaltsorte; es schrieb ihm niemand, auch Leopold Rudau nicht, an den er sich endlich gewendet; dem aber war der Brief aus seiner Garnison nach England nachgeschickt worden, in welchem Lande er auch schwer zu finden war, da er, um Pferde zu sehen, von Ort zu Ort reiste und sich nirgends lange verweilte; er wurde von dem Hülferuf seines lieben Freundes erst auf-

gefunden, als der letztere keine menschliche Hülfe mehr bedurfte.

Die Zeit von Giulia's Entbindung drängte ihren armen Gatten, sodaß er beschloß, endlich nach Waldhausen selbst aufzubrechen, ohne länger auf eine Erklärung des Vaters zu warten. Er nahm auf denselben noch die Rücksicht, daß er nicht unter seinem eigenen Namen mit seiner Gemahlin vor deren Anerkennung in der Heimat auftreten wollte, und verschaffte sich daher einen polnischen Paß für den Musikus Julius Morgenroth mit seiner Frau und jüngerm Bruder Heinrich. Da der Weg von dem Gute seines Freundes nach Waldhausen durch Gegenden führte, in welchen er früher nie gewesen, so hoffte er mit diesem Passe ungestört bis Sirtfließen zu kommen, woselbst er dessen nicht mehr zu bedürfen meinte. Er schrieb nun noch einmal an den Vater, wie er voraussetze, daß seine frühern Briefe durch irgendwelches, allerdings sehr auffallendes Misgeschick verloren gegangen sein müßten; er gebe deshalb nochmals einen vollständigen Bericht seiner Erlebnisse seit dem Abende, daß er seine Gattin zum ersten male gesehen. Nach diesem Berichte schloß er mit der Bitte, der Vater möge ihm Fuhrwerk zur Einholung in die Heimat nach Sirtfließen entgegensenden, woselbst er an dem und dem Tage

bestimmt einzutreffen hoffe. Diesen Brief sendete Julius per Estafette von seinem ersten Nachtquartier auf vaterländischem Boden nach Waldhausen ab, wonach er mit Sicherheit annehmen konnte, daß der Vater ihn rechtzeitig erhalten würde.

Es war in der Mitte des Monats März starkes Thauwetter eingetreten; der General kam bei einem warmen Westwindregen von der Besichtigung einiger entfernten Vorwerke nach Hause gefahren und seine Wildschur war tüchtig durchnäßt, als er aus dem Schlitten stieg, wobei sein Jäger Schwendberg ihm behülflich war.

Ja, ja, der Winter geht fort! rief er diesem zu, als er ins Haus trat; das ist früh im Jahr für unsere Gegend. Schade drum, hätte noch gern eine Partie Bauholz an den Strom rücken lassen und wir haben ja Gott sei Dank keinen Futtermangel; den dummen Bauern drüben wird's freilich lieb sein, denn die sollen schon mit ihren Dächern füttern; Gott sei Dank, daß ich solch Lumpenpack nicht mehr zu ernähren hab'! Dumme Gesetze haben für den einzelnen doch manchmal ihr Gutes.

Es ist eine Estafette mit einem Briefe angekommen und wartet auf Abfertigung, bemerkte Schwendberg, während er seinen Herrn entkleidete.

Was ist das? Ah, von dem Rittmeister! Schon gut, bezahle den Postillon; Antwort ist nicht nöthig.

Der General hatte sich's bequem gemacht und las nun ruhig mit bitterm Lächeln den Brief seines Sohnes. Als Schwendberg wieder ins Zimmer kam, war er fertig und sagte zu demselben: Er kann's nicht länger aushalten; übermorgen wird er in Sirtfließen eintreffen mit seiner saubern Sippschaft unter fremdem Namen, als Herr und Frau Morgenroth. Das mag sie bleiben meinetwegen, wenn auch der Name unsers alten seligen Cantors solchen Misbrauch kaum verdiente; aber Freifrau von Rudau! — eher soll mich der Teufel holen, ehe ich ihr je den Namen zu schänden erlaube!

Wenn nur der Eisgang nicht den Herrn Rittmeister aufhalten wird, bemerkte Schwendberg. Die kleinen Flüsse sind schon offen, und wenn's noch die Nacht so weiter regnet, wird das Eis bei Sirtfließen morgen schwerlich noch festbleiben.

So mag es brechen! — ist ja doch schon ein kalter Eisgang zwischen ihm und mir für immer! denn er wird nicht von ihr lassen wollen.

Der General versank hierauf in finsteres Nachdenken, welches der Jäger nicht zu unterbrechen wagte; nach einer Pause fuhr er auf: Eisgang? — ja, wenn

der jetzt käme! — Schwendberg, der könnte uns aus der Noth helfen! — Der Rittmeister müßte hierher zu mir; sie, seine Concubine, sammt dem Cantorssohne, der mit ihnen heimgekehrt ist, bliebe drüben; — dann könnte Er, Schwendberg, mit einem sichern Manne hinüberfahren, sie nachzuholen. Hat Er sie mitten auf dem Fluß zwischen den Eisschollen, dann wird Er ihnen schon begreiflich machen, daß sie nicht Frau von Rudau sein kann, und ich will ein gut Stück Geld daran wenden, daß sie etwas anderes aus sich machen läßt, derweil ich hier nach Kräften den Rittmeister zur Raison zu bringen versuchen will. Er muß die Geschichte mit dem alten Brensies verabreden, der mir ganz ergeben ist; auch der Fährjunge, der Tamoszus, gehört ja zu der Bande und wird von dem Alten für sehr zuverlässig gehalten. Verdienen müssen die Kerle natürlich dabei; am Gelde soll's nicht fehlen; und Er bekommt den Försterposten, wenn alles gut glückt; da wird Er seine Kinder besser erziehen können.

Dieser Plan, eben durch einen Zufall geboren, wurde reif; wir werden seine Ausführung erleben. Hier ist nur noch zu erwähnen, daß der alte Brensies früher als Unteroffizier bei des Generals Regimente gedient hatte und zu der Zeit, von welcher wir er-

zählen, das Haupt der Grenzschmuggler in der Gegend von Waldhausen war.

Julius kam mit seiner Gemahlin und Heinrich trotz der fast ganz in Schneewasser aufgelösten Schlittenbahn am bestimmten Tage in Sirtfließen an; der Fluß war von einem Thalrande bis zum andern angeschwollen und ging mit Grundeis; dessenungeachtet empfing der Jäger Schwendberg die Ankommenden mit einem Briefe in der Hand; Julius nahm denselben entgegen, erbrach ihn hastig und las von der Hand seines Vaters folgende Worte: „Der Generallieutenant von Rudau erwartet den Rittmeister von Rudau in seinem Hause, aber allein, ohne irgendwelches Gefolge, sei dasselbe männlichen oder weiblichen Geschlechts. Es ziemt wol vor allen Dingen, daß die beiden genannten Männer vorerst ein Wort unter vier Augen miteinander reden."

Julius war über den Inhalt dieser kurzen Epistel keineswegs sehr betroffen, denn er hatte sich bereits auf weit schlimmere oder gar keine Nachricht gefaßt gemacht und kaum irgend bessere gehofft; er steckte demnach den Brief fast freudig in die Tasche und sagte: Guten Tag, Schwendberg! ist der Fluß zu passiren?

Vor einer Stunde bin ich mit dem Tamoszus im kleinen Handkahn glücklich herübergekommen, Herr Ritt-

meister, und jetzt muß es schon besser gehen als vorher, denn das Eis wird ja zusehends schwächer.

Gut, so will ich gleich hinüber; es ist doch ein Fuhrwerk drüben?

Zu Befehl, Herr Rittmeister.

Vieni, carissima mia! sagte nun Julius zu seiner Gattin, indem er sie behutsam aus dem Schlitten hob und in das Gastzimmer des Fährkrugs führte. Er sprach hier noch eine Weile leise mit ihr, wobei er ihr die Nothwendigkeit, daß er sogleich nach Waldhausen müsse, begreiflich zu machen schien. Zuletzt hob sie ihre thränenfeuchten, aber sanft lächelnden Augen zu ihm auf und sank an seine Brust. Lange hielten sie einander umschlungen, dann zog sie sich zurück und drängte ihn zum Fortgehen. Jetzt bat er Heinrich Morgenroth, der von Sirtfließen nach Tillstadt wollte, er möge bis zu seiner Wiederkehr zum Schutze Giulia's noch hier verweilen, was der Freund gern zusagte; dann diesem einen Abschiedshändedruck, endlich der Gattin noch eine Umarmung — so stürzte Julius zum Hause hinaus, um zu Schwendberg und Tamoszus in den Kahn zu springen. Giulia trat ans Fenster und ihre Thränen fielen perlend auf die weißen gefalteten Hände, während sie dem ins treibeisdurchschwommene, mächtig fortziehende Wasser hinein-

rudernden Gatten nachsah, bis er glücklich das jenseitige Ufer erreichte, von wo aus er noch zum Gruße die Mütze schwenkte; ein rascher Schlitten, der ihn dort aufnahm, ließ ihn bald in den dunkeln Wald hinein verschwinden.

Es war ein trauriger Abend, den Giulia und Heinrich Morgenroth, so gut es ging, miteinander zu verbringen suchten. Doch waren ihre Besorgnisse noch nicht so groß, als sie den Umständen nach hätten sein dürfen, denn Julius hatte, um Gattin und Freund nicht zu ängstigen, sie mit der ihm selbst wol möglich scheinenden Härte des Vaters nicht ganz bekannt gemacht, sondern den General nur als einen alten Sonderling geschildert, dem man vorsichtig begegnen müsse; er hatte seine schweren Sorgen über diesen Punkt während der ganzen Reise allein getragen, ohne sie seinen Gefährten mitzutheilen. Als es neun Uhr geschlagen hatte, wurden diese durch den eintretenden Jäger Schwendberg überrascht. Er brachte folgende Nachrichten: Als er mit dem Herrn Rittmeister abgefahren sei, hätten sie auf dem halben Wege nach Waldhausen etwa Sr. Excellenz dem Herrn General in dem großen Verdeckschlitten begegnet, welcher selbst entgegengekommen sei, um die Frau Tochter einzuholen; er, Schwendberg, sei deshalb mit dem großen Schlitten

wieder hierher zurückgeschickt worden, um die Herrschaften sogleich noch über den Fluß und für die Nacht nach Waldhausen zu bringen; der Herr Rittmeister hätten sich überzeugt, daß die Passage jetzt sehr leicht, morgen aber vielleicht schwieriger sein würde; deshalb ließen beide Herren die gnädige Frau bitten, sie möchte sogleich mit dem Herrn Morgenroth zusammen sich übersetzen lassen, denn drüben warte schon der große Verdeckschlitten, um sie noch schnell vor abgehender Schlittenbahn nach Waldhausen zu bringen.

Wo ist denn der Herr Rittmeister? fragte Heinrich Morgenroth, dem die Ueberfahrt im Dunkel etwas bedenklich vorkam.

Der Herr Rittmeister sind drüben geblieben bei Sr. Excellenz und erwarten die gnädige Frau mit großer Sehnsucht; Sie wollten mit mir hierher kommen, die gnädige Frau über den Fluß zu holen, aber Se. Excellenz baten ihn, zu bleiben, damit sie noch eine Weile unter vier Augen sprechen könnten.

Wollen Sie überfahren, gnädige Frau? fragte Heinrich italienisch; mich wundert, daß Ihr Gemahl nicht selbst mit hier ist.

O, lassen Sie alle Besorgniß! wie kann ich's dem Vater, der ihn so lange entbehrt hat, verdenken, daß er ihn drüben behielt, wie meinem Julius, daß er dem

alten Herrn die Liebe that? Lassen Sie uns unverzüglich aufbrechen!

Heinrich konnte nichts dagegen einwenden, besonders da er sich seiner ihm unbegründet scheinenden Furcht halb und halb schämte, und theilte Giulia's Willen dem Jäger mit, der sogleich die Rechnung im Kruge bezahlte und ebenso schnell als sorgfältig alles Gepäck der Reisenden in den Kahn bringen ließ. Als derselbe schon vom Ufer abgestoßen war, rief der Jäger den Leuten, welche das Gepäck getragen hatten, auf litauisch zu: Sagt der Wirthin, daß, wenn der Herr Morgenroth oder seine Frau noch etwas vergessen haben, sie es gut verwahren soll; es wird abgeholt werden. Heinrich, welcher litauisch verstand, stutzte über diese Rede und fragte den Schwendberg aus Rücksicht für Giulia in derselben Sprache, ob er denn nicht wisse, daß die Dame des Herrn Rittmeisters Gemahlin sei? er habe sie doch vorher immer „gnädige Frau" angeredet. Ganz recht! erwiderte Schwendberg gleichfalls litauisch; vorher war niemand dabei, als Sie, Herr Morgenroth; der Herr General will aber nicht, daß die Leute hier wissen sollen, was wir wissen. Heinrich mußte sich mit dieser Erklärung zufrieden geben, wenn ihm auch bei den Blicken, mit welchen der Jäger seine Rede begleitet hatte, unheimlich genug

zu Muthe war; doch hütete er sich, seiner Gefährtin diese Furcht merken zu lassen. Er hielt ruhig die Laterne, welche der großen Dunkelheit wegen mitgenommen war, in seiner Hand, während Schwendberg und Tamoszus kräftig die Ruder gebrauchten und den Kahn bald mitten in die starke Strömung getrieben hatten; es regnete immer leise fort und man hörte nichts als die Arbeit der Ruder, bis Schwendberg das lautlose Schweigen unterbrach, indem er laut rief: Es ist doch gut, daß der Rittmeister nicht noch mit hinüberkam; wir würden kaum für noch eine Person Platz haben im Kahne! Unmittelbar nach diesen Worten wurde dem Heinrich mit einem Ruder, ob von Schwendberg oder Tamoszus konnte er nicht unterscheiden, die Laterne aus der Hand geschlagen und in demselben Augenblicke fühlte er sich von starken Armen gepackt, welche ihn auf den Boden des Kahns niederrissen. Donnerwetter, haltet Euch ruhig! rief Schwendberg auf litauisch vom Steuer her; sonst schlägt der Kahn um; wo blieb die Laterne?

Die wurde mir aus der Hand geschlagen und ich selbst niedergeworfen, stöhnte Heinrich unter der Last seines Ueberwältigers hervor.

So liegen Sie nur stille, Herr Morgenroth, antwortete Schwendberg auf deutsch, damit der

Kahn nicht schwankt; ich komme Ihnen sogleich zu Hülfe.

Heinrich folgte dem Rathe des Jägers, weil er fürchtete, Giulia werde sich bei heftiger Bewegung des Kahns ängstigen; als sein vermeintlicher Helfer herbeikam, war es nur, um sich zu überzeugen, daß er sicher auf dem Boden des Kahns festgebunden liege und keines Widerstandes mehr fähig sei.

So! sagte Schwendberg auf litauisch zum Tamoszus, das hast du gut besorgt; der wird uns keine Umstände machen. Wenn er nicht will, wie wir wollen, so werfen wir ihn in den Fluß, wie einen zu ersäufenden jungen Hund. Und sollte er wirklich zu schwimmen verstehen, er könnte nicht ans Ufer kommen, schon des Treibeises wegen; losbinden würden wir ihn freilich, damit niemand sagen könnte, er sei gewaltsam ins Wasser geworfen worden.

Was habt ihr vor, Bösewichter? rief Heinrich vom Boden empor, und auch Giulia, die jetzt erst vom Schrecken zur Besinnung kam, fragte zitternd: Um Gottes willen, was ist hier geschehen? Aber in demselben Augenblicke wurde auch sie von den beiden Führern des Kahns ergriffen und wie ein Wickelkind in ein großes Leintuch eingebunden, dann aber auf den Boden des Kahns neben Heinrich niedergelegt.

Beiden Gebundenen — denn sie riefen heftig nach Hülfe — wurde nun der Mund mit Tüchern zugestopft, und Tamoszus trat ruhig ans Steuerende des Kahns, während Schwendberg sich auf die Bank in der Mitte setzte und ernst in deutscher Sprache begann, wie folgt: Ich handle hier auf Befehl Sr. Excellenz, des Herrn Generals von Rudau, wider dessen Wissen und Willen Sie, Madam, sich mit seinem Sohne haben trauen lassen. Sollten Sie nicht auf den Vorschlag eingehen, den ich Ihnen zu machen habe, so würden Sie von uns hier im Flusse ertränkt werden zusammt dem Herrn Morgenroth. Es ist alles sehr wohl vorgesehen und überlegt; wir tauchen Sie nämlich beide unter, bis sie todt sind; dann nehmen wir Ihnen die Bande ab und werfen Sie beide in den Fluß, in welchem sie dem großen Strome, dessen Eis noch feststeht, zugetrieben werden; Sie gerathen dort vermuthlich unters Eis und sind dann wahrscheinlich für ewig spurlos verschwunden, während wir selbst den Kahn, nachdem wir sie hinausgeworfen, ins Treibeis rudern und umwenden werden an einer Stelle, an der wir uns leicht durch Schwimmen retten können; der Kahn wird dann zerquetscht weiter treiben und jedermann unserer Versicherung Glauben schenken, daß wir alle zusammen mit demselben umgeschlagen seien,

wir beide aber uns durch Schwimmen gerettet hätten, während Sie beide ertrunken wären. Sollte jemand Ihr Rufen nach Hülfe vorher haben hören können, obgleich ich das kaum glaube, so wird man das bei Leuten, die ins Wasser fallen, ohne schwimmen zu können, sehr natürlich finden. Wenn Sie, Herr Morgenroth, versprechen wollen, jetzt kein weiteres Geschrei zu versuchen, so will ich Ihnen das Tuch aus dem Munde nehmen, damit Sie mit mir die Bedingungen besprechen können, unter welchen ich Sie und die Madam wieder frei lassen darf. Wollen Sie versprechen, nicht zu schreien, sondern nur ganz leise mit mir oder der Madam da zu sprechen, so nicken Sie mit dem Kopfe! so! Sie versprechen also? Bedenken Sie aber, daß Sie, wenn Sie Ihr Versprechen nicht genau halten, sogleich wieder stumm gemacht werden können, und dann natürlich für immer.

Es lag in der Sprache und dem ganzen Wesen des Jägers eine kalte, böse Festigkeit, vor der dem armen Heinrich die Haut schauderte; er fühlte sich ganz ohnmächtig gegen die verruchte Gewaltthat und fragte, als ihm das Tuch aus dem Munde genommen war, mit leiser Stimme nach den Bedingungen.

Dieselben sind leicht genug zu erfüllen. Sie, Herr Morgenroth, und die Madam da sollen eidlich geloben,

Mann und Frau werden zu wollen oder doch wenigstens so miteinander zu leben, als ob sie es wären. Sie sollen von sichern Leuten beide zusammen über die Grenze bis nach einer etwa zehn Meilen von hier entfernten russischen Stadt gebracht werden; dort sollen Sie einen Paß unter fremdem Namen als Mann und Frau erhalten und auf denselben nach irgendeiner Stadt in den russisch-deutschen Ostseeprovinzen gehen, wo Sie beide als Musiklehrer leicht Ihren Unterhalt werden gewinnen können, Ihre Frau vielleicht auch als Sängerin, etwa bei dem rigaer Theater. Zur Erziehung des Kindes, welches Ihre Frau jetzt vielleicht bald zur Welt bringen wird, sollen Sie als Abfindung ein für allemal 5000 Thaler erhalten; denken Sie, fünftausend Thaler! ist das nicht genug Geld, eine hübsche Wirthschaft sich einzurichten? Sie sollen aber beide einen schriftlichen Eidschwur unterzeichnen, daß Sie alle diese Bedingungen willig erfüllen und nie gegen irgendeinen Menschen von der ganzen Sache sprechen werden, wenn ich nicht, der ich Ihnen diesen Eid abnehme, Sie etwa wieder von demselben entbinden sollte.

Heinrich meinte, er müsse vor Entsetzen erstarren, als er den Jäger so sprechen hörte, und war keiner Antwort mächtig.

Haben Sie mich denn auch gehört und verstanden,

Madam? fragte Schwendberg, indem er sich ganz nahe zu Giulia's Antlitz niederbeugte. Es war Mondschein, und derselbe gab, obgleich er von Regenwolken verdeckt war, doch Licht genug, um zu erkennen, daß die arme Ueberwältigte mit gebrochenen Augen ohnmächtig dalag. Schwendberg entfernte das Tuch aus ihrem Munde, und sie schien darauf wieder tief Athem zu schöpfen; da fragte er noch einmal, ob sie ihn verstanden habe. Ja, ja, stöhnte sie hervor, hab' ich deutsch gelernt, das zu verstehen?! Grabt mich wieder aus! mein Kind muß frei werden!

Und willigen Sie in die Bedingungen, Madam?

Ja, ja, in alles, was Ihr wollt! nur grabt mich noch einmal aus, daß mein Kind frei werden kann!

Die Unglückliche mochte sich, bei ihrem Zustande durch die feste Umwickelung beängstigt, für lebendig begraben halten und deshalb an nichts als an Befreiung des Kindes, das sie unterm Herzen trug, denken können.

Schwören Sie mir, uns schweigend zu folgen, wohin wir Sie führen? fragte Schwendberg mit schreckendem Tone.

Ja, ja, schafft nur schnell die Erde fort, sonst erstickt ja das Kind!

Die beiden Männer wickelten ihr das Leintuch ab

und setzten sie auf die Bank, indem Schwendberg den Heinrich fragte, ob auch er einwilligen und schwören wolle, sonst müsse seine Frau sogleich wieder in den frühern Zustand zurückversetzt werden.

Um Gottes willen, schwören Sie! schrie Giulia voll Entsetzen.

Ich schwöre! tönte es ängstlich aus Heinrich's Munde; wir wissen, daß Giulia die Heilige seines Herzens war und seinen ganzen Willen durch ihre Angst regieren konnte.

Gut denn! so soll Ihnen nichts Schlimmeres widerfahren! rief der Schwendberg, indem selbst er, der grimmige Mann, einen erleichternden Seufzer ausstieß, wie nach überstandener Tortur; aber hüten Sie sich, fügte er bald darauf mit wieder gehärteter Stimme hinzu, daß Sie unser Vertrauen nicht irgendwie täuschen! Sie bleiben nach wie vor in unserer Gewalt, bis Sie Ihren Paß in der russischen Stadt bekommen haben.

Schweigend verharrte Giulia auf der Bank, schweigend lag Heinrich gefesselt am Boden, während die beiden Männer den kleinen, aber festen Kahn geschickt durch das in der Gegend, welche sie jetzt kreuzten, am stärksten treibende Eis steuerten; endlich hatten sie es glücklich überwunden und schossen nun längs dem fast

erreichten Ufer auf dem hier eisfreien Wasser schnell hinab, wol eine gute Stunde lang. Dieses, von Sirtfließen aus gerechnet, das jenseitige Ufer war mit dichtem Walde bewachsen, der an manchen Stellen seine dunkeln Zweige bis in die jetzt hochgehende Flut des Flusses tauchte. An einem Uferhügel erschien nun ein Licht zwischen den Bäumen, auf welches der Kahn hingesteuert wurde; Tamoszus, der jetzt wieder an der Spitze desselben stand, ahmte den Lockruf der Waldschnepfe nach, welcher durch das Kollern eines Birkhahns vom Ufer her beantwortet wurde; sogleich stieß der Kahn an Land und wurde von einem daselbst befindlichen Manne an einem Baumstamme befestigt. Schwendberg hob nun Giulia hinaus, während Tamoszus den noch immer gefesselten Heinrich auf seine Arme nahm und der am Ufer vorgefundene breitschulterige Mann sich mit dem Gepäck belud. Nur voran, Brensies! es ist doch alles in Ordnung? rief Schwendberg demselben auf litauisch zu.

Alles in Ordnung! tönte wie ein dumpfes Echo die Antwort zurück, und jeder der drei Männer schritt mit seiner Last auf den Armen langsam den Hügel hinan bis zur Thür der Hütte, aus deren Fenster man das Licht hatte schimmern sehen. Diese Hütte war mit ihrer Rückseite an den Hügel angelehnt, ja fast

in denselben hineingebaut; durch sie hindurch wurden Giulia, Heinrich und das Gepäck getragen, ohne einem lebenden Wesen zu begegnen; dann öffnete Brensies eine Thür, die zum Keller zu führen schien; in demselben wurde Giulia auf ihre Füße gestellt und Heinrich seiner Bande entledigt, nachdem vorher die Thür, durch welche man eingetreten, von innen wieder verschlossen worden war. Nun räumten Brensies und Tamoszus, während Schwendberg eine von Brensies mitgenommene Leuchte hielt, in einer Ecke des Kellers eine Menge alter Geräthschaften, Tonnen und dergleichen, fort, wodurch der Eingang zu einer Art Tunnel frei wurde, welcher, durch hölzerne Schwellen, Sprossen und Balken gefestigt, zu einem größern, gleichfalls durch Kunst vor Einsturz gesicherten Keller oder Höhlenraume führte. In diesen Raum mußten Giulia und Heinrich dem jetzt mit der Leuchte vorangehenden Brensies folgen, während sie selbst wieder von Schwendberg und Tamoszus gefolgt wurden. Man fand den Raum großentheils mit zum Schmuggelhandel bestimmten Waarenballen angefüllt, doch war in einer Ecke ein kleines Viereck freigelassen, in welchem ein Tisch, ein Stuhl, ein Bett und ein Schrank standen. Auf dem Tische befand sich ein Licht, welches Brensies an seiner Laterne anzündete. Schwendberg öffnete nun

den Schrank, zeigte Heinrich einige darin befindliche Vorräthe an Speise, Licht u. s. w. und trug Brensies auf, frisches Wasser zu besorgen, worauf der letztere einen leeren Krug aus dem Schranke nahm und Heinrich aufforderte, ihm zu folgen, um einen im Keller befindlichen Quell kennen zu lernen, dessen Abfluß zugleich als Kloake dienen könne; hier könnten Vater und Sohn oder auch Mann und Frau wochenlang miteinander wohnen, bekräftigte der alte Brensies unter seinem gewaltigen grauen Schnauzbart hervor mit der heisern tiefen Branntweinsstimme, wenn sie nur tüchtig mit Lebensmitteln versehen würden, und dafür wolle er schon gute Sorge tragen; an Luft fehle es auch nicht, denn dort in jener Ecke sei ein Zugloch nach oben, aber dessenungeachtet sei es mitten im strengen Winter warm genug im Keller, besonders wenn man sich in das weiche Bett lege.

Als der Alte und Heinrich mit frisch gefülltem Kruge von dem Quell zurückkamen, sagte Schwendberg: er müsse das Ehepaar nun allein lassen und könne schwerlich vor morgen abends wieder hier sein; er werde aber die zu unterschreibende Eidesformel und das Geld mitbringen, nach dessen Empfange sie mit nächster Gelegenheit unter Brensies' Führung die Grenze überschreiten könnten; bis das möglich sei, müßten sie

mit diesem unterirdischen Aufenthalte vorlieb nehmen, welchem zu entfliehen ihnen jedenfalls unmöglich sein würde. Nach dieser Erklärung entfernte er sich mit Brensies und Tamoszus, sodaß die beiden Gefangenen allein blieben. Ersparen wir uns die Schilderung des Schmerzes und der Verzweiflung, welche ihnen Gesellschaft leisteten in der düstern, wie ein Grabgewölbe sie umfangenden Höhle. Heinrich dankte Gott, daß Giulia, bei ihrem Zustande körperlichen Einflüssen unterliegend, auf das Bett sank und bald in todtenähnlichem Schlafe sich ziemlich erträglich zu befinden schien, während er wachend Gott um Errettung von dem ihnen drohenden jammervollen Ehestande bat, den er fortan mit der ihm heiligen Gattin seines hochgeliebten Freundes führen sollte, diesen, die Welt, sich selbst und Giulia betrügend. „O, Gott der Herr hat uns solchen Jammer erspart!" steht in seinem eigenhändigen Bericht dieser Erlebnisse geschrieben.

Es war schon Mitternacht vorüber, als Schwendberg mit Brensies und Tamoszus die Höhle verließ; die beiden letztern begaben sich zur Ruhe, aber der erstere trat sogleich seinen Weg nach Waldhausen an, um dem General über den Verlauf der geschehenen Dinge Bericht zu erstatten. Gegen Tagesanbruch trat er in das Schlafzimmer seines Herrn, welcher zwar

noch zu Bette lag, aber nicht mehr schlief, schwerlich auch während der ganzen Nacht nur ein Auge geschlossen hatte. Gestern abends war er mit Absicht früh zur Ruhe gegangen, weil er seinen Sohn, welcher erst spät eintreffen konnte, nicht mehr sehen wollte; jetzt erhob er sich, um dem Schwendberg die bereits vielfach überlegte Eidesformel, welche Giulia und Heinrich unterschreiben sollten, sowie das für dieselben bestimmte Geld, einzuhändigen. Das letztere hatte er schon besorgt und konnte dasselbe leicht, theils in russischem Golde, theils in Wechseln auf Riga, in die Tasche gesteckt werden.

Hier hat Er 5000 Rubel, sagte der General, nachdem er die Summe aufgezählt hatte, also noch etwas mehr, als den Leuten versprochen ist; das schadet nichts; ich gönne ihnen gern das Agio, da das Leben überdem in jenen Städten theurer ist als in den unserigen. Er, Schwendberg, begleitet sie selbst über die Grenze bis zu der Stadt, wo sie den Paß bekommen werden; hier sind die 100 Rubel für den Beamten dort; dann kommt Er mit dem Brensies wieder zurück und muß mir eine Quittung von den Leuten bringen, daß sie mit ihrem Gelde richtig dort eingetroffen und mit dem Passe zur Weiterreise versehen sind. So weit wären wir in Ordnung, aber nun der verfluchte Eid!

— soll mich Gott strafen, wenn ich den niederschreiben kann! —

Das haben Ew. Excellenz gar nicht nöthig; ich weiß, was die beiden beschwören müssen, und brauche nur Schreibzeug mitzunehmen, dann muß der Herr Morgenroth selbst schreiben, was ich ihm dictiren werde.

Muß? wenn er aber doch noch obstinat würde?

Lassen Ew. Excellenz mich nur machen; ich habe die Leute schon kennen gelernt und weiß, wie ich alles, was ich will, von ihnen erlangen kann, ohne ihnen irgendwelchen Schaden zu thun. Eigentlich haben sie ja den Schwur auch schon auf dem Wasser geleistet und scheinen mir beide Leute, die bei ihrem Worte bleiben.

Nun so schaff' Er mir das Papier mit ihren Unterschriften unter dem Eide! ehe ich das nicht in der Tasche habe, will ich den Rittmeister nicht vor mich lassen. Wie lange Zeit wird Er brauchen?

Wenn Ew. Excellenz mich einige Stunden könnten schlafen lassen, so würde das wol sehr gut sein für das, was ich noch auszurichten habe, denn bei solchen Dingen muß man alle fünf Sinne beisammen haben, und die Nacht über bin ich doch schon in scharfer Arbeit gewesen.

Wie lange meint Er schlafen zu müssen?

Vier Stunden, Excellenz, also etwa bis neun Uhr vormittags; von da ab möchte ich mit Hin- und Zurückreiten das Geschäft recht gut in fünf Stunden abmachen können.

Also um zwei Uhr nachmittags wieder hier sein? Gut! ich werde dem Rittmeister sagen lassen, daß ich ihn um vier Uhr nachmittags sprechen will; bis dahin ist Er ganz sicher wieder hier?

Zu Befehl, Ew. Excellenz, wenn mir nichts Menschliches passirt.

Ei, was soll Ihm denn ins Dreiteufels Namen passiren! Auf Wiedersehen!

Der Jäger machte kehrt, verließ das Zimmer, schlief vier Stunden und stieg um neun Uhr zu Pferde, nachdem er sich ein Crucifix besorgt und in die Tasche gesteckt hatte. Auf dieses Crucifix mußten Giulia und Heinrich beschwören: daß sie, um den Frieden und die Ehre der Rudau'schen Familie nicht weiter zu stören, gegen Empfang von 5000 Rubel einwilligten, fortan einander Ehegatten zu nennen und vor der Welt als solche miteinander zu leben, auch alle ihnen vorgeschriebenen Schritte zu thun, um sich den Nachforschungen irgendeines ihrer frühern Bekannten, besonders aber des Rittmeisters Julius von Rudau, auf jede Weise zu entziehen u. s. w. Die Eidesformel schloß:

„Sollte ich, Giulia Montanara, diesen Eidschwur auf irgendeine Weise brechen, so möge das Kind, das ich jetzt unterm Herzen trage, von dem Fluche seines Großvaters vernichtet werden, welcher letztere aber verspricht, dasselbe Kind von seinem Todtenbette aus zu segnen, wenn ich mein heiliges Gelübde halte und auch den Heinrich Morgenroth bewege, es zu halten. Auch ich, Heinrich Morgenroth, schwöre bei meiner Hoffnung auf ewige Seligkeit für mich und meine Geliebten, die Bedingungen dieser Eidesformel treu mein Leben lang zu halten, wenn ich nicht von derselben späterhin durch denselben Mann, dem ich den Eid jetzt leiste, den Jäger Schwendberg, etwa mündlich oder schriftlich entbunden werden sollte. Diese selbe Entbindung würde dann auch für Frau Giulia Montanara gelten."

Darunter stand das Datum und die Namen der Schwörenden, wie auch der des Schwendberg. Der Bericht über die Art, wie es dem letztern gelang, den Heinrich Morgenroth zum Aufschreiben dieses Protokolls zu bewegen, darf wol füglich fortbleiben; er würde nur eine Wiederholung der auf dem Kahne schon laut gewordenen Drohungen enthalten; es genüge, zu bemerken, daß Schwendberg nur Drohungen, aber keine Gewaltthätigkeiten anzuwenden nöthig hatte, und

daß er sogar in einigen ihm unwesentlich scheinenden Wendungen bei der Abfassung des Aufsatzes den Vorschlägen Heinrich's nachgab. Giulia's von ihrem Zustande herrührender krankhafter Schauder vor dem Leintuche, welcher durch ihren Aufenthalt in der unterirdischen Behausung eher noch gesteigert war, machte sie unfähig, irgendeiner Drohung zu widerstehen, während Heinrich wieder durch ihre Bitten sogleich widerstandslos gemacht wurde, wenn sein Unmuth gegen den schändlich geübten Zwang einmal ausbrach.

Um zwei Uhr nachmittags, als der General von seinem einsamen Mahle — denn er hatte den Sohn noch nicht vor sich gelassen — auf sein Arbeitszimmer zurückkehrte, fand er daselbst den Schwendberg vor, welcher ihm das bewußte Papier überreichte. Der General las es langsam durch, ohne sich zu setzen, und fragte dann: was soll die Entbindung am Schlusse?

Der Herr Morgenroth bestand darauf und mir schien die Sache unwesentlich.

Hm! und wer hat den Passus von meinem Segen für das Kind hineingebracht?

Den verlangte die Dame als Gegengewicht gegen den angedrohten Fluch im Falle der Eidverletzung.

Bei meiner Ehre, das gefällt mir von ihr! Sie scheint auf Treu und Glauben zu halten! wie sie nur

ihre angeborene Religion so leicht hat abschwören können? Aber ihr Wunsch soll erfüllt werden.

Der General setzte sich an seinen Schreibtisch und schrieb sogleich eigenhändig unter das Protokoll: Wenn Giulia Montanara ihren Schwur hält, so möge mein Segen dem Kinde unter ihrem Herzen Heil schaffen in dieser wie in jener Welt! Gott sei mir Sünder gnädig! Waldhausen, am 20. März 1826.

Julius von Rudau, General a. D. und Ritter.

Er stand auf, reichte das Papier an Schwendberg hin und sagte: Zeig' Er ihr das, was ich unterge- schrieben habe! — Doch halt! nein, ich brauche ja das Ding noch. — Pfui, Alter! schäme dich! du darfst nicht schwach sein!

Die letzten Worte sprach er zu sich selbst, indem er mit der geballten Faust seine naß gewordenen Augen wischte; dann steckte er das zusammengefaltete Papier in seine Brusttasche und befahl Schwendberg, um dreiviertel auf vier Uhr wieder in demselben Zimmer zu sein.

Wir haben Julius Rudau auf einem Schlitten mit Schwendberg im Walde verschwinden sehen; der letztere verließ ihn am ersten Querwege, weil er noch im Holzschlage zu thun habe; wir haben erfahren, welche Geschäfte er zu besorgen hatte. Julius kam bei dem schon schlechten Wege nicht früh in Wald-

hausen an und wunderte sich deshalb auch nicht, daß der General sich schon zur Ruhe begeben hatte; desto unerwarteter aber traf ihn die Nachricht, welche er jetzt erst hörte, daß seine Mutter gar nicht in Waldhausen einheimisch sei, sondern schon den ganzen Winter über ihrer Gesundheit wegen in der Hauptstadt verweile. Sein Herz erstarrte fast vor Schreck, als er diese Kunde vernahm. Also die sanfte Vermittlerin, auf die er gehofft, war nicht da? Auch überkam ihn jetzt mit Schreckensgewalt der Verdacht, daß der Vater seine Briefe an die Mutter unterschlagen haben müsse; sonst hätte sie ihn ja nicht ohne Antwort lassen können; dieser Verdacht steigerte seine Stimmung gegen den Vater fast zur Wuth, sodaß er die Nacht schlaflos zubrachte und auch am Morgen sehr zufrieden war, als der General ihm sagen ließ, daß er ihn vor vier Uhr nachmittags nicht sprechen könne. Bis zu der Zeit hoffte er wieder Ruhe und Fassung zu gewinnen. Draußen hatte der Regen aufgehört und ein starker Sturm fegte den Himmel von Wolken rein. Julius stürzte hinaus, um den Schauplatz seiner Jugendjahre zu durchstreifen, ließ seine heiße Stirn vom kalten, fast auf wiederkehrenden Frost deutenden Winde erfrischen und kehrte nicht eher ins Haus zurück, als bis die von seinem Vater zur Zusammenkunft bestimmte

Stunde nahe war. Er hatte alle Kraft seines Geistes aufgeboten, um sich zu sammeln und dem Vater ruhig, aber fest entgegentreten zu können, hatte auch sogar seine Uniform hervorgesucht und sich sorgfältig damit bekleidet, um keine Rücksicht auf die Liebhaberei des alten Soldaten außer Acht zu lassen.

Als Schwendberg um dreiviertel auf vier Uhr befohlenermaßen zu seinem Herrn kam, fand er denselben auch in Uniform, den Degen an der Seite, mit starken Schritten in seinem Zimmer auf- und abgehend; der Diener, welcher ihn angekleidet hatte, war bereits fortgeschickt, der General also ganz allein. Er blieb bei Schwendberg's Eintritt stehen und sagte: Jetzt kommt die Katastrophe! — Glaub' Er nicht, Schwendberg, daß ich noch ein altes Weib bin, wie vorher; nein! ich bin hart wie Stein! Der verstockte Mensch, der mich gezwungen hat, gewaltsam, wie ich es mir kaum vergeben kann, gegen ein armes, vielleicht unschuldiges Weib zu verfahren, der soll mich fest gewappnet finden, wie gegen Tod und Teufel! — Er, Schwendberg, soll im Zimmer bleiben, dort verborgen hinter jenem Schrank; aber daß Er sich nicht untersteht — es geschehe was da wolle! — ohne meinen Befehl hervorzutreten!

Es schlug vier Uhr; Schwendberg hatte den ihm

anbefohlenen Posten eingenommen; die Thür ging auf; Vater und Sohn standen einander gegenüber, beide in Uniform, der letztere in der Haltung, als bringe er eine dienstliche Meldung.

Nun, Rittmeister Rudau, zurück vom Urlaub? fragte der General in nicht gar hartem Tone, denn es schien ihm einen guten Eindruck zu machen, daß der Sohn auf seinen angedeuteten Willen eingegangen und als Soldat zu ihm gekommen war.

Der Rittmeister murmelte etwas, das vermuthlich heißen sollte: Zu Befehl, Excellenz! Dann aber, über und über erröthend, als schäme er sich der Komödie, richtete er sich stolz auf und sagte mit festem Tone: Vater, ich komme, Sie um Ihre nachträgliche Einwilligung zu meiner Vermählung mit Giulia, geborene Gräfin Montanara, zu bitten. Sie kennen aus meinen Briefen die Gründe, weshalb ich diese Bitte so spät an Sie richtete. Verzeihen Sie mir was ich gethan, weil ich nicht anders glaubte thun zu können, und nehmen Sie meine Gattin als Ihre Tochter in Ihr Haus auf!

Diese letzten Worte wurden in weichem, fast bebendem Tone gesprochen, welcher sichtlich Eindruck auf den General machte, denn auch er erröthete und seine Stimme klang keineswegs ganz fest, als er antwortete:

Hat der Rittmeister von Rudau vergessen, daß es Bedingungen gibt, deren Erfüllung unsere Familienstiftung von der Gattin des Majoratserben fordert?

Meine Frau erfüllt diese Bedingungen; sie ist von altem Adel und protestantischen Glaubensbekenntnisses.

Geworden, nicht gewesen! rief der General, indem er sich zu barschem Stolze aufriß. Eine Convertitin, die aus äußern Beweggründen Protestantin geworden ist, kann mit derselben Leichtigkeit auch wieder katholisch werden.

Ist Liebe ein äußerer Beweggrund?

Bah, Liebe! ich halte ebenso viel von so schneller Liebe als von so schneller Religion.

Sie sind freilich nicht im Stande, weder unsere Religion noch unsere Liebe zu begreifen.

Hollah Patron! soll's da hinaus? spukt Ihm der Hochmuthsteufel noch immer so im Kopf, daß Er weder weltliche noch geistliche Autorität in mir anerkennt? Nun, da soll mich doch der Teufel plagen, Ihn noch weiter zu schonen! So wisse Er denn, Musje: Ist die Person, die Er mir als Schwiegertochter ins Haus bringen will, auch vielleicht von altem Adel, hat Er ihr auch die erforderliche Religion anflicken lassen, so fehlt ihr doch der dritte Punkt —

Vater! rief der Rittmeister, indem er auf den alten

zornentbrannten Eisenfresser zustürzte und seine Knie umfaßte, Vater, ich flehe Sie an! denken Sie an meine Mutter! treiben Sie mich nicht zur Verzweiflung!

Hast du an sie gedacht? schrie der Alte, indem er sich abwendete und Thränen aus seinen Augen wollten, die er jedoch heftig zurückdrückte. Gib mir das Ding her! fuhr er dann fort, indem er auf des Sohnes in der Aufregung zufällig vom Handschuh befreite Hand starrte; gib mir den Ring her, daß ich ihn ihr zurückschicken kann, dann sollst du wieder mein Sohn sein!

Nie, solang' ich lebe, kommt dieser Ring von meinem Finger! Der Frau, die ihn mir gegeben, gehöre ich in Zeit und Ewigkeit an, sagte Julius mit fester Stimme, indem er wieder aufstand.

So geh' denn hin mit ihr, wohin du willst, nur nicht in mein Haus! das soll rein bleiben von dem Tritt der Theaterdirne!

General von Rudau, wo sind die Briefe geblieben, die ich Ihnen für meine Mutter geschickt?

Dort im Kamin! erwiderte mit höhnischem Lachen der General.

Wenn das ein anderer als mein Vater gethan hätte, so würde ich ihn einen Schurken nennen!

Geniren Sie sich keineswegs, Rittmeister von

Rudau! Es steht hier ein Edelmann dem andern gegenüber. Mit diesen Worten ging der General zur Thür des Zimmers, verschloß dieselbe und steckte den Schlüssel in die Tasche. Dann stellte er sich ruhig seinem Sohne gegenüber und zog den Degen.

Was soll das heißen? fragte der Rittmeister.

Das soll heißen, daß ich bisher noch von jedem Edelmann, der mich beleidigt hat, mit den Waffen in der Hand Abbitte oder Kampf gefordert habe.

So leiste ich hiermit Abbitte!

Ha, ha, das nenn' ich kaltes Blut! — nun, so muß ich Ihnen also anders aufspielen, um Sie zum Tanzen zu bringen, mein Herr Rittmeister! So wissen Sie denn: das Weib, um dessentwillen Sie den Fluch Ihres Vaters tragen wollen, hat Ihnen bereits entsagt und eingewilligt, fortan eines andern Mannes Weib zu sein. Lesen Sie dieses Papier! Sie sehen, ich kann noch mehr als Briefe unterschlagen, wenn ein Ehrloser, der meinen Namen mit Schande beflecken will, mich dazu zwingt!

Der Ton, in welchem der General sprach, klang so entsetzlich, daß Julius zitternd das ihm zugeworfene Papier vom Boden aufhob, entfaltete und las.

Regungslos blieb er stehen, bis er zu Ende war, dann sagte er ganz blaß werdend mit kalter, fast krei=

schender Stimme: Das ist die unerhörteste Schurkerei, die mir in meinem Leben vorgekommen ist! Oeffnen Sie die Thür!

Halt, Musje Hundsfott! Das Schimpfen scheint Er besser zu verstehen als das Vertreten Seiner Worte mit dem Degen! — Der Schlüssel steckt in meiner Tasche. — Schwendberg, komm' Er hervor, damit der da sieht, daß jemand erzählen kann, was hier passirt; aber der Teufel soll Ihn holen, wenn Er sich einmischt!

Den Schlüssel her, General Rudau, oder —

Was will Er denn mit dem Schlüssel? hin, zu Seinem Appendix? glaubt Er, daß Er die noch da finden wird, wo Er sie gelassen? „Die sind besorgt und aufgehoben, der Herr thut seine Diener loben!" Ha, ha, ha! Aber nun heraus mit seinem Flederwisch, sonst fuchtl' ich Ihn, wie Er es verdient!

Und der General trat mit wüthendem Blick auf seinen Sohn ein, als wolle er seine Drohung ausführen, da riß der Rittmeister, seiner nicht mehr mächtig, auch den Säbel aus der Scheide und sprang dem Angreifer entgegen, indem er mit Riesenkraft einen Hieb auf denselben führte; dieser Hieb schlug des Generals Degen nieder und fiel dann auf sein unbedecktes Haupt; taumelnd sank der alte Herr zu Boden. Der Rittmeister stürzte zu ihm nieder, riß den Schlüssel

aus seiner Tasche, schloß schnell die Thür auf und sprang zum Hause hinaus nach dem Pferdestall hin, während der Jäger Schwendberg sich um die Wiederbelebung seines Herrn bemühte, von dessen Stirn das Blut auf den Fußboden rieselte. Doch schlug derselbe bald wieder die Augen auf und sprach ziemlich ruhig: Er wird das Maul halten, Schwendberg, über die ganze Geschichte! Schaff' Er mir den alten Klotz zum Verbinden und seh' Er dann zu, wo der Rittmeister bleibt; führt doch eine heillose Klinge am Leibe, der Junge! Schade drum, daß — nehm' Er den Wisch da auf und verwahr' Er ihn gut!

Schwendberg hob das von Giulia und Heinrich Morgenroth unterschriebene Papier auf, welches Julius, als er den Säbel zog, hatte fallen lassen, und steckte es zu sich; dann führte er seinen Herrn nach einem Lehnstuhle, woselbst er ihm die Uniform aufknöpfte und die Halsbinde lüftete, wonach er hinausging, um den alten Chirurgus zu rufen. Als er auf die Rampe trat, sah er den Rittmeister von Rudau auf einem der besten Pferde des Stalles vom Hofe die Straße nach Sirtfließen zu hinabsprengen. Dieses meldete er, mit dem Chirurgus und Kammerdiener zurückkehrend, seinem Herrn, welcher ihm befahl, sogleich nachzureiten und, wenn irgend möglich, den Rittmeister wieder

zurückzubringen; der General lasse ihn um seiner Mutter willen bitten, zurückzukehren, um noch ein vernünftiges Wort mit seinem Vater zu sprechen. Chirurgus und Kammerdiener hörten weder die Meldung des Schwendberg noch die Botschaft des Generals an seinen Sohn, welche der Jäger ausrichten sollte, weil sie noch an der Thür standen und ganz leise gesprochen wurde. Schwendberg eilte in den Stall, sattelte daselbst das schnellste Pferd und sprengte dem Rittmeister nach. Als er bei der Uebersetzstelle von Sirtfließen auf schäumendem Rosse ankam, sah er bei dem hellen Mondlicht, welches die breite, jetzt ganz vom Eise befreite Wasserfläche beschien, einige Leute in Kähnen damit beschäftigt, ein großes Netz ins Wasser zu ziehen; er fragte, und hörte, daß sie nach jemand fischen wollten, der eben untergesunken sei. Ungefähr vor einer Viertelstunde habe der Fährmann Tamoszus, der drüben im Kruge gewesen sei, jemand vom andern Ufer des Flusses nach dem Fährmann rufen hören und zwar mit dem landesüblichen Ruf: Halliodahuh! hol' über! — Der Fährmann sei darauf in den Handkahn gestiegen, um zu dem Rufer hinüberzufahren, dem letztern müsse das aber zu lange gedauert haben, sodaß er den tollkühnen Versuch gewagt habe, auf seinem Pferde den hoch angeschwollenen und

breit ausgetretenen Fluß zu überschwimmen. Als der Fährmann schon mitten in der stärksten Strömung gewesen sei, habe er weiter abwärts den letzten Kampf des Rosses gegen das Untersinken mit angesehen; ob ein schwarzer Punkt daneben der Reiter gewesen sei, könne er nicht mit Bestimmtheit sagen.

Der Sturm hatte sich gelegt, am klaren Sternenhimmel stand ruhig leuchtend der volle Mond; es schien ein wenig frieren zu wollen. Schwendberg übernahm die Leitung bei den Versuchen, den Ertrunkenen aufzufischen; er ließ das Netz weit unterhalb im Flusse auswerfen und dann stromaufwärts ziehen, was bei der starken Strömung sehr beschwerlich war. Nicht vor Mitternacht ward der erste Zug vollendet und das Netz bis auf die Untiefe des überstaueten Ufers gebracht; weiter ließ es sich nicht hinausschleppen, weil sein Inhalt zu schwer war; Mann und Roß waren eingefangen. Schwendberg erkannte sogleich die Uniform, dann das bleiche Antlitz des Rittmeisters; der Strom zog ruhig fort unter dem Mondenlicht, als ob nichts geschehen wäre.

Julius mußte wie rasend geritten sein, denn Schwendberg, der doch sehr bald nach ihm zu Pferde gestiegen war, hatte ihn nicht mehr einholen können. Er mochte wol schon halb besinnungslos von dem Ge-

hörten und Erlebten am Flusse angekommen sein, sodaß seine Ungeduld, zu Giulia zu kommen, über seine Vernunft den Sieg davontrug und ihn in den Fluß trieb, in welchem ihn, den übermäßig Erhitzten, wol ein Schlagfluß getroffen haben konnte, da er, der doch ein sehr starker Schwimmer war, keinen Versuch gemacht hatte, durch diese Kunst sein Leben zu retten und sein Weib zu erreichen. Den Verdacht eines absichtlichen Selbstmordes darf man wol kaum aufsteigen lassen, wenn man bedenkt, wie selbstlos Julius sein Weib liebte.

Die Leiche kam mit Tagesanbruch in Waldhausen an. Als der General erwachte, ließ er sogleich Schwendberg rufen, welcher ihm alles berichten mußte; der Säbelhieb, den er erhalten, war nur flach und augenblicklich betäubend gewesen, sodaß er ihn kaum mehr fühlte; auch die Eisumschläge, welche der alte Klotz die ganze Nacht übergelegt hatte, mochten zu so schneller Besserung mitgewirkt haben. Der General stand auf, ließ sich ankleiden und besuchte die in einem unbewohnten Zimmer aufgestellte Leiche, bei welcher er wol eine Stunde lang ganz allein blieb. Dann kam er bleich, aber gefaßt aus diesem Zimmer, um sich in seinem eigenen einzuschließen. Nachmittags ließ er den Schwendberg rufen und sagte zu ihm mit festem, wenn

auch fast klagendem Tone: Die Sache ist jetzt einfacher geworden; die Leute brauchen nicht außer Landes zu gehen, wenn sie nicht wollen; mögen sie immerhin ihren Namen behalten und bleiben, wo es ihnen beliebt, wenn sie nur sonst ihren Schwur halten, als Ehegatten leben und streng das Geheimniß bewahren zu wollen. Geb' Er diesen Ring der armen Frau und sag' Er ihr, daß der Julius lebend ihn mir nicht habe geben wollen. Gott hat seinen Ungehorsam mit dem Tode bestraft — nicht jedes Verbrechen straft er so leicht! — aber es macht sich nun alles weit bequemer. Zeig' Er der Frau auch meinen schriftlichen Segen!

Der General winkte mit der Hand, und Schwendberg eilte zu den Gefangenen, woselbst er zuerst Heinrich Morgenroth allein von allem Vorgefallenen in Kenntniß setzte. Dann zeigte er Giulia die Worte, welche der General unter ihren Eid geschrieben, und gab ihr den Ring zurück, welchen sie einst am Altar ihrem Gatten gereicht hatte. Die arme Frau schien nur noch zu vegetiren und von dem, was sie sah und hörte, kein volles Bewußtsein mehr zu haben.

Schwendberg berathschlagte nun mit Heinrich, wohin er ihn und Giulia bringen solle. Heinrich wünschte zu seinem Bruder, dem Oberförster Friedrich Morgenroth in Birkenhorst zu kommen, damit Giulia unter

dessen Dache ihr Stündlein abwarten könne. Birkenhorst lag jenseit des großen Stroms, in welchen der Fluß, den wir schon kennen, einige tausend Schritt unterhalb der Wohnung des Brensies mündete. Auf dem Strome ging noch das Eis, doch war er an der Stelle der Einmündung des Flusses ziemlich frei davon, weil etwa eine Meile oberhalb eine Stopfung eingetreten war; nach des Brensies' Meinung war augenblicklich das Hinüberkommen leichter als es in den nächsten Tagen wahrscheinlich sein würde. Da stellte denn Schwendberg dem Heinrich die Wahl, ob er sofort in derselben Nacht mit Giulia das Uebersetzen wagen oder lieber noch einige Tage in der Höhle verbleiben wolle, bis die Passage ganz sicher sei; und Heinrich entschied sich, ohne einen Moment zu schwanken, für das erstere, weil er wußte, wie sehr Giulia bei dem Aufenthalt unter der Erde litt; die Unglückliche war fast besinnungslos und redete viel irre, indem sie meist von der Vorstellung geängstigt wurde, daß sie und ihr Kind lebendig begraben werden sollten. Wie glückselig athmete sie auf, als sie endlich beim Hinaustreten aus ihrem bisherigen Kerker wieder Gottes freien Himmel über sich erblickte! Es war eine klare, kalte Nacht, in welcher Giulia und Heinrich mit ihren Habseligkeiten von Schwendberg und Brensies

auf dem kleinen Kahne den Fluß hinab zum Strome und über denselben hinüber gebracht wurden; am jenseitigen Damme wurden sie in der Nähe eines Dorfs ausgesetzt und allein ihrem weitern Schicksale überlassen, während die beiden Kahnführer so schnell als möglich die Rückfahrt antraten. Giulia blieb nun bei den Sachen sitzen, während Heinrich nach dem Dorfe ging, um ein Fuhrwerk zu schaffen. Hier hörte er, daß sein Bruder in der Nähe auf Dammwacht sei, weil eine weiter unterhalb befindliche Eisstopfung mit einem Dammbruche drohe. Es war als ob der Hülfebedürftigen Ankunft den Himmel zur Abwendung der Gefahr bewegt habe, denn kaum waren sie mit dem Oberförster zusammengetroffen, so begann das Eis ruhig abzuziehen und das hochgestiegene Wasser sank von Minute zu Minute sichtbarlich, sodaß der Oberförster ohne Sorge heimkehren und seine unvermuthet angekommenen Gäste unter das schützende Dach seines Hauses bringen konnte. Kaum hatten sie dasselbe erreicht, so genas Giulia, die schon unterwegs an Wehen gelitten hatte, eines Knaben, nach dessen Geburt sie Heinrich an ihr Bett rufen ließ. Er mußte alle andern gegenwärtigen Personen bitten, zurückzutreten, dann sagte sie zu ihm in italienischer Sprache: Signore Enrico, nehmen Sie den Sohn, erziehen Sie ihn als

Ihren eigenen und halten Sie treu den Eid, damit des Großvaters Segen ihm nicht entgehen möge! — Was mich betrifft — sehen Sie dort! Er winkt mir, mein Julius! Er will, daß wir zusammen vor Gottes Thron treten! — O ich komme! — Das waren ihre letzten Worte.

Auf Julius' Mutter schien die Nachricht von seinem Tode eher stärkend als niederschmetternd zu wirken. Sie verließ die Hauptstadt und ihre dortigen Aerzte, um sich so schnell als möglich an das Krankenbett ihres Gemahls zu begeben, der nach Beerdigung seines Sohnes in dasselbe eingezogen war, um es vor seinem Tode nicht mehr zu verlassen. Der General starb noch im Herbst desselben Jahres, nachdem er vorher das Majorat von Waldhausen seinem Bruder Leopold übergeben hatte. So weich gestimmt er sich auch in den letzten Monaten seines Lebens gegen die treue Pflegerin am Krankenbette zeigte, so nahm er doch das Geheimniß von Julius' Verheirathung und den Ursachen seines Todes mit ins Grab. Auch von Mailand aus geschah keine Nachfrage nach Giulia Montanara, da deren Mutter infolge der traurigen Nachrichten, welche sie durch Heinrich Morgenroth von ihrer Tochter und

Julius Rudau erhalten, an einem Schlagflusse starb, die Geschwister der Giulia aber noch Kinder waren. So blieb es dem zeitigen Besitzer von Waldhausen vorbehalten, den eigentlichen Majoratserben dieser Herrschaft zu ermitteln, um denselben in sein Recht, das nun über zwanzig Jahre geruht hat, wieder einzusetzen. Wozu Gott der Herr seinen Segen geben wolle!

XXIV.

Kehren wir aus der düstern Vergangenheit endlich wieder zur frohern Gegenwart zurück! Nachdem Felix die Geschichte seiner Aeltern gelesen, gab er dem ihn mit Vorstellungen bedrängenden Hans Eberwehr gern nach, daß er vor allem andern persönlich sich seinen Verwandten vorstellen müsse, um ihnen die liebevolle Sorge zu danken, welche sie für ihn gehabt; danach erst könne er daran denken, von seinen materiellen Bedingungen zu sprechen; der Rath seiner Großmutter, meinte Hans, werde ihn dabei am sichersten leiten, er solle nur machen, daß er baldmöglichst in ihre Arme käme. Gegen die sofortige Abreise protestirte aber der Graf von Ahsen, welcher, als er hörte, daß Hans Eberwehr ein großer Nimrod sei, denselben nicht eher fortlassen wollte, als bis er einen Elchhirsch in den bangaidoner Wildnissen geschossen hätte. Solchem freundlichen Anerbieten war denn schwer zu widerstehen,

und erst als Hans so glücklich gewesen war, die ersehnte Jagdbeute zu gewinnen, machten beide Vettern sich auf den Heimweg nach Waldhausen, von den Segenswünschen der liebenswürdigen kurischen Familie begleitet. Für die Zukunft war ein dauernder Verkehr und homerische Gastfreundschaft zwischen Bangaidonen und Waldhausen verabredet worden, und Felix hatte versprechen müssen, sogleich nach seiner Ankunft im letztern Orte dem Grafen zu schreiben, welcher dagegen wieder zugesagt hatte, in Waldhausen anzusprechen, sobald er eine Reise ins Ausland unternehmen sollte.

Hans und Felix reisten durch Tag und Nacht fort, bis sie in Tillstadt halt machten, um den Cantor Morgenroth zu besuchen; dann ging es noch an demselben Abend weiter nach Waldhausen. Bei hellem Mondschein in warmer stiller Sommernacht passirte man die Fähre bei Sirtfließen. Mit welchen Gefühlen betrachtete Felix jetzt die leise fortziehende Flut, in der sich Mond und Sterne spiegelten; hier hatte sein Vater geendet. Nicht ohne schmerzliche Wehmuth konnte er den alten Tamoszus sehen, welcher scheu herankam, ihm die Hand zu küssen, als er im hellen Mondschein die Fähre betrat. Das Gerücht von seiner Auffindung und Anerkennung durch die Rudaus hatte sich schon in der ganzen Gegend verbreitet, sodaß der alte Fähr-

mann ihn jetzt nicht mehr für das Gespenst seines Vaters hielt.

Als sie in die Nähe von Waldhausen kamen, ging eben die Sonne auf; wie herrlich glänzte ihnen das weite Wiesenthal mit Fluß und Wald und Garten im Morgenthau entgegen! Sie stiegen am Hofthore aus und sendeten den Wagen still um die Scheunen herum nach dem Gaststalle hin, um die vielleicht noch schlafenden Hausbewohner nicht zu wecken, während sie selbst durch den Garten auf das Wohnhaus zuschritten. Da kam ihnen aus demselben eine schlanke feine Gestalt entgegen, im leichten Morgengewande, durch den breiten Strohhut vor der Sonne geschützt — es war Maria, welche zu ihrem Morgenspaziergang ausging. Hans trat ihr entgegen und reichte ihr die Hand mit herzlichem Morgengruße, den sie mit freudigem Willkommenrufe erwiderte; Felix stand blöde daneben; er sowol als Maria von Purpurglut übergossen; da nahm Hans beider Hände und legte sie ineinander; er wußte ja genug von beiden, um das zu können, denn Felix hatte ihm unterwegs mit vollem Vertrauen sein Herz geöffnet. Die drei Leute gingen nun zusammen den Waldblumenstrauß zu pflücken, den Maria ihrem lieben Großchen gewöhnlich zum Frühstück brachte und welchen heute elix derselben reichen sollte. Wie leuchtete

freudige Rührung aus aller Augen, als das geschah, als die blinde Großmutter seine Stimme erkannte, als er vor ihrem Stuhle niedersank, sie mit einem dankbaren Gebete die Hände über sein Haupt faltete und Segen auf dasselbe herabflehte — o, wie vergaß die würdige Matrone in diesem glückseligen Moment alle frühern bittern Leiden ihres gottergebenen Lebens!

Nun her zu mir, Junge! rief der wackere alte Freiherr dazwischen, als die Rührungsstille ihm zu lange währte, und Felix sprang auf, um seinem edeln Gönner in die Arme zu sinken. Dann folgte eine herzliche verwandtschaftliche Wiederbegrüßung mit Pauline, Teresa und den Knaben, welche beiden letztern Felix, wie wir wissen, in Windenburg bei Vetter Meerheim schon gesehen hatte. Auch Cherbonnchen (chère bonne), welche mit der Familie frühstückte, kam mit herzlichem Gruße heran und erhielt die ihr gebührende verwandtschaftliche Umarmung. Später nach dem Frühstücke machte Felix seinem musikalischen Freunde, dem Kassenrendanten, welcher bekanntlich die erste Violine im Streichquartett spielte, sowie den andern Gutsbeamten in Gesellschaft seines Oheims Besuche. Da er früher schon als ein junger Vetter von Rudau in Waldhausen aufgetreten war, so hatte man nicht nöthig, ihn als solchen noch besonders einzuführen; eine feierliche Vor-

stellung als Majoratsherr aber schien noch nicht thunlich, da seine öffentliche Anerkennung bei den Behörden zwar bereits eingeleitet, durch dieselben aber noch nicht bestätigt worden war. Alle Leute, welche Felix bei seiner frühern Anwesenheit in Waldhausen kennen gelernt hatte, suchte er besonders auf, um sie zu begrüßen, nur dem alten Schwendberg konnte er, wenn er auch gewollt hätte, diese Ehre nicht mehr erweisen, denn es war derselbe schon drei Tage vor seiner Ankunft begraben worden. Alle andern, wie z. B. der alte Diener Friedrich und der Kutscher Joseph, empfingen ihn mit einem freundlichen verschmitzten Lächeln, welches andeuten sollte, daß sie wohl wüßten, wer er sei, daß sie aber vorläufig davon noch keine Notiz nähmen.

Zum Ordnen der materiellen Verhältnisse wurde auf Tante Minchen's Vorschlag von beiden Parteien, nämlich von dem alten Freiherrn einerseits und Felix andererseits, Hans Eberwehr erwählt, in dessen Entscheidung beide Theile ohne Widerstreben sich zu fügen versprachen. Unser ehrlicher Hans war schnell mit der Sache fertig, indem er festsetzte, daß der Onkel Leopold auf Lebzeiten Waldhausen wie bisher fortbewirthschaften und nutznießen solle, mit der einzigen Verpflichtung, an Felix ein Jahrgehalt von 5000 Thalern zu zahlen; erst nach des Onkels Tode solle Felix selbst

das ganze Majoratsrecht antreten, ohne zu irgendeiner Abgabe an die Familie seines Wohlthäters verpflichtet zu sein. Beide Theile murrten gegen diese Entscheidung; Onkel Leopold meinte, es sei unbillig, daß er fünf Sechstel der durchschnittlichen Einkünfte von Waldhausen behalten und nur ein Sechstel dem rechtmäßigen Besitzer abgeben solle, dessen Einkünfte er überdies schon über zwanzig Jahre genossen habe; Felix dagegen behauptete, daß wenigstens Heinrich seinem Vater noch im Besitze folgen müsse, um für seinen Sohn, der doch das ihm einst sicher gewesene Erbe verlöre, einiges Vermögen sammeln zu können, und dergleichen mehr; beide Theile aber wurden ab und zur Ruhe verwiesen, indem Tante Minchen und Hans sie an ihr verpfändetes Wort erinnerten, daß sie sich der Entscheidung des letztern unbedingt fügen wollten.

So wäre denn nun eigentlich unsere Geschichte zu Ende, denn, was noch zu erzählen wäre, versteht sich ja fast von selbst, daß nämlich bei der bald stattfindenden Hochzeit zwischen Teresa Dogiallo und Adam Brandfeld die Verlobung zwischen Maria und Felix als ein öffentliches Geheimniß behandelt wurde, von dem niemand laut sprach, aber jeder wußte. Doch sollte die Verbindung des jungen Paares noch nicht so gar schnell

stattfinden; für den Winter wollte die ganze Familie nach der Residenz übersiedeln, woselbst Felix auch seiner Militärdienstpflicht genügen sollte; danach wurden für den jungen Mann noch Reiseplane entworfen und im ganzen beschlossen, daß vielleicht in zwei Jahren von der Hochzeit die Rede sein könne, da Maria ja jetzt erst ihren siebzehnten Sommer erlebe u. s. w. Der Mensch denkt und Gott lenkt.

Die einzige Figur aus dieser Geschichte, von der wir vorläufig noch etwas Gewisses mittheilen können, ist Hans Eberwehr, welchen wir bald nach Adam Brandfeld's Hochzeit auf der Insel Helgoland antreffen, woselbst er, über Weltverbesserungsplanen brütend, mitten unter Tausenden ein einsames Leben führt. Ihn drücken die Körperschranken! Weit gescheidter aber und für ihn selbst weit zuträglicher wäre es freilich wol, wenn er alle Besserungskraft, die er überhaupt aufbieten kann, lieber sich selbst zuwenden möchte als der Welt, die seiner nicht bedarf, um auf ihrer Bahn weiter fortzurollen. Weshalb war Hans Eberwehr nach Helgoland gegangen? Hatte ein Arzt ihn dahin gesendet? Schwerlich; wohl aber hatte er selbst in einer Consultation mit Onkel Leopold sich die vorläufige Entfernung von Waldhausen und den Gebrauch eines kräftigen Seebades verordnet, welches auf stark

angestrengte Nerven im allgemeinen wohlthätig zu wirken pflegt. Zum Winter sollte Hans dann wieder nach Waldhausen heimkehren, um den lieben Onkel während dessen Aufenthalt in der Residenz daselbst zu vertreten.

Es folgen hier noch einige Gedichte, welche der einsame Hans in seiner damaligen Stimmung auf Helgoland niederschrieb. Möge der freundliche Leser denselben einen wohlwollenden Blick schenken, wenn sie auch über den weitern Verlauf unserer Geschichte keinen Aufschluß geben.

Erinnerung an Helgoland.

Begrüßung.

O, Helgoland, du freies Land,
Du Burg im weiten Meere!
Dein Wall ringsum die rothe Wand,
Das Weltmeer Wasserwehre;
O, Rettungseiland aller Noth,
Zu dir die Segel schwellen,
Du helles Land, weiß, grün und roth,
In Licht und Luft und Wellen!

Doch wenn dich nächt'ger Sturm bekriegt,
Die Wolkenbären jagen,
Beiflatternd Nebelschleier fliegt,
Zum Rand die Wellen schlagen,
Dann trotzest du mit Heldensinn,
Ob hundert Wunden klaffen:
„Die Stirn dem Feinde! hin ist hin!
Die Nacht muß Morgen schaffen!"

Die Dämonen der Insel.

Ein Knab' erwuchs auf Helgoland
Aus hoher Asen Samen,
Der stärkste Hün' im ganzen Land,
Djunk Mörner *) war sein Namen;

*) Djunk Mörner, d. h. der schwarze Mörner, ist der Name eines einzeln stehenden dunkeln Felsen bei Helgoland.

Scharf falkensichtig lugt er aus
Nach Beute rings im Meere,
Von Klipp' auf Klippe sonder Graus
Er springt am Riesenspeere.

Schön Leechta *) ruht in weitem Glanz
Auf weichem Wellenpfühle;
Voll Sonnenschein ihr Perlenkranz,
Der Wind war ihr Gespiele.
Djunk Mörner schaut vom Felsen her,
Sie grüßt so hold zurücke,
Da zieht es ihn hinaus aufs Meer,
Er wogt in freiem Glücke.

Auf kleinem Nachen schwamm er hin
Der kühne Fischerknabe;
Die Meerfrau lächelt ihm Gewinn,
Sie schenkt ihm reiche Gabe,
Ein Schiff, meergrün und weiß wie Schnee,
Mit Mast und festem Buge;
Das trotzt dem Sturm bei jeder See
In leichtem Segelfluge.

Nun fuhr der starke Mörner frei
Auf nah' und fernen Meeren;
Schön Leechta schwimmt wol nebenbei,
Bedarf nicht Bordes Wehren;
Oft leuchtet sie, ein weicher Glanz,
An seiner dunkeln Seite,
Rings um sie her der Wellen Tanz
Als heiter Brautgeleite.

---

*) Leechta, d. h. die Lichte, Helle. Ein aus dem Meere sich erhebendes Felsenthor bei Helgoland heißt Leechta's Gatt.

Und bei der Sonne Glutenstrahl
Führt sie durch Grottenhallen
Den Liebsten ein zum Palastsaal
Von Perlen und Krystallen;
Tief in der Insel rothem Stein —
Fernher die Wellen rauschen —
Da kosen sie beim Dämmerschein,
Der sittsam scheut zu lauschen.

Doch horch! vom Meere braust heran
Mit wilden Wetterstürmen
Nordwest, des Mörner's Seekumpan,
Auf schwarzen Wogenthürmen.
Hinauf zur Warte springt der Held,
Da sieht ein Schiff er schwanken
Auf weitem wüsten Wellenfeld
An tück'schen Felsenbanken.

Ohn' Anstand fährt er hin zum Schiff,
Schön Leechta schwimmt daneben;
Sie hebt ihn über jedes Riff,
Macht ihm die Brandung eben;
So lootset er mit leichtem Muth
Den Spanier in den Hafen; —
Wie da zwei Augen voller Glut
Den jungen Hünen trafen!

Zwei schwarze Augen sammetweich,
Doch heiße Mittagsstrahlen
Entblitzen diesem Sonnenreich
Und zünden Liebesqualen;
Tief nächtigblau erglänzt ihr Haar,
Zum Knie die Flechten hangen,
Antlitz und Glieder wunderbar
Voll Seligkeit und Bangen.

Avara hing an Mörner's Brust,
Er trug sie auf den Armen
Vom Schiff ans Land voll heißer Lust;
Schön Leechta mit Erbarmen
Fühlt ihres Liebsten schlagend Herz,
Sie fühlt sein wildes Sehnen;
Fort lächelt sie den eignen Schmerz,
Zerdrückt die eignen Thränen;

Und öffnet ihren Bergpalast
Zu liebetrunknem Kosen
Dem glühnden Paar — o süße Rast
Inmitten Sturmes Tosen! —
Doch über ihren Häuptern tost
Piratenrache schlimmer;
Sie rast, um Mörner's Raub erbost,
Schafft Mord und Brand und Trümmer.

Da steigt Djunk Mörner auf zu Tag
Und schaut's, Hand überm Auge;
O Todeswuth! wie Wetterschlag
Hin fährt er: „Erde, sauge
Der Hunde Blut, die Fluch und Mord
Für Lebensrettung gaben!
Der See die Leichen! mögen dort
Sie Möv' und Haifisch laben!"

Gereinigt ist das Eiland bald
Von diesen schnöden Gästen;
Djunk Mörner Spiel und Sang umhallt
Bei frohen Hochzeitsfesten;
Avara ward sein Erdenweib,
Genoss' von Bett und Tische,
Doch an Schön Leechta's süßem Leib
Sucht oft er Wellenfrische.

Avara war Hispaniens Kind,
Sie sieht's mit bösem Blicke,
Daß eine andre Mörner minnt
In stetem Jugendglücke;
Das Alter naht Schön Leechta nicht,
Ihr freudig Götterleben
Hat sie, gezeugt von Well' und Licht,
Dem Liebsten treu ergeben.

Doch jene nährt in neid'scher Brust
Ein eifersüchtig Hassen;
Sie weckt im Gatten Goldes Lust,
Treibt ihn ohn' Unterlassen
Auf Beutezüg' in ferne Land',
Aufs Meer zu wildem Hausen;
Bald ist der Räuber wohlbekannt,
Man nennt ihn nur mit Grausen.

Darob erzürnt rückt feindlich an
Mit mächtigem Geschwader
Der Dänenkönig; Mörner sann
Auf List; tief in der Ader
Des Felsens barg er Weib und Kind,
Sein Schiff und alle Schätze;
Rings um das Eiland schläft der Wind,
Die Fischer warfen Netze.

Der König staunt: „Wohin verschwand
Zur Nachtzeit das gejagte
Piratenschiff? hier an dem Rand
Der Felseninsel ragte
Doch gestern Abend hoch sein Bord;
Wie konnt' er nur entfliegen
Bei Morgens Windesstill'? im Port
Ganz sicher muß es liegen."

Er steigt ans Land, durchsuchet rings
Die schroffe Felsenküste,
Er spähet rechts, erforschet links
Die stille Wellenwüste,
Doch nirgends zeigt sich eine Spur
Von Mörner und den Seinen;
Die ruhn tief unter grüner Flur,
Umwölbt von Grundgesteinen.

Geöffnet hatte schnell ein Thor
Schön Leechta Mörner's Schiffe,
Doch als es drinnen, schob sie vor
Gestein und Felsenriffe;
Kein Mensch naht ihrem Meerpalast,
Sobald sie den verschlossen,
Wenn nicht ein mitgeborgner Gast
Verräth die Schutzgenossen.

Drum kost mit ihres Herzens Lust
Sorglos das Kind der Wellen!
Avara sieht's; in ihrer Brust
Wildringelnde Nattern schwellen;
Zu Tage steigt sie, düstre Glut
Im Auge; bleich und hager:
„Auf, König, gürte dich mit Muth!
Führ' dich zu Mörner's Lager."

Der König starret an das Weib:
„Bist du der Höll' entstiegen?" —
„Nur auf! des Räubers sünd'ger Leib
Soll schlafend vor dir liegen,
Wenn du mir folgst auf dunkelm Pfad
Mit schweigenden Genossen;
Ha, wälze sich in blut'gem Bad
Die Nixe schwer verdrossen!

„Schwach ist sie, andern Weibern gleich
Wenn beide schlummernd liegen,
Machtlos im eignen Zauberreich
Die Hexe; leicht bekriegen
Wirst auch den Mörner tief im Schlaf;
Drum auf, es muß gelingen!
Ihr, die mein zuckend Herz mir traf,
Will ich Vergeltung bringen!“ —

Der König winkt: „Die Mannen dort
Nicht kennen Furcht noch Bangen;
Die führe zum verborgnen Ort,
Daß sie den Räuber fangen;
Und führst du sicher, hohen Lohn
Wirst du von mir erwerben,
Doch logst du hier vor meinem Thron,
Sollst du die erste sterben.“

O, ruhig klare Sommernacht
Vom Sternenhort erhellet,
O, mondbeglänzte Meerespracht,
Wie weit dein Leuchten wellet!
Ein heilig Dunkel dich umfließt
In weich begrenzten Wogen,
Das ganze Schönheitsrund umschließt
Der ferne Himmelsbogen.

Kein Blick traf solche Herrlichkeit
Aus hohlem Rächerauge;
Avara zählt ihr Mordgeleit
Und prüfet, ob es tauge
Zum finstern Werke dieser Nacht;
Mit funfzig Weichbeschuhten
Schleicht sie durch Höhlengänge sacht
Dorthin, wo jene ruhten.

Schön Leechta schlummert weiß und rein
Wie Mondeslicht auf Wellen,
Der Marmorglieder duft'ger Schein
Will rings den Raum erhellen;
Wie Meeresschattendunkel schließt
Ihr Freund das feuchte Glänzen
In stille Arme, weich umfließt
Ihr Licht sein tief Ergänzen.

Leisathmend ruht so hold das Paar
Vereint in Liebesbanden!
Fast zaudert drob der Männer Schar,
Die schon am Lager standen;
Avara nur, im hagern Leib
Die wuthgeschwollne Schlange,
Den eignen Gatten schlägt das Weib
Mit grimmem Fieberdrange.

Den Todesdolch im Herzen fährt
Djunk Mörner auf vom Traume,
Bewußtlos greift er nach dem Schwert,
Doch stürzt er, gleich dem Baume
Vom Sturm gefällt, und schlägt im Fall
Das schwarze Weib mit nieder;
Rings dröhnt der Höhlen Widerhall
Vom Sturz der Riesenglieder.

Da hebt sich's weiß vom Lager auf
Und sieht mit starrem Blicke
Den bleich entsetzten Männerhauf',
Der weichet scheu zurücke.
Der Liebste sterbend? an die Stirn
Sie greift mit beiden Händen
Und schwinden fühlt sie's im Gehirn,
Ihr Menschenleben enden.

Als eine Welle rauscht sie hin,
Den Liebsten zu umfangen,
Da wächst und schwillt ihr Nixensinn,
Vernichtendes Verlangen;
Sie schwillt und wächst, den Bergpalast
Erfüllen Flutgewalten,
Hoch bäumt sie auf mit toller Hast,
Daß die Gewölbe spalten.

Und aus der Spalte steigt empor
Ihr Haupt in weißen Schäumen:
„Hei, Sturm und Blitz, Gewitterchor,
Herbei, herbei, ohn' Säumen!
Ihr, schwarzen Schwestern, brandet her
So hoch als ich euch rufe!
Schlagt eure Arme riesenschwer
Ins Mark der Felsenstufe!"

Sie kommen an, sie rauschen auf,
Zurück den Raub sie tragen,
Verschlingen ihn und neu bergauf
Die Flutenkrallen schlagen;
So schwand in weiten Meeresgrund
Des Eilands Kern für immer,
Schön Leechta schlug in kurzer Stund'
Den Bergpalast in Trümmer.

Die eine Wand nur ließ sie stehn,
Djunk Mörner's Sarkophagen,
Die könnt ihr staunend heut' noch sehn
Starr aus den Wellen ragen;
Gewölbte Höhl' und Felsenthor
Des Helden Namen tragen,
Auch Leechta's Gatt ragt weit hervor,
Ringsum die Fluten schlagen.

Vor Helgoland ein ew'ger Tanz
Der Well'n an steilen Wehren;
Schön Leechta ruht im Sonnenglanz
Nicht fern auf freien Meeren;
Im Schwarzgewölk Djunk Mörner kreist,
Die Seinen zu bewahren
Bei Sturmesnoth; zum Inselgeist
Schuf das Geschick Avaren.

Die spukt wol hier und da, doch mag
Sie nie sich Herrin wähnen;
Denn Leechta's Hellsinn kommt zu Tag
Bei allen Inselschönen;
Djunk Mörner auch hält Männermuth
In Stürmen unbescholten,
Und wenn ein Räuber unrecht thut,
Er hat's ihm schlimm vergolten.

Steh' drum der Sachseninsel Rest
Noch lang' in alten Ehren!
Ihr Deutschen, zu Forsete's *) Fest
Mögt einst ihr wiederkehren!
Hier opferten vor grauer Zeit
Gar freie deutsche Mannen
Dem Gotte der Gerechtigkeit,
Dem Schrecken der Tyrannen!

---

*) Forsete, der Gott der Gerechtigkeit, einer der Asen, wurde in den heiligen Hainen der Sachseninsel verehrt. So hieß vor Zeiten das deutsche Eiland, dessen Ueberbleibsel jetzt das den Engländern gehörige Helgoland ist.

Nächtliche Umschiffung der Insel bei Uferbeleuchtung.

Leise schwebt um Helgoland der Nacht Gefieder,
Ein ätherisch ehrner Spiegelglanz das Meer
Und so still die Luft; vom klaren Himmel nieder
Schaut der Halbmond und der kleinen Sterne Heer;
Unten nur umdunkeln trübe Nebelschichten
Rings den Horizont, doch wo die Sonne sank,
Webt der Hoffnung Reich in freien grünen Lichten;
Holde Täuscherin, für deine Träume Dank!

Auf dem spurlos vieldurchfurchten Elemente
Schwimmt und wimmelt schon der schwarzen Schifflein Schar;
Welch Geschwader! wer die Menschen alle kennte,
Manch verborgne Schönheit würde dem wol klar;
Tausend Herzen schlagen freudig hier zusammen
Voll Erwartung, keins das meine kennt;
Tausend Liebesquellen harrn der Festesflammen,
Keine stillt den Durst, der mir im Herzen brennt!

Und so fahr' ich weiter kalt und still im Kahne,
Ringsum lärmt Musik und lauter Ruderschlag;
Einsam bleib' ich unter Menschen mit dem Wahne,
Schnell zu tauschen, was die Seele schenken mag;
Jeder überwacht des Nächsten Mund und seinen —
Doch, welch thöricht Grübeln stört mir da die Lust?
Seh' ich einsam doch den Mond so herrlich scheinen!
Meeres Glanz und Athem füllt mir Aug' und Brust!

Dort die Küste starrt mit schwarzem Angesichte,
Tief im Schatten ruht Nadhuren und der Hengst *),

---

*) Nadhuren (d. i. Nordhorn) heißt die Nordspitze von Helgoland, der davorstehende Felsen hat den Namen Hengst, vielleicht zum Andenken an Hengist, den Führer der Angelsachsen.

Aber schau: der Mond mit sanftem Silberlichte
Blickt durchs Grundgewölbe flutdurchbrochen längst;
Und nun plötzlich glühet auf ein rothes Feuer,
Leechta's Gatt erscheint ein schaurig Höllenthor,
Drinnen tanzen Riesenschatten ungeheuer
Mit gespenstig grauen Buben grellen Chor.

Schon verschwand das Bild und um Nadhurens Spitze
Schwimmt mit Ruderschlaggepolter unser Heer,
Da entzündet sich in jeder Felsenritze
Ein Altar, Gestalten wirren wild umher;
Schmuggler und Piraten glaubst du hier zu schauen,
Die beim Küchenfeuer theilen ihren Raub,
Dort die Hölle wieder mit Dämonengrauen
Glüht in Zauberlicht und Rauch und Funkenstaub.

Aber senkst du deinen Blick zum Meere nieder,
Sieh', welch Demantleuchten, welch ein Silberglanz
Sprüht von jedem Ruderschlag! Du fühlest wieder
Zu der Flutenkühle dich gezogen ganz,
Schöpfest mit der Hand krystallner Funken Fülle,
Siehst sie leuchten, schwinden — sehnsuchtsvolle Lust!
O verborgne Schöne, fällt des Schleiers Hülle?
Ruhn wir selig einst an deiner Schwanenbrust?

Der erste Septemberabend.

Ein Kohlenschiff von England kam,
'ne mürbe Galeass',
Wie die Nordwest zum Tanze nahm,
Ward leck das alte Faß.

Die Pumper hatten schweren Dienst,
Als sie vor Anker kam
An Helgoland; nicht viel Gewinst
Die Lootsengilde nahm.

So sahn und hörten wir am Strand,
Da rief ein wackrer Christ,
Der unter uns war wohlbekannt:
„Ihr Herr'n, 'ne Partie Whist!"

Wir folgten; doch zu lockend blies
Der Wind, weit schäumt die See,
Mir ward die Stub' ein eng' Verließ:
Hinaus zur Klippenhöh'!

Schon dunkelt' es im weiten Kreis,
Als ich zum alten Thurm
Gelangte; ohne Feu'r, ein Greis,
Trotzt er wie sonst dem Sturm.

Den Alten liebt auf Helgoland
Jedwedes Kind; man spricht:
„Als noch das Feuer oben brannt',
Viel weiter sah man's Licht.

„Der neue, weiße, glatte Wicht
Mit seinem Reverber',
Vor Sonn' und Winden schützt er nicht
Den, der bewacht das Meer."

Hier auf den Bänken groß und klein
Verträumt den langen Tag
Am Thurm in Sturm und Sonnenschein,
Solang' er halten mag.

Und schwärzer wird ringsum die Flut
Vom Wolkengrau bedeckt!
Zum Rande tret' ich, von der Wuth
Des Windes nicht erschreckt.

Hier steh' ich leicht, doch jene dort,
Die Buben, jagt der Sturm
Vom scharf umwehten Vorsprung fort;
Sie fliehn zum alten Thurm.

Ei schau: zwei Dämchen noch lavir'n
In der Kartoff'lallee;
Die muß ich näher inspicir'n,
Eh' ich zum Nordhorn geh'!

Schon streben selber sie zum Rand,
Zwei Fräulein wohlgestalt;
Die gleißend seidenen Gewand
Zerknittert Windsgewalt.

„Was sucht dein braunumlockter Blick
Tief unten am Klippengrund?"
Als Antwort lächelt sie zurück:
„Jung bin ich und gesund."

Gesund und jung läuft sie nach Haus,
Zu wärmen sich am Thee;
Schon gut, daß ich im Sturmgebraus
Nicht seid'ne Fähnlein seh'!

Am Nordhorn düstre Schattennacht;
Wen muß mein Auge sehn
Inmitten aller Wettermacht
Dort auf der Klippe stehn?

Ist das ein schwarzer Riesengeist,
Der wild dem Winde dräut?
Ist's Maler Gädke, der hier dreist
Ein Nachtmeer conterfeit?

Von beiden keiner; einsam stand
Ein Männlein ohne Hut;
Frei fliegt sein Haar und schwarz Gewand
Im Sturm; er trotzt mit Muth.

Ich aber von der langen Bank,
Wo's nimmer heftig weht,
Schau' zu, wie der im Wetterdrang
So geisterkräftig steht.

Mich freut's, wie dunkelschwarz das Meer
Die Spitze rings umfließt,
Wie dort vom Nachtgewölke schwer
Der Regen niedergießt.

Welch schaurig, düstergroßes Bild!
Auf schmalem Felsenrest,
Umbraust von Elementen wild,
Ein Mann so stolz und fest!

Wie mich der Trotzkopf dort erblickt,
Verläßt er seinen Platz.
Ich sprach: „Fürs kahle Nordhorn schickt
Sich solche Wetterfratz'."

Drauf er: „Nur wer dort vorne stand,
Kennt ganz des Windes Macht,
Wenn Wellenschaum mit Kies und Sand
Ins Angesicht ihm kracht'.'

„Das muß ich näher revidir'n",
Entgegnet ich dem Mann,
„Man will doch selber gern probir'n,
Was man ertragen kann."

Und Neugier leitet, Vorsicht schützt
Mich längs der schmalen Wand;
Wie Hagel mir's entgegensprüht,
Doch hielt ich munter Stand.

Entgegen an der Spitze vorn
Dem Wehen stemmt' ich mich;
Tief unten schäumt in weißem Zorn
Die Brandung fürchterlich.

Nun kam ein Windstoß — Teufel auch!
Da galt es feste stehn
Ganz breit gespreizt! fast auf dem Bauch
Mußt' ich den Rückweg gehn.

Froh war ich, als ich wieder saß
In Ruh' auf meiner Bank,
Wo tief aufathmend bald genas
Die Brust vom Sturmesdrang.

Wol scheint in Kampfesnacht ein Held
Uns andern riesengroß;
Er selbst, auch wenn er siegt im Feld,
Fühlt sich des Ruhmes bloß.

Nur etwas stärker noch der Stoß,
Dann, hoher Held, ade!
Wol machen Will' und Thaten groß,
Doch Glück im Bunde steh'!

Napoleon! — wol bebte Welt
Bei deines Namens Schall! —
Auf schneebedecktem Leichenfeld
Verstummt der Widerhall!

Mich trieb der Regen bald nach Haus,
Nicht gerne leid' ich den;
Das schwarze Männlein blieb noch drauß;
Mag's ihm recht wohl ergehn!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.